Staatl. Bibliothek
Regensburg

III. 383. 1

Heft 4656

Neuer historischer Bilder-saal

für

die Jugend

und für

alle Liebhaber einer unterhaltenden historischen Lectüre

von

Samuel Baur.

Erster Theil,

mit fünf Bildnissen.

Dessau und Leipzig,

bey Georg Voß.

1808.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Neuer

historischer Bildersaal

für

die Jugend

und

für alle Liebhaber

einer

unterhaltenden historischen Lektüre.

Von

Samuel Baur,

Prediger in Göttingen und Albeck bei Ulm.

Erster Theil.

Mit fünf Bildnissen.

Dessau und Leipzig,

bei Georg Voß.

1808.

Vorrede.

Der neue historische Bildersaal, den ich hier eröffne, soll nach meinem Wunsche belehren und unterhalten. Er enthält charakteristische Schilderungen großer und denkwürdiger Personen aller Zeiten und Völker, lesbar für jeden, der seine Erholungsstunden mit einer nicht blos zeitkürzenden, sondern zugleich auch instruktiven Lectüre auszufüllen wünscht. Es war nicht mein Gedanke, ein solches Werk zu schreiben; der Verleger, mein sehr geschätzter Freund, forderte mich dazu auf, und ich wünsche aufrichtig, daß er sich in der Wahl dessen, der seine Idee auszuführen anfängt, nicht geirrt haben möge.

Zunächst ist dieser historische Bildersaal für die junge Lesewelt von zehn bis achtzehn Jahren bestimmt; für Jünglinge und Mädchen dieses Alters, die in der ersten Erziehung und Bildung nicht verwahrlost worden sind, die einen offenen Kopf und Empfänglichkeit für nützliche Belehrung haben. Für eine solche Jugend dürfte der Vortrag und der ganze Inhalt nicht viel Schwieriges oder Dunkles haben; wenigstens lasen meine Kinder (Knaben von neun und zwölf Jahren) mehrere dieser Biographien mit Vergnügen, und ohne daß ich nöthig gehabt hätte, Vieles zur Erklärung beizufügen. Aus einem solchen Buche alles zu entfernen, wobei ein junger Leser anstoßen könnte, ist beinahe unmöglich, wenn man nicht viel Interessantes unberührt lassen, oder in eine Weitschweifigkeit verfallen will, die gewiß nicht zur Empfehlung einer Jugendschrift dienen kann. Meines Erachtens soll man in Schriften für die Jugend sich zwar zu ihr herablassen, aber sie neben bei auch zu sich heraufziehen, damit sie frühe gewöhnt werde, an einem ernsthaft belehrenden Vortrage Vergnügen zu finden. Zur Lösung eines Zweifels und zur Aufhellung einer Dunkelheit, die doch nicht die Hauptsache betreffen können, wird sich wohl überall ein Lehrer finden, der den wißbegierigen und aufmerksamen jungen Leser zurechte weist.

In einem Bildersaale, wie der gegenwärtige ist, sieht sich die Jugend gewiß nur dann gerne um, wenn sie in ihm Sachen findet, die sie anziehen, angenehm unterhalten, ihre Neugierde reizen und auf eine gefallende Art befriedigen. Die Geschichte aller Zeiten und Länder erzählt uns die Thaten und Schicksale vieler Menschen, die in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig lassen. Aber unter ihnen die beste Auswahl zu treffen, ist schwer, und noch weit schwerer ist es, ein treues, gefallendes und anziehendes Bild von dem zu entwerfen, den man sich zu portraitiren vorgenommen hat. Ich kann mir ohne Anmaßung das Zeugniß geben, daß ich mit Bedachtsamkeit, und mit steter Hinsicht auf eine angenehme Abwechslung, ausgewählt habe, und bei jeder Biographie, die ich aufnahm, dacht' ich mir die Gründe deutlich, aus denen ich ihr eine Stelle einräumte. Ob mir aber auch die Darstellung selbst gelungen sey, und ob ich meinen jungen Lesern von den Personen, deren Leben ich erzähle, recht viel Interessantes und angenehm Belehrendes zu berichten wisse, mögen andere entscheiden.

Das glaube ich annehmen zu dürfen, daß ein solches Buch, wofern es seiner Absicht entspricht, nicht unter die unnützen gehört, deren es im päda-

gogischen Fache so viele gibt. Wir haben an zweckmäßigen Biographien für die Jugend gar keinen Ueberfluß. Man bedenke die Zahl der geographischen Bücher, der Schriften zur Länder = und Völkerkunde, der wahren und erdichteten Reisebeschreibungen, der naturhistorischen Unterhaltungen für die Jugend: ist nicht ihr Name Legion? Wollen wir unsere Jugend immer in alle Winkel der bekannten und unbekannten Welt herum führen, und sie nicht auch mit den großen Männern bekannt machen, welche die Ehre der Menschheit sind? Eine gut geschriebene Biographie ist gewiß ein treflicher Spiegel, in den der Jüngling niemals ohne Nutzen schauen wird. Hier wird ihm an Thatsachen gezeigt, was der Mensch seyn und werden kann; hier wird in ihm Tugendliebe und Abscheu vor dem Laster erzeugt, und es wird zugleich in seiner Seele der edle Wunsch geweckt, sich auch einmal Verdienste um seine Nebenmenschen zu erwerben. Und der Jüngling, der sich den Wissenschaften widmet, bereitet sich durch eine solche Lectüre gewiß sehr zweckmäßig auf das systematische Geschichtsstudium vor, oder verbindet sie mit demselben und mit dem Lesen der alten Classiker.

Ferne sey es indessen von mir, der Lobredner der Lebensbeschreibungen auf Kosten geographischer

Schriften und der Reisebeschreibungen für die Jugend zu werden. Ist doch die Geographie das eine Auge der Geschichte! Aber ich glaube mit Zustimmung eines jeden Kenners unsrer Literatur behaupten zu können, daß weit mehr Zweckmäßiges im geographischen, als im biographischen Fache für die junge Lesewelt geschrieben worden ist. Auch ist der Dünkel weit von mir entfernt, daß ich hier eine neue Bahn eröffne, denn wem wären mehrere sehr zweckmäßige historische und biographische Schriften für die Jugend unbekannt? Aber ich glaube, auf diesem Felde sind noch viele schöne und wohlriechende Blumen zu pflücken, und ich werde mich bemühen, sie für die Jugend in gefällige Sträuschen zu binden.

Doch nicht allein auf die Jugend ist mein Absehen gerichtet, sondern ich wünsche auch erwachsene Leser, die ihre Erholungsstunden nützlich und angenehm ausfüllen wollen, zu befriedigen. Wenigstens glaube ich, daß diejenigen, welche bei meinen „Interessanten Lebensgemälden der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts in 6 Bänden“, und bei meiner „Gallerie historischer Gemälde, ebenfalls in 6 Bänden“ einige Befriedigung gefunden haben, sie hier auf dieselbe Art finden werden.

Von ihrem Beifalle allein wird die Fortsetzung dieses Bildersaals abhängen, und ich werde mir es angelegen seyn lassen, durch die That zu beweisen, daß ich ernstlich bemüht bin, diesen Beifall immer mehr zu verdienen.

Göttingen,
zur Jubilate = Messe,
1808.

Samuel Baur.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Alte Geschichte.

I. Aelteste Menschengeschichte.

Abraham. Stammvater des jüdischen Volks. 5

II. Griechen.

1) Gesetzgeber.

Lykurg. Gesetzgeber von Sparta. 27

2) Philosophen.

Pythagoras. Stifter einer philosophischen Schule. . . . 49

III. Römer.

Romulus. Erbauer und erster König von Rom. . . 73
Numa Pompilius. Zweiter König von Rom. . . 90
Tullus Hostilius. Dritter König von Rom. . . 101
Ancus Martius. Vierter König von Rom. . . 106
Tarquinius der Aeltere. Fünfter König von Rom. . 109
Servius Tullius. Sechster König von Rom . . . 115
Tarquinius der Stolze. Siebenter und letzter König von Rom. 127

IV. Lydier.

Crösus. König von Lydien. 136

V. Sizilianer.

Agathokles. Tyrann von Sizilien. 153

Zweite Abtheilung.

Neuere Geschichte.

I. Regenten.

1) Deutsche.

Karl der Große. König der Franken und erster deutscher Kaiser. 173

2) Morgenländer.

Saladin. Sultan von Aegypten. . . . 208

II. Religionsstifter.

Mahomed. Stifter der mahomedanischen Religion. . . 218

III. Dichter.

1) Italiäner.

Dante Alighieri. Staatsmann und Dichter aus Florenz. 236

2) Engländer.

John Milton. Ehemaliger Secretair bei dem Staatsrathe in London. 249

3) Deutsche.

Hans Sachs. Schuhmacher in Nürnberg . . 259

Martin Opitz. Königl. Polnischer Historiograph und Secretair. 273

IV. Künstler.

Albrecht Dürer. Maler in Nürnberg. . . 280

Hans Holbein. Maler in London. . . 293

V. Schauspieler und Theaterdichter.

1) Engländer.

William Shakspeare. Schauspieler und Theaterdichter in London. 300

2) Franzosen.

Jean Baptiste Poquelin de Moliere. Schauspieler und Theaterdichter in Paris. 311

VI. Mathematiker.

Johann Kepler. Kaiserlicher Mathematiker. 331

Neuer
Historischer Bildersaal.

Erster Theil.

Erste Abtheilung.

Alte Geschichte.

I.

Aelteste Menschengeschichte.

A b r a h a m.

Stammvater des jüdischen Volks.

Ich führe meine jungen Leser und alle diejenigen, welche meinen Erzählungen ihr Ohr leihen, in eine Zeit zurück, da es in der Welt ganz anders aussah als jetzt. Ein großer Theil des Erdbodens war damals unbewohnt, die Menschen lebten nicht in so engen gesellschaftlichen Verbindungen als jetzt, und ihre Lebensart war die einfachste. Jagd, Fischerey, Ackerbau und Viehzucht waren ihre einzige Beschäftigung, ihre Nahrung und ihr Reichthum. Geld gab es nicht, und tausend Dinge, die wir jetzt zu den Bedürfnissen rechnen, und ohne die wir kaum leben könnten, waren damals völlig unbekannt. Daß von alle den Erfindungen der Bequemlichkeit, des Luxus und der Mode, die bei uns so häufig und zahllos sind, damals nichts vorhanden war, bedarf keiner Erwähnung. Eingeschränkt auf die ersten Bedürfnisse des Lebens, lebten die Menschen von den Erzeugnissen ihrer Felder, deren Zubereitung höchst einfach war, von den Früchten der Bäume und von

ihren Heerden. Die Felle derselben schützten sie in ihren Hütten vor dem Ungestüme der Witterung, in kältern Gegenden kleideten sie sich auch in dieselben, und benutzten zugleich ihre Milch; diese war ihnen nicht nur ein angenehmes Getränk, sondern sie lernten auch allmählich Butter und Käse daraus zubereiten. Bei dieser einfachen Lebensweise wußten sie wenig von Krankheiten, und ihr Zustand war in der That glücklich zu nennen.

Für Menschen, denen so wenig Mittel zu Gebote stunden, sich gegen die Einflüsse einer ungünstigen, kalten und rauhen Witterung zu verwahren, und die es erst allmählich der Natur ablernten, ihr Früchte abzugewinnen, schickte sich indessen kein anderer Wohnort, als ein solcher, der es ihnen leicht machte, ihr Daseyn zu sichern, und ihre Nahrung ohne viele Beschwerde zu finden. Es mußte ein Land seyn, das fast das ganze Jahr hindurch Früchte trägt, das eines sanften Himmelsstriches sich erfreuet. In einem Lande, wie Schweden oder Rußland, würden die ersten Menschen bald erfroren oder verhungert seyn. Aber in der Mitte von Asien breiten sich Landstriche aus, wo man, um die Bedürfnisse des Magens zu befriedigen, die Hände nur ausstrecken darf; wo der Körper weder durch drückende Hitze noch durch empfindliche Kälte leidet. Hier fand der Mensch alles, was er nöthig hatte. Statt des Hauses, worin er vor der Kälte sich verbergen konnte, diente ihm, weil es überall hier warm war, die ganze weite Natur. Als die nasse Jahreszeit eintrat, fand er unter Bäumen, oder auch in Lauben und Hölen, Schutz und Obdach. Hier war auch, da die Bäume immer Früchte trugen, für seinen Tisch am besten gesorgt. Sein Instinkt zog ihn natürlich eher zu den reizenden und

zum Genusse einladenden Baumfrüchten, als daß er auf der Erde an Giftpflanzen sich vergriffen hätte. Seinen Durst konnte er bei jeder Quelle und überall mit Wasser am besten stillen. Auch hierzu brauchte er weder Brauer noch Weinschenken. Einen eigentlichen Winter kennt man, wie ich schon gesagt habe, in jenen Gegenden nicht. Man kennt dort nur den Schnee, der auf hohe Berggipfel niederfällt: in den niedrigen Gegenden bleibt die Luft auch in den Wintermonaten zu warm, als daß Schnee dauern könnte: er schmilzt da wieder in Regentropfen. Die Felder erscheinen immer grün, jedes Jahr umfaßt zwei Ernten, und in unaufhörlichem Fortgange reift eine Frucht nach der andern. Noch jetzt leben ganze Völker in jenen warmen Himmelsstrichen ohne Arbeit von dem freiwilligen Ertrage des Bodens; sehr bequem, aber auch sehr träge, und daher sehr einfältig und ungeschickt.

Diese reizenden Gegenden waren die Wiege der Menschheit, und hier traten die Menschen auch zuerst in gesellschaftliche Verbindungen. Anfangs bestand das Menschengeschlecht aus lauter einzelnen Familien. In diesen hatte der Vater, der Großvater, der Urgroßvater das entscheidendste Ansehen. Dieß war Patriarchenregierung. Nach mehrern Menschenaltern wurde die Familie so zahlreich, daß sie zum Völkchen anwuchs. Der gemeinschaftliche Stammvater lebte jetzt nicht mehr; aber seine Söhne waren noch vorhanden. Diese standen nun als die Häupter besonderer Familien in großer Achtung. Das Wohl des Völkchens hing nunmehr von verschiedenen Familienhäuptern ab. So wie es allmählich zum großen Volke anwuchs, so vermehrte sich auch die Zahl derer, die über

das Beste derselben sich verabredeten. Bald fanden sich aber unter diesen Männern einige, die sich durch ihre Erfahrungen, durch ihre Einsichten, durch ihren Muth besonders auszeichneten. Solche Leute haben von jeher den Willen ihrer Nebenmenschen sich zu unterwerfen gewußt. Man fand es bequem, einem solchen Manne die Leitung der Regierungsangelegenheiten zu überlassen. Zuweilen wußte es dieser auch theils durch List, theils durch einen starken Anhang, dahin zu bringen, daß sich die andern ihm unterwarfen. So entstanden Monarchen, Könige. Diese Königreiche waren aber nur Wahlreiche. Starb derjenige, dem das Volk sich unterworfen hatte, so wählten sie einen andern, dem sie Weisheit und Tugend zutrauten. Da aber die Wahl hier manchmal streitig werden mußte, da zu herrschen, dem Menschen etwas Angenehmes und Wünschenswürdiges ist, so traf es sich wohl oft, daß nach dem Tode eines Herrschers sich Mehrere um die Herrschaft bewarben, woraus denn Parteyen entstanden, und oft blutige Streitigkeiten erfolgten. Dagegen ging leicht das Ansehen eines geehrten Mannes auf seine ganze Familie über; man ehrte im Sohn den Vater, und gewöhnte sich daran, die Nachkommen einer bestimmten Familie als Herrscher zu ehren und ihrem Befehle sich zu unterwerfen: das Königthum ward erblich. Alterthum hat ein großes Ansehen, und Gewohnheit beherrscht der Menschen Geist und Willen oft auf eine sonderbare Weise. So war es ehemals, und so ist's noch jetzt.

Diese ersten Königreiche der Welt waren aber nur klein: jede Stadt, jedes Dorf hatte seinen König. In dem kleinen Thale Sodom waren in den ältesten Zeiten fünf Könige, 1 B. Mos. 14, 8. Und auf dem Zuge von

Aegypten nach Palästina, in einer Strecke von kaum achtzig Meilen, besiegten und tödteten die Israeliten siebenzig Könige, Richter 1, 7. Auch war die Macht dieser Herrscher noch nicht so uneingeschränkt, wie die eines jetzigen Königs. Waren Angelegenheiten zu entscheiden, die das ganze Volk angingen, so versammelte sich das ganze Volk, um zu hören und Rath zu geben; und der König nahm an, was die Menge beschlossen hatte.

Schon gab es viele solcher kleinen, und auch einige größere Könige, als ein Mann lebte, der stets eine der ersten Stellen unter den Edlen einnimmt, die uns die älteste Geschichte nennt — Abraham. Sein Name ist allen meinen Lesern bekannt, und manches aus seiner Geschichte haben sie lange gehört; ich halte es aber doch nicht für überflüssig, ihnen ausführlicher, als es bisher geschehen seyn mag, die Geschichte dieses sehr denkwürdigen Mannes zu erzählen.

Abraham war etwa zweitausend Jahre nach Erschaffung der Welt zu Ur in Chaldäa oder in Babylon, einem fruchtbaren Landstriche zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris, geboren. Sein Vater Tharah war ein Hirte und Besitzer ansehnlicher Heerden, mit denen er aus einer Gegend nach der andern wanderte. Am liebsten verweilte er natürlich da, wo er die besten Viehweiden antraf. Er kam auf seinen Zügen in das benachbarte Mesopotamien, das in der nördlichen Hälfte fruchtbar an Getreide, Wein und Viehweiden ist, und hier starb er in einem hohen Alter. Die väterliche Lebensart und Beschäftigung setzte sein Sohn Abraham fort, der bald wegen seines Reichthums ein großes Ansehen erlangte; er war das, was man damals einen Fürsten nannte, das Oberhaupt eines

nomadischen Volks. Die Heerden von Rindvieh, Schafen und Kameelen, welche ihm gehörten, waren so ansehnlich, daß er mehrere hundert Knechte und Mägde brauchte. Da er nur allein über dreihundert wehrhafte Knechte zählte, die in seinem Hause geboren waren, so kann man seinen kleinen wandelnden Staat immer zu zwölf bis funfzehn hundert Seelen annehmen.

In dieser ansehnlichen Begleitung entfernte sich Abraham immer mehr von den Gegenden, in denen er geboren und erzogen war, setzte über den Euphrat und kam nun nach Palästina oder Kanaan, auch das heilige und gelobte Land, das Land Israel und Juda genannt. Es war kleiner als Sicilien und nur halb so groß als die Schweiz, erzeugte viele köstliche Früchte, und hatte vortrefliche Viehweiden. Die Kananiter theilten sich in viele Horden, zogen selbst im Lande umher, baueten auch Städte und feste Plätze, und erlaubten andern Horden den Zutritt — so auch Abraham, den sie ruhig unter sich wohnen ließen. Die Oberhäupter dieser Horden waren Könige, deren Zahl sich auf ein und dreißig belief. Abraham lebte ruhig unter ihnen, bis ihn eine einbrechende Hungersnoth zwang, das Land zu verlassen und einen andern Aufenthalt zu suchen. Er zog nach dem reichen und fruchtbaren Aegypten, wo er mit Recht hoffen konnte hinreichendes Getreide und überflüssiges Futter für sein Vieh anzutreffen. Indessen trat er den Weg dahin nicht ohne bange Besorgniß an. Seine Gattin Sarah war schön, und er fürchtete, daß sie die Aufmerksamkeit der Großen Aegyptens auf sich ziehen, und daß diese vielleicht dadurch bewogen werden möchten, sie ihm zu entreissen, sie ihrem Könige zu überliefern, und ihn vielleicht

gar zu tödten. Er dachte daher insgeheim darauf, wie er sich aus dieser Verlegenheit am besten herausziehen könnte, und es fiel ihm ein, daß es für ihn das sicherste seyn möchte, es zu verschweigen, daß Sarah seine Gattin sey, und sie für seine Schwester auszugeben. Indeß verschwieg er dieß alles der Sarah, aus Schonung, bis er es ihr nicht länger verschweigen konnte. Als er nämlich schon ganz nahe an der Gränze Aegyptens war, entdeckte er ihr seinen Einfall, und bat sie, ihn zu genehmigen, welches sie auch that.

Der Erfolg zeigte bald, daß Abrahams Besorgnisse nicht ohne Grund gewesen waren. So wie er nach Aegypten gekommen war, und die Vornehmen des Landes die Sarah gesehen hatten, machten sie viel Rühmens von ihr vor dem Könige, und dieser wurde dadurch bewogen, sie holen zu lassen. Er fand so viel Vergnügen in ihrem Umgange, daß er ihrem vermeinten Bruder große Beweise seines Wohlwollens gab. Abraham wurde mit allerlei Vieh, als Ochsen, Schafen, Kameelen, Eseln, mit Leibeignen, mit Gold, Silber und andern Kostbarkeiten gleichsam überhäuft. Der König war im Begriff, sich mit Sarah zu vermählen, allein plötzlich eintretende häusliche Leiden hinderten ihn daran, und als er das wahre Verhältniß der Sarah zum Abraham erfuhr, so gab er sie ihm aus religiöser Furcht zurück. Der üppige Hofstaat des ägyptischen Königs gefiel dem Abraham nicht, daher reiste er wieder nach Kanaan zurück, um daselbst nach seiner Weise leben zu können. Er liebte die Ruhe und Prunklosigkeit eines Hirten, und floh die Pracht eines glänzenden Hofes. Wer wenig braucht, wird nicht leicht ein Sklave der Wollust und Trägheit. Dieß bewies

Abraham auch durch sein Benehmen bei folgendem Vorfalle.

Er hatte bei dem Ausgange aus seinem Vaterlande den Lot, seines Bruders Sohn, mit sich genommen, und bisher gleichsam Vaterstelle an ihm vertreten. Beide hatten ihre Heerden, welche von besondern Hirten geweidet wurden. Diese Hirten zogen überall herum, und verweilten in fruchtbaren Auen am längsten. Oefters entstanden Uneinigkeiten und Zänkereien unter ihnen, weil jeder den besten Platz für seine Heerden behaupten wollte. Wäre Abraham weniger edelgesinnt und uneigennützig gewesen, so würde er verlangt haben, daß die besten Gegenden seinen seinen Heerden eingeräumt würden, weil er als der Aeltere, als das Oberhaupt der Familie, sich diesen Vorzug mit Recht anmaßen konnte. Aber er war viel zu großmüthig, als daß er, um seine Würde geltend zu machen, Verdruß und Uneinigkeit hätte unterhalten sollen. Er suchte vielmehr die ganze Sache auf die sanfteste Art in Güte beizulegen. „Lieber, sprach er zu Lot, laß nicht Zank seyn zwischen mir und dir, und zwischen meinen und deinen Hirten, denn wir sind ja Brüder; wir sind ja einander so nahe verwandt. Wir wollen uns vielmehr von einander trennen, da uns das ganze Land offen steht. Willst du für deine Heerden die Gegend zur rechten Hand erwählen, so wende ich mich zur linken; willst du aber zur linken, so wende ich mich zur rechten.

Lot ließ sich den Vorschlag seines Oheims gerne gefallen. Er wählte die besten Gegenden am Flusse Jordan, Abraham aber blieb in Kanaan zurück. Er schlug seine Hütte im Hain Mamre auf, und erwarb sich nicht allein durch seinen Reichthum, sondern auch durch seine liebreiche

und friedliebende Gesinnung die Achtung seiner Nachbarn. Man nannte ihn Heber, den Ankömmling von jenseits, und daher stammt der Name Hebräer.

So klug Lot bei der Trennung von seinem Oheim gewählt zu haben glaubte, so zeigte doch der Erfolg, daß er sich geirrt hatte. Er wohnte in der Stadt Sodom, die von einem kleinen Könige beherrscht wurde. Dieser stund mit dem Könige von Gomorra und mit noch drei andern in einem Bündnisse, welche sich jetzt mit einander vereinigt hatten, wider vier andere verbündete Könige zu Felde zu ziehen. Vier Könige zogen also gegen fünf Könige zum Kampfe aus! Es kam zwischen ihnen zu einem Treffen, in welchem die Könige von Sodom und Gomorra in die Flucht geschlagen wurden. Die Sieger plünderten Sodom, und schleppten viele Weiber, Kinder und Männer als Sklaven fort. Auch Lot war unter den Gefangenen. Kaum hatte Abraham davon Nachricht erhalten, so zeigte er sich gegen seinen Neffen ganz als ein großmüthiger Oheim. Schnell bewaffnete er seine Knechte, dreihundert und achtzehn an der Zahl, und jagte dem Sieger nach. Er überfiel ihn des Nachts, schlug ihn in die Flucht, und befreite nicht nur seinen Vetter Lot, sondern brachte auch das gefangene Volk, nebst der geplünderten Habe glücklich wieder zurück. Wie warm und dankbar mochte jetzt das Herz des Neffen seinem edeln Oheim entgegen schlagen. Auch der König von Sodom fühlte seine Verbindlichkeit gegen Abraham. Er forderte nur seine Leute wieder, die erbeutete Habe wollte er dem Sieger lassen. Abraham erwiederte aber: „ich hebe meine Hände auf, d. i. ich schwöre bei dem höchsten Gott, der Himmel und Erde besitzt, daß ich von allem, was dein ist,

nicht einen Faden noch Schuhriemen nehmen will: damit du nicht sagest, du habest Abraham reich gemacht. Was meine Leute verzehrt haben, das mögen sie für ihren Lohn halten.“

Das schöne Thal, welches Abrahams Tapferkeit gerettet hatte, und in dem die Orte Sodom und Gomorra lagen, stürzte nicht lange nachher durch ein schreckliches Erdbeben ein, und verwandelte sich in das todte Meer, welches zwei Meilen breit und zwölf Meilen lang, und noch jetzt ein Denkmal dieser traurigen Naturbegebenheit ist. Auf der Ost- und Westseite schließen es hohe, steile und völlig unfruchtbare Berge ein. Der ganze Boden besteht aus einem mit Salz vermischten weißen Sand, eine Viertelelle dick, unter welchem eine schwarze, zähe, stinkende, dem Pech ähnliche Erde liegt, aus welcher weiter nichts, als das Salzkraut Kali hervorwächst. Das Wasser des Sees ist außerordentlich salzig, und wahrscheinlich brennt unter demselben noch immer ein unterirdisches Feuer. Die Naturbegebenheit, die diese Verwandlung hervorbrachte, war dem natürlichen Lauf der Dinge gemäß. Noch im Jahr 1783 wurde eine große Ebene in Calabrien durch ein schreckliches Erdbeben so verwüstet, daß alle Flüsse und Bäche sich verloren, daß siebenzehn Oerter ganz, und eben so viel über die Hälfte, einstürzten. Durch eben so ein Erdbeben wurde jetzt das Thal zerstört, in dem die Städte Sodom und Gomorra lagen; die alte Welt aber schrieb, nach ihren kindischen Begriffen von der göttlichen Regierung, dieses Unglück den lasterhaften Ausschweifungen der Einwohner von Sodom und Gomorra zu. Lot war von dem Verderben, das diese Gegend traf, durch weise Männer gerettet wor-

den, die durch ein von Gott geleitetes Ungefähr zu ihm kamen: daher die fromme Dankbarkeit Lots sie Engel oder göttliche Gesandte nannte.

In der Familie Abrahams war nicht, wie unter den übrigen Völkern des Alterthums, die Sitte, mehrere Götter zu verehren; sondern die Abrahamiten glaubten, daß Ein Gott sey, unter dessen Schutz ihre Familie ganz insbesondere stehe. Sie nannten diesen Gott Jehovah, und sein Name ward für so heilig gehalten, daß ihn in der Folge kein Jude aussprechen durfte, ohne eine Sünde zu begehen; nur dem Hohenpriester war es erlaubt, diesen geweihten Namen zu nennen. Diesem Schutzgott war auch Abraham mit unbegränztem Vertrauen ergeben, und diese Ergebenheit war die Quelle, aus der sich die schöne Denk- und Handlungsart entwickelte, die aus seiner Geschichte hervorleuchtet. Jehovah ließ seine Tugend nicht unbelohnt; er ward geehrt und geachtet, stund überall in großem Ansehen, hatte Güter im Ueberfluß; nur eins fehlte ihm, das seiner Gattin und ihm manche Stunde trübte — er hatte keine Kinder.

Schon war er über fünf und achtzig, und seine Gattin Sarah vier und siebenzig Jahre alt, und noch immer lebten sie kinderlos. Die Hoffnung hatte nun zwar Sarah aufgegeben, selbst Kinder zu zeugen, aber nicht den Wunsch, ihr Geschlecht wenigstens durch Erziehung eines angenommenen Kindes fortzupflanzen. Und dieser Wunsch war Ursache, daß sie dem Abraham den Umgang mit ihrer Magd Hagar erlaubte, deren Kinder sie dann wie ihre eigenen erziehen wollte; eine Sache, die nicht wider die Sitten der damaligen Zeit war. Es währte indessen nicht lange, so fing Sarah an, diese Maßregeln zu

bereuen. Denn als Hagar ihre Schwangerschaft bemerkte, so bekam sie ein solches Gefühl ihrer eignen Wichtigkeit, daß sie ihrer Gebieterin sehr unanständig begegnete. Sarah, die jetzt ohnedieß ihre Magd vielleicht mit neidischen Augen ansah, fand sich durch ihr Betragen so gekränkt, daß sie gegen ihren Mann deswegen die bittersten Klagen führte. Der kluge Abraham wählte das beste Auskunftsmittel, das ihm unter diesen Umständen übrig blieb. Er stellte es seiner Gattin frei, den Stolz der Hagar nach ihrem Gutdünken zu demüthigen. Sarah ließ nunmehr die Magd ihren Unwillen so sehr empfinden, daß diese in der Verzweiflung die Flucht ergriff, und ihrem Vaterlande Aegypten zueilte. Als sie einst an eine Quelle kam, erschien ihr, wie der Dichter erzählt, ein Engel, der sie ermahnte, zu Sarah zurückzukehren und sich ihr zu unterwerfen. Sie that es, und gebahr nicht lange hernach einen Sohn, dem sie den Namen Ismael gab. Diesen nahm Abraham als sein eignes Kind auf, und gab ihm eine Erziehung, als ob er einst der Erbe aller seiner Güter werden sollte, da er die Hoffnung ganz aufgegeben hatte, von Sarah Kinder zu bekommen.

Als Ismael schon ziemlich herangewachsen war, änderte Abraham seinen Aufenthalt, zog in das Land der Philister, und wohnte in Gerar, der Residenz des Philisterkönigs Abimelech. Hier wandelten ihn eben die Besorgnisse in Ansehung seiner Gattin an, wie ehemals in Aegypten, und auch hier gab er sie für seine Schwester aus. Der König, der von ihrer seltenen Schönheit bei einem solchen Alter gehört hatte, ließ sie vor sich bringen, und fand so viel Gefallen an ihr, daß er auf den Gedanken kam, sie zu seiner Gattin zu wählen. Als er aber im

Traum daran erinnert wurde, daß sie mit Abraham in der Ehe lebe, uud daß er sich sehr versündigen würde, wenn er sie ihm entreißen wollte, so beschloß er augenblicklich sie zurück zu geben, eröffnete diesen Entschluß seinen Ministern, ließ zugleich den Abraham herbeirufen, und sprach zu diesem: „Warum hast du uns getäuscht? Was hab' ich dir gethan, daß du eine so große Sünde auf mich und mein Reich bringen wolltest? Du hast nicht so gehandelt, wie du hättest handeln sollen.“ — Abraham entschuldigte sich vor dem Könige mit der Besorgniß, die er bei der Annäherung an die Gränze seines Reichs bei sich unterhalten hatte, und versicherte, daß er die Sarah (der nahen Verwandtschaft wegen) in gewisser Rücksicht wirklich für seine Schwester ausgeben könne, daher er sie auch darum gebeten hätte, dieß zu thun. Der König versicherte hierauf den Abraham seiner Huld und Gewogenheit, gab ihm Erlaubniß, in seinem Lande zu wohnen, wo er wollte, und überhäufte ihn mit Geschenken.

Bald darauf geschah, was Abraham, der nun hundert Jahre alt war, nimmer erwartet hätte: Sarah ward schwanger und gebahr einen Sohn, den sie Isaak d. i. man wird lachen, genannt wissen wollte. Am achten Tage nach seiner Geburt wurde er beschnitten — eine Sitte, die im Morgenlande gewöhnlich war. So beschnitten z. B. auch die Aegypter ihre Kinder, und in jenen heißen Gegenden war es dem Wohlseyn förderlich, indem durch die Beschneidung die Reinigung leichter ward.

Je größer die Freude Abrahams und seiner Gattin über die Geburt ihres Kindes war, desto größere Sorgfalt wendeten sie auch auf die Erziehung desselben. Sarah säugte es selbst, und wie es damals gewöhnlich war, wohl bis ins dritte Jahr. Als es entwöhnt wurde, veranstaltete Abraham in seinem Hause ein großes Gast- und Freudenmahl. Dabei wurde Sarah gewahr, daß Ismael, der nun bereits sechzehn Jahre alt war, den Isaak verspottete. Aufgebracht darüber verlangte sie von Abraham, daß er ihn nebst seiner Mutter Hagar aus dem Hause entfernen sollte. Abraham aber bezeigte über dieses Verlangen sein Mißfallen, weil er den Ismael liebte, und sein Vaterherz sich nicht entschließen konnte, ihn, der doch auch sein Sohn war, von sich zu verstoßen. Endlich sah er sich aber genöthigt, die Einwendungen zu besiegen, die sein zärtliches Vaterherz machte, und in die Entfernung der Hagar und ihres Sohnes zu willigen. Er entließ sie aus seinem Hause, nachdem er wahrscheinlich, so gut er konnte, für ihren Unterhalt gesorgt hatte. Seit dieser Zeit wuchs Ismael in der Wüste auf, verheirathete sich in der Folge mit einer Aegypterin, und wurde der Stammvater der Bewohner Arabiens.

Abraham und seine Gattin lebten nach Ismaels Entfernung, der wohl öfters den Hausfrieden gestört haben mochte, in der zärtlichsten Eintracht, und ihre ganze Liebe drängte sich auf den einzigen Liebling ihres Herzens zusammen, der ihnen noch in ihrem Alter beschеert worden war. Isaak wuchs zu ihrer Freude heran, Heiterkeit und Unschuld strahlten aus seinen Mienen, seine Kräfte wurden, unter der leitenden Sorgfalt seiner Aeltern

immer mehr entwickelt, und der Geist der väterlichen Frömmigkeit und Rechtschaffenheit theilte sich ihm immer mehr mit, und ließ erwarten, daß er einst ganz auf ihm ruhen werde. Abraham fühlte dieß Glück in seinem ganzen Werthe und Umfange. Tief gerührt von der Größe der göttlichen Wohlthaten gegen ihn und sein Haus, mochte wohl der Wunsch in seiner Seele aufsteigen: „O möcht' ich doch der Gottheit die Gefühle des Danks würdiger zeigen, möcht' ich ihr doch ein besseres Opfer darbringen können, als die gewöhnlichen Opferthiere!" — Unter solchen Gedanken begab er sich einst zur Ruhe, und da kam es ihm vor, als ob er im Schlaf die Worte hörte: „Nimm Isaak deinen Sohn, den du lieb hast, und opfere ihn zum Brandopfer."

Es war damals nicht ganz ungewöhnlich, daß man dem Gott oder Götzen, den man anbetete, aus inniger Ergebung Kinder opferte. Denn was liebte man wohl inniger, als seine Kinder? was konnte man also wohl Größeres der Gottheit bringen? So opferte Jephta seine Tochter, eben so Agamemnon. Da nun Abraham unter Menschen wohnte, wo dieß Sitte war, so läßt sich seine nächtliche Erscheinung wohl erklären, denn der Religiöseste konnte am ersten auf den Gedanken kommen, daß Gott nichts angenehmer seyn werde, als wenn man ihm sein Liebstes zum Opfer brächte. Ohne seiner Frau ein Wort zu sagen, ging — daher Abraham früh am Morgen mit seinem Sohne und einigen Knechten, die das Scheitholz zum Opfer trugen, zu einem Berge, Moria genannt, drei Tagereisen weit von seiner Hütte. Am dritten Tage erblickte er die schaudervolle Stätte, wo sein Liebling geschlachtet werden sollte, von ferne. Am Fuße

des Berges befahl er seinen Knechten, an dem Orte zu bleiben, um nicht durch das Klaggeschrei derselben über die Opferung des Lieblings zu tief erschüttert, und vielleicht in seinem festen Entschlusse wankend gemacht zu werden. Nun mußte Isaak das Holz zum Brandopfer selbst tragen. Abraham trägt das Feuer und das Messer, und so gehen beide mit einander fort. Jetzt erst fällt dem Knaben ein Umstand auf, den er bisher in Begleitung mit den Knechten, die ihn vielleicht durch ihre Gespräche zerstreuen mochten, nicht bemerkte. Wahrscheinlich hatte er seinen religiösen Vater mehrmals schon begleitet, wenn er etwa seinem Gott ein Dankopfer dargebracht hatte, und jedesmal hatte der Vater das Opferthier in Bereitschaft gehabt. Jetzt aber geht er in eine entferntere Gegend, will daselbst opfern, und doch sieht Isaak kein Opferthier. Ohne auch nur das mindeste zu ahnden, fragt er; „Vater, wir haben wohl Feuer und Holz, aber wo ist denn das zum Brandopfer bestimmte Lamm?“ Wie mußte die zärtliche Frage des schuldlosen Knaben das Vaterherz angreifen! und doch suchte auch hier Abraham seine Geistesruhe zu behaupten. „Mein Sohn, sagte er, wir wollen ruhig seyn, Gott wird sich schon ein Lamm ausersehen“ — und so gehen sie fort und kommen auf den Berg. Als sie hier einen Stein sahen, der zum Altar bequem schien, schichtete Abraham das Holz darauf, band dann hastig den erschrockenen Knaben, warf ihn über den Holzstoß, und zog ein Messer hervor, ihn abzuschlachten — allein zum Glück für Isaak hörte Abraham eine Stimme: „Lege deine Hand nicht an den Knaben und thue ihm nichts; ich weiß, daß du Gott fürchtest, da du deines Sohnes nicht einmal verschont hast.“ Indem diese Stimme in

Abrahams Seele tönte, sah er auf, erblickte einen Widder, nahm und opferte ihn.

Freudig kehrte Abraham nach diesen bangen Tagen in seine Heimat zurück, und lebte nun in stiller Eingezogenheit, bis ihn der Tod seiner geliebten Gattin in eine lebhafte Traurigkeit versetzte. Sie starb zu Hebron, der Hauptstadt des Landes Kanaan, in einem Alter von hundert und sieben und zwanzig Jahren. Ihr Gatte fühlte das Bittere der Trennung um so lebhafter, da er nun in seinem hohen Alter, wo er der Pflege und des Beistandes am meisten bedürftig war, ihres Umganges beraubt, sich allein sah. Er beklagte und beweinte daher auch ihren Verlust mit der schmerzlichsten Wehmuth.

Alle Wünsche des frommen Greises vereinigten sich jetzt darin, seinen geliebten Isaak, den Erben seines großen Vermögens, glücklich verheirathet zu wissen. Sein Absehen ging nicht dahin, gerade eine reiche, sondern vielmehr eine tugendhafte, Gottehrende Gattin für ihn ausfindig zu machen. Er ließ in dieser Absicht seinen ersten Hausverwalter zu sich kommen, machte ihm seinen Wunsch bekannt, und verpflichtete ihn durch einen feierlichen Eid, seinem Sohne keine Gattin aus dem Lande Kanaan, worin er jetzt wohnte, zu wählen, weil dieß Volk der Abgötterei ergeben war, und er die Erkenntniß des einigen wahren Gottes unter seinen Nachkommen aufrecht erhalten wollte; sondern nach Mesopotamien in sein Vaterland und zu seiner Freundschaft zu ziehen, um daselbst eine Person in einer Familie zu suchen, in welcher noch Glaube an den einigen wahren Gott anzutreffen wäre.

Der Hausverwalter gelobte seinem Herrn, alles auf das treulichste zu befolgen. Und so zog er mit zehn reich beladenen Kameelen nach Mesopotamien. Als er die ersten Wohnplätze der dort hausenden Nomaden von ferne liegen sah, lagerte er sich nahe bei denselben mit seinen Kameelen bei einem Brunnen, zu welchem gegen Abend die Mädchen des Orts zu kommen pflegten, um Wasser für ihr Vieh zu holen. Jetzt stieg der Wunsch in des treuen Dieners Seele auf, daß er doch so glücklich seyn und unter den Töchtern dieses Orts auf eine leichte Art eine vortrefliche Gattin für seinen Herrn finden möchte. Er bestimmte sich selbst ein Merkmal, woran er sie erkennen wolle, nämlich dieses: Wenn er eine von den zum Brunnen kommenden Mädchen bitten würde, ihm einen Trunk Wassers zu reichen, und sie ihm die Antwort gäbe: Trink, und ich will deine Kameele auch tränken; diese soll es seyn, die er als die seinem Herrn von Gott bestimmte Gattin ansehen, und bei welcher er hernach seine Anträge ausrichten wolle. Zugleich bat er Gott recht inbrünstig, daß er sein Vorhaben begünstigen möchte.

Kaum hatte er dieses Gebet vollendet, so kam ein munteres blühendes Mädchen mit ihrem Wasserkruge zum Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Der Hausverwalter näherte sich ihr und bat sie, ihn ein wenig aus ihrem Kruge trinken zu lassen: worauf sie ihm sogleich gefällig den Krug reichte, und dann hinzu setzte, daß sie sich ein Vergnügen daraus machte, seine Kameele auch zu tränken. Dieß that sie denn auch mit einer solchen gutmüthigen Geschäftigkeit, daß sie ganz die Bewunderung und Aufmerksamkeit des Fremdlings auf sich zog. Er beschenkte sie mit einigem Geschmeide und fragte sie: „Meine Tochter,

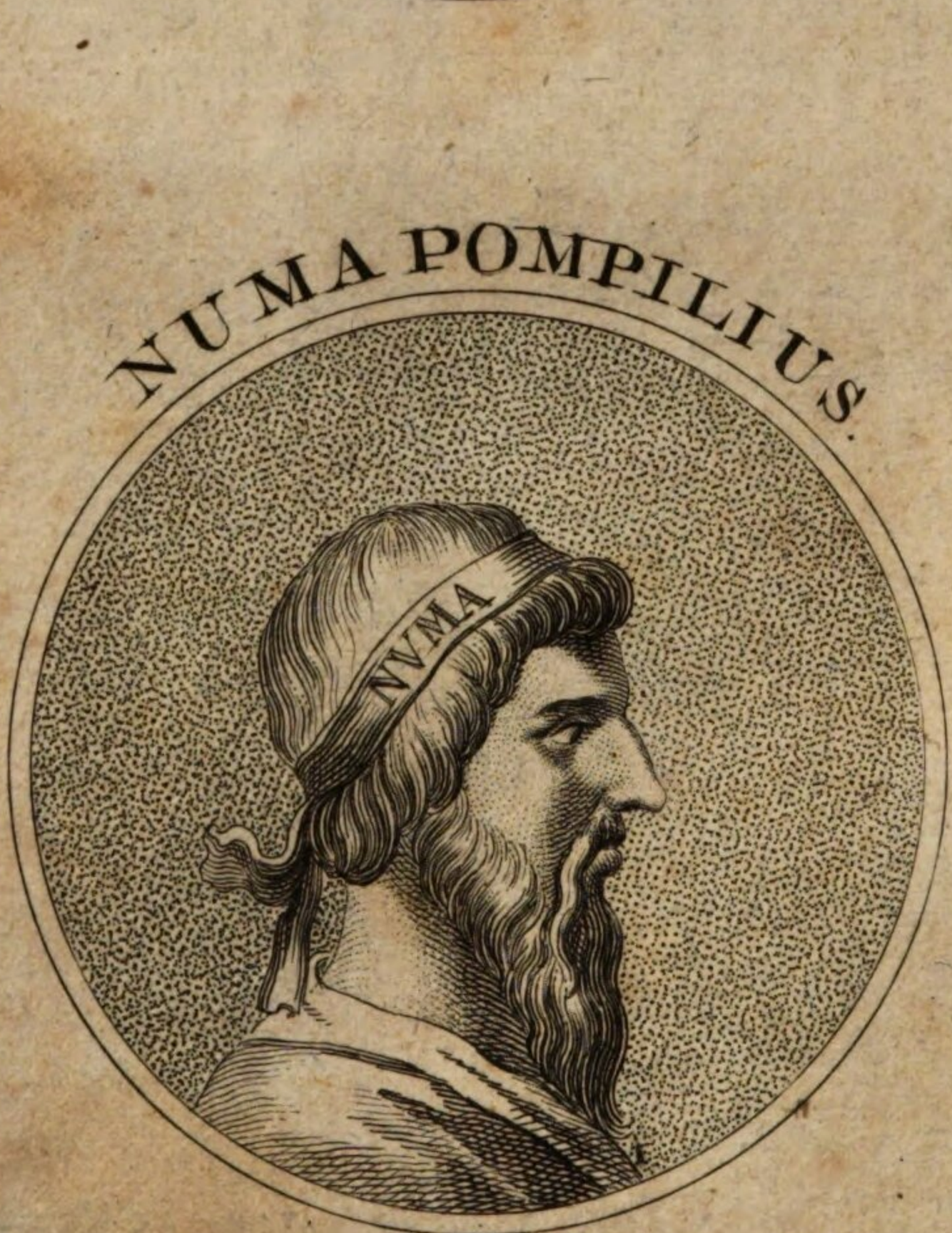
wem gehörst du an, und hätten wir wohl Raum in deines Vaters Hütte zu herbergen?“ Sie antwortete: „Ich bin Rebekka, Bethuels Tochter. Es ist viel Stroh und Futter bei uns, und Raum genug, euch zu herbergen.“ Und hurtig lief sie voran, ihrer Mutter die Geschenke zu zeigen. Als ihr Bruder Laban die goldenen Ringe an seiner Schwester Händen erblickte, ging er sogleich hinaus zu dem Brunnen, empfing den gefälligen Fremden auf's liebreichste, und bat ihn, mit seinen Kameelen in seiner Aeltern Haus zu kommen, weil schon alles für ihn zubereitet sey. So führte er ihn und seine Begleiter herein, gab ihnen Wasser, ihre Füße zu waschen, und setzte ihnen zu essen vor. Aber der Hausverwalter wollte durchaus nicht essen, als bis er den Auftrag seines Herrn pünktlich ausgerichtet hätte. Er erzählte nun die Veranlassung seiner Reise und bemerkte dabei, wie augenscheinlich ihn die Vorsehung geführt und in dieß Haus geleitet habe. Auch Rebekken's Aeltern erkannten in dieser Begebenheit eine höhere Fügung, und erklärten auf seinen Antrag: „Das kommt vom Herrn; darwider können wir nichts einwenden. Rebekka soll die Gattin deines Herrn seyn: nimm sie und zeuch mit ihr hin im Segen.“ Der Diener zog jetzt noch mehr goldenen Schmuck zum Geschenk für die Braut, für die Aeltern aber duftende Gewürze hervor. Rebekka ward herein gerufen, ihre Meinung zu sagen. „Willst du mit diesem Manne gehen?“ fragten die Aeltern, und schamhaft antwortete sie Ja. Unter den Segnungen aller Verwandten bestieg sie eins der Kameele, begleitet von ihrer Amme und mehrern Mägden. Voll Sehnsucht war Isaak einst des Abends auf's Feld gegangen, als er von fern Kameele

erblickte. Auch Rebekka sah nach einer Weile den jungen Mann rasch auf sie zukommen, und fragte: wer das wäre? Auf die Antwort: Isaak! verhüllte sie sich nach morgenländischer Sitte. Der Bräutigam führte seine Verlobte in das Zelt seiner verstorbenen Mutter, nahm sie zur Gattin, und lebte lange mit ihr in einer glücklichen Ehe.

Auch Abraham sah sich noch am Abend seines Lebens um eine Gefährtin um, die seiner pflegen und ihm im Tode die Augen zudrücken möchte. Er heirathete die Ketura, und bekam noch verschiedene Kinder. Allein keins von allen diesen wurde Miterbe seines ansehnlichen Vermögens; dieß bekam Isaak, die andern aber erhielten Geschenke. Endlich fühlte Abraham sein Ende näher kommen, und entschlief in seinem hundert und fünf und siebenzigsten Jahre. Ruhig konnt' er scheiden, denn er war Gott und der Tugend unwandelbar treu geblieben, und hatte dadurch den Zweck seines Lebens erreicht.

LYKURG.

NUMA POMPILIUS.



C. Schule sc. 1808.

II.

Griechen.

1) Gesetzgeber.

Lykurg,

Gesetzgeber von Sparta.

In den Annalen der Menschheit hat sich nicht leicht ein Volk so glänzend ausgezeichnet, als die Griechen, deren Ursprung sich im grauesten Alterthum verliert. Es standen weise Gesetzgeber unter ihnen auf, die sie zur bürgerlichen Glückseligkeit leiteten. Sie lebten im Genusse einer wahren Freiheit, für welche sie, so wie für ihr Vaterland, ihr Blut zu vergießen kein Bedenken trugen. Von ihnen gingen Gesetze, Sitten, Sprache, Wissenschaften und Künste in andere Länder über. Ob sie gleich in verschiedene kleine Staaten getheilt waren, so gab ihnen doch ein vielfaches politisches Band eine kraftvolle Vereinigung: im allgemeinen einerlei Regierungsformen, die Versammlung der Amphictyonen *), das Orakel zu Delphi,

*) Die Versammlung der Amphictyonen bestand aus den Deputirten von zwölf Staaten. Sie hatte zu Delphi ihren Sitz, und beschäftigte sich mit allen, Griechenland gemeinschaftlich betreffenden, Angelegenheiten.

die olympischen Spiele, und besonders der Einfluß, den die größern Staaten über die kleinern behaupteten, indem sie sich in allen wichtigen Fällen an ihre Spitze stellten, und sie zur Folgsamkeit bewegten oder zwangen. Unter diesen größern Staaten zeichnete sich neben Athen keiner mehr aus, als Sparta oder Lacedämon. Aber ohne Lykurg würde dieser an sich kleine Staat wohl nicht ein so merkwürdiger, ein, von welcher Seite man ihn auch betrachtet, so einziger Staat geworden seyn, und in das Schicksal der gesammten Griechen so viel Einfluß gehabt haben. Mit diesem neuen Schöpfer von Sparta, und der durch ihn dem Staate gegebenen Einrichtung fängt sich eigentlich die Geschichte desselben an.

Griechenland stellte zu der Zeit, da Lykurg lebte, ungefähr 888 Jahre vor Christi Geburt, ein finsteres Gemälde häuslicher Zwietracht dar. Die erhabenen, obgleich romantischen Gesinnungen der Vorwelt hatten aufgehört zu herrschen; der Charakter des Heroismus war erloschen; und die edelmüthigen, obgleich öfters zerstörenden, Züge in fremde Länder, wurden durch minder kühne, aber keineswegs minder unglückliche Unternehmungen unterbrochen. Die Einführung des Privatreichthums hatte Ungleichheit und Ehrgeitz hervorgebracht. Jedes kleine Fürstchen war begierig seine Vorrechte zu erhöhen und seine Herrschaft zu erweitern. Die Leidenschaften benachbarter Fürsten hielten seiner Eroberungssucht das Gleichgewicht. Der Widerstand seiner Unterthanen vereitelte seine unrechtmäßigen Anmaßungen. Jedes Königreich, fast jede Stadt, wurde durch zwiefache Streitigkeiten zerrüttet; Gefahren drohten von allen Seiten; Unterthanen vertrieben ihre Könige, und Könige wurden Tyrannen.

So war es damals in Griechenland überhaupt, und so auch in Sparta. Es regierten daselbst immer zwei Könige zusammen. Diese getheilte königliche Macht war die Quelle vieles Ungemachs. Eifersucht entsprang zwischen den beiden Königen; deswegen ward es für jeden nothwendig, sich um die Gunst des Volks zu bewerben, und dadurch kam es so weit, daß das königliche Ansehen kaum noch ein Gegenstand der Furcht oder des Neides blieb. So wurde einst ein König auf öffentlichem Markte erstochen, weil er Streithändel beilegen wollte, die in Thätlichkeiten übergegangen waren. Es war daher ein Mann von einem vorzüglich großen Ansehen nöthig, wenn der spartanische Staat vom Untergange geretet, wenn die Regierungsverfassung wieder Festigkeit bekommen sollte. Dieser Mann war Lykurg, ein Abkömmling aus königlichem Geblüte, und nach dem frühern Tode seines ältern Bruders selbst auf den Thron erhoben. Allein nur kurze Zeit behielt er die Krone; er verlor sie auf eine rühmlichere Art, als sie gewöhnlich erlangt werden.

Die Witwe des verstorbenen Königs, Lykurgs Schwägerin, machte nach dem Tod ihres Gemals bekannt, daß sie schwanger sey. Als dieß Lykurg hörte, so erklärte er öffentlich, daß er den Thron von nun an blos als ein ihm anvertrautes Gut betrachte, und an seines Bruders Kind, im Fall es ein Sohn wäre, abtreten würde. Diese zarte Achtung für Gerechtigkeit, so selten in jenem unruhigen Zeitalter, erweckte eine gerechte Bewunderung für den Lykurg, welche durch den Kontrast noch erhöhet wurde. Die ehrgeitzige Königin, mehr beflissen, die Vorzüge der königlichen Würde beizubehalten, als begierig, die zärtlichen Sorgen einer Mutter zu empfinden, gab

ihrem Schwager Lykurg insgeheim zu verstehen: wofern er sie heirathen wollte, so werde sie schon dafür sorgen, daß kein nachgeborner Sohn seines Bruders seine Hofnung zur Thronfolge vereitle.

Der rechtschaffene Lykurg verabscheute diesen Vorschlag, allein die Klugheit befahl ihm, seine wahre Gesinnung zu verbergen. Er stellte sich, als ob er diesen unnatürlichen Entwurf annehmlich fände, ermahnte aber dabei die Königin, ihre Gesundheit nicht durch eine unzeitige Geburt in Gefahr zu setzen. Sie sollte die Frucht ungehindert zur Welt bringen, und dann für die Wegschaffung derselben ihn sorgen lassen. Das Weib willigte ein, und die Zeit ihrer Niederkunft kam herbei. Lykurg überließ sie dabei nicht ihrer Willkür. Er schickte Vertraute zu ihr, mit dem Befehl, sie nicht zu verlassen, bis sie geboren hätte. Wäre das Kind, mit dem sie niederkäme, ein Mädchen, so sollten sie es ihr lassen; wäre es aber ein Sohn, so sollten sie denselben unverzüglich ihm bringen, er möchte seyn wo er wollte. Es war ein Sohn. Als ihm derselbe gebracht wurde, saß er eben mit den vornehmsten obrigkeitlichen Personen zu Tische. Lykurg stand auf, legte das Kind auf seinen königlichen Sitz, und sagte: „Spartaner, es ist euch ein König geboren.“ Fröhliche Glückwünsche folgten, zu deren Andenken das Kind Charelaus (die Freude des Volks) genannt wurde. Lykurg legte also jetzt die königliche Würde nieder, behielt aber, als Vormund des jungen Königs, die Verwaltung der dem Könige zukommenden Geschäfte. Allein auch dieses veränderte Amt behielt er nicht lange. So viele Hochachtung und Liebe ihm die Beschützung des Prinzen, und seine übrigen Eigenschaften und Verdienste

bei dem bessern Theil des Volks erwarben: so viel Neid zog ihm auf der andern Seite sein so schnell gestiegenes Ansehen bei ehrgeitzigen Nebenbuhlern zu, und so viel Haß erweckte seine unbestechliche Rechtschaffenheit bei der verwitweten Königin, die sich durch das Verwerfen ihres Erbietens schimpflich gekränkt glaubte. Sie und ihr Bruder brachten eine starke Partei gegen ihn auf. Da er deshalb diese Zeit für eine Reformation des Staats, die er wünschte, nicht günstig fand, so beschloß er, weil er noch ein sehr junger Mann war, seinen Durst nach Kenntnissen durch Besuchung fremder Länder zu stillen, die durch Künste und Wissenschaften am berühmtesten waren. Dieß war in jenen frühern Zeiten der einzige Weg, auf dem man sein Verlangen nach Kenntnissen befriedigen konnte. Frei oder gezwungen, überließ er daher Sparta's Regierung seinen Gegnern, und ging nach Creta, aufgemuntert durch die ausgezeichneten Gesetze und Einrichtungen dieser Insel, welche bis dahin den größten Ruhm in Griechenland erlangt hatten. Dort schloß er eine genaue Freundschaft mit dem Dichter Thales, einem Manne von großen Fähigkeiten, den er so weit in seine Plane zog, daß er ihn bewog nach Sparta zu gehen, und durch Volksgedichte, die zu seinem Zweck paßten, die Gemüther des Volks auf die Veränderung der Sitten und Regierung vorzubereiten, die er bereits beabsichtigte. Er soll auch Kleinasien besucht, und Homers Gedichte, die hier sehr bekannt waren, bei seiner Zurückkehr in Griechenland zuerst in Ruf gebracht haben.

In der Zeit, da Lykurg auf Reisen war, brachen in Sparta mancherlei Unordnungen aus, und der Geist der Zwietracht zerrüttete den ganzen Staat. Das Volk war mit

den Königen äußerst unzufrieden. Der Brudersohn Lykurgs war sehr jung, und der andere König ein sehr alltäglicher Mensch. Diese Unzufriedenheit artete in Unehrerbietigkeit und Ungehorsam aus. Daraus entstand allgemeine Verwirrung. Jetzt erinnerte man sich des abwesenden Lykurgs; seine erprobte Rechtschaffenheit, sein unerschrockener Muth, sein umfassender Geist, sein populaires Betragen, und jene Macht, welche er vor allen andern über die Herzen der Menschen besaß, lebten in dem Gedächtniß aller wieder auf, und man sehnte sich nach seiner Rückkunft. Die Könige selbst wünschten dieß; sie konnten das Volk nicht mehr bändigen, und versprachen sich von ihm Sicherheit und Ansehen. Wiederholt wurde er daher gebeten, nach Hause zu kommen, um der Verwirrung abzuhelfen und den Staat zu reformiren.

Lykurg kehrte nach einer zehnjährigen Abwesenheit nach Sparta zurück, und machte sich unverzüglich an das Werk. Er fand aber den spartanischen Staatskörper so verdorben, daß er eine Hauptkur für nöthig hielt, und eine ganz neue Verfassung zu gründen beschloß. Indeß sah er wohl ein, daß dieß nicht ohne heftigen Widerstand geschehen könnte, da er Einrichtungen zu machen beschloß, an die sich das verwilderte Volk nur hart gewöhnen würde. Er verließ sich deswegen nicht auf das Ansehen, in welchem er bei dem Volke stand, und wovon seine Zurückberufung ein glänzender Beweis war. Er nahm seine Zuflucht zu einem damals sehr gewöhnlichen, fast von allen alten Gesetzgebern benutzten Mittel, seinen Gesetzen mehr Nachdruck zu verschaffen, als sein Name ihnen geben konnte; er wirkte göttliche Autorität für sie aus. In dieser Absicht begab er sich zu dem berühmten Orakel nach

Delphi. Die wahrsagende Priesterin (Pythia) empfing ihn mit Ausdrücken der höchsten Ehrerbietung; war unschlüssig, ob sie ihn einen Gott oder einen Menschen nennen sollte, hielt ihn aber eher für eine Gottheit; genehmigte die Einrichtungen, die er treffen wollte, und versprach ihm, wenn es nöthig wäre, solche Zusätze dazu an die Hand zu geben, welche, von den Spartanern angenommen, ihre Republik glücklich und unsterblich machen würden.

Gestützt auf diesen Götterspruch kehrte Lykurg in seine Vaterstadt zurück, und ging mit kühner, aber doch geschickter Hand, daran, die Regierungsform neu einzurichten, Reichthum und Besitzungen anzuordnen, und zuletzt Erziehung und Sitten umzuschaffen. Er wollte ein Volk bilden, welches gesund am Körper, frei am Geist, unabhängig von allen Bedürfnissen der Kunst und der Verwöhnung, durch eigene Kraft unüberwindlich wäre.

Anfangs theilte Lykurg seinen Reformationsplan nur wenigen Vertrauten mit, und erst als er sie in sein Interesse gezogen hatte, machte er den Anfang damit, daß er in einer öffentlichen Volksversammlung die neue Form der Regierung bekannt machte und anordnete. Das Aeußere seiner Verfassung war dieses. Er ließ die beiden Könige in ihrer Würde, schränkte sie aber sehr ein, daß sie fast weiter nichts als Rathspräsidenten, Oberpriester und Oberfeldherren waren. Die traurige Erfahrung benachbarter Tyrannen bewog sie leicht, eine sichere, wenn gleich beschränkte Regierung, einer unumschränkten aber unsichern vorzuziehen. Um den bisherigen politischen Uneinigkeiten abzuhelfen und zu verhü-

ten, daß daraus weder Tyrannei der Könige, noch Uebermuth der Demokratie entstünde, fehlte es an einer Mittelmacht, an einem schicklichen politischen Gleichgewichte. Dieses verschafte er dem Staate durch einen Senat von acht und zwanzig Männern, die ihre Würde lebenslang behielten, aber bei ihrem Antritte schon sechszig Jahre alt seyn mußten. Da es von diesem Tribunal abhing, ob die wichtigen Angelegenheiten vor das Volk sollten gebracht werden, da die Mitglieder auf Lebenszeit gewählt wurden, und da nach eines Absterben sein Sohn oder Verwandter an die Stelle kam, so hätte es die ganze, sowohl gesetzgebende als ausübende Macht an sich ziehen können, wofern nicht auch ihm ein Gleichgewicht wäre entgegen gestellt worden. Das geschah durch die Einführung der Ephoren. Diese Magistratspersonen, fünf an der Zahl, blieben nur ein Jahr im Amte, hatten aber die Aufsicht (daher sie auch Ephoren, Aufseher hießen) über die Verwaltung der Regiernng, und sollten den Geist und die Kraft der eingeführten Verfassung erhalten. Von ihnen hing es ab, die größern und kleinern Versammlungen des Volks zu berufen, zu verlängern, oder auseinander gehen zu lassen. Das Volk endlich, der dritte Theil des Staatskörpers, hielt wie zuvor seine Versammlungen und hatte die entscheidende Gewalt, aber zu Zänkereien und Ränken keine Gelegenheit, weil alles, was an dasselbe gelangte, von den Königen und dem Senate auf kurze bestimmte Fragen gebracht war, auf die man nur mit Ja oder Nein antworten konnte. Diese Versammlungen bestanden entweder aus den neuntausend Spartanern, welche die Hauptstadt bewohnten, oder aus den dreißig tausend

Lacedämoniern, den Einwohnern der Dörfer und geringern Städte. Die Versammlungen solcher zahlreichen Haufen von Menschen, welche mit den Waffen in der Hand kamen, machten sie mit ihrer eigenen Stärke bekannt. Sie fühlten sich ebenfalls berechtigt, unbilligen Vorträgen zu widersprechen.

Ohne Schwierigkeit oder lebhaften Widerspruch einer Partei führte Lykurg diese neue Regierungsform ein. Desto mehr Bedenkliches aber hatte das zweite Stück seines Reformationsplans, nämlich seine Anordnungen über Besitzthum und Vermögen der Bürger.

Lykurg fand bei seinen Spartanern eine sehr auffallende Ungleichheit des Vermögens. Einige wenige lebten im Ueberflusse, der große Haufe aber schmachtete in der äußersten Dürftigkeit. Diese Ungleichheit erzeugte ihre natürlichen Folgen: der Reiche wurde schwelgerisch, übermüthig, weichlich, herrschsüchtig; der Dürftige neidisch, kriechend, geldsüchtig, niederträchtig. Lykurg wollte dieses Uebel mit der Wurzel ausrotten. Er beschloß daher, die Vermögensumstände aller Spartaner gleich zu machen. Ein ungeheures Unternehmen, das nur damals, und selbst damals nur durch die weit überwiegende Menge der Armen ausführbar war. Lykurg schlug vor, alles Land im spartanischen Gebiete, es möchte gehören wem es wollte, in gleiche Theile auszutheilen. Er unterstützte diesen Vorschlag mit seiner Beredsamkeit, indem er die Spartaner ermahnte, allen Unterschied unter sich aufzuheben, und keinen Vorzug mehr anzuerkennen, als Tugend, keine Schande, als Laster: und er brachte diesen Vorschlag zur Vollziehung. Dreißig tausend Theile des ganzen Landes gab er den spartanischen Landstädten, und neun tausend

den Einwohnern der Stadt Sparta selbst. Die Portion, die jeder Spartaner bekam, trug so viel, als er das Jahr hindurch brauchte. Diese Portionen durften blos vererbt und verschenkt, aber nicht verkauft werden. Die Hausväter sollten, um desto mehr Zeit auf die Waffenübungen wenden zu können, das Land nicht selbst bauen, sondern dieß Geschäft ihren Leibeigenen überlassen.

Es gehörte ein Mann von Lykurgs Ansehen, und eine so mächtige Autorität, wie die des Delphischen Orakels dazu, um ein so schwieriges Geschäft mit vollkommener Gerechtigkeit und ohne Lebensgefahr durchzusetzen. Wenn man aber bedenkt, daß der Gesetzgeber vielleicht acht und dreißig tausend Mann auf seiner Seite, und wohl kaum tausend gegen sich hatte, so darf die Sache doch so unglaublich nicht mehr scheinen. Auch ging die Unternehmung so ganz ohne allen Streit nicht ab. In einer Volksversammlung erhob sich einst ein so heftiges Geschrei gegen den Gesetzgeber, daß er, aus Furcht vor dem Ausbruche einer allgemeinen Wuth, in einen benachbarten Tempel flüchtete. Ein Jüngling aus einer der ersten Familien Sparta's, Namens Alkander, verfolgte ihn unter andern, und da er sich umwandte, stieß er ihm mit dem Stocke ein Auge aus. Jetzt wandte sich Lykurg an das Volk, und zeigte ihm sein verwundetes, von Blut triefendes Angesicht. Er sprach mit solcher Mäßigung und Ueberredungskraft, daß sich die Wuth der aufgebrachten Menge in Mitleid und Scham verwandelte, und daß sie ihm den Alkander sogleich zur Bestrafung auslieferte. Anstatt ihn aber zu verurtheilen, bewog ihn Lykurg durch sanfte Vorstellungen und ein einnehmendes Betra-

gen, sich selbst zu verdammen, und endlich gewann er ihn so sehr, daß er aus seinem heftigsten Gegner sein treuester Anhänger ward.

Zu eben der Zeit, da Lykurg die gleiche Vertheilung der Ländereien vornahm, verbot er auch den Gebrauch des Goldes und Silbers, als einer Quelle des Luxus und Wohllebens. An die Stelle dieser kostbaren Metalle setzte er das Eisen als allgemeines Austauschungsmittel. Er ließ eiserne Münze prägen, die so schwer war, daß man, um etwa für hundert und funfzig Thaler solche Münze fortzubringen, einen zweispännigen Wagen, und um sie aufzuheben, eine kleine Schatzkammer brauchte. Sobald diese Münze in Sparta gangbar wurde, hörten viele Verbrechen daselbst auf. Lykurg ließ das Eisen glühend in Essig tauchen, damit es zu keinem andern Gebrauche, indem ihm seine Härte dadurch benommen war, tauglich seyn möchte. Durch diese Münze wollte Lykurg sein Volk nicht allein gegen den Luxus verwahren, sondern auch vor dem Verkehr mit andern Nationen sicher stellen. Wirklich erreichte er seinen Zweck vollkommen. Das spartanische Geld wurde in ganz Griechenland verlacht; ausländische Schiffe sah man von der Zeit an nur selten in den Häfen von Laconia. Schmeichler, Wahrsager und Kuppler, sagt Plutarch, vermieden dieses feindselige Land; und alle Arten von Handel, die den Luxus unterstützen, waren wirksam verbannt. Blos der Umtausch überflüssiger Produkte des Bodens gegen nützliche ausländische Bequemlichkeiten war erlaubt. Die Richtigkeit dieser Maßregel bewies eine lange Erfahrung. Fünfhundert Jahre hatte die Verfassung unwandelbar bestanden: als aber nach dem peloponnesischen Kriege Gold und Silber in Sparta wieder eingeführt war, (frei-

lich nur, wie es hieß, zum Gebrauch des Staates), so wurde die ganze spartanische Disciplin untergraben, und der Verfall der Republik war endlich nicht mehr aufzuhalten.

Und das war noch nicht die härteste Verordnung, welche Lykurg gab. Schwerer fiel den Spartanern, wenigstens anfangs, die Einführung der gemeinschaftlichen Mahlzeiten. Niemand durfte sich in seinem Hause das Essen bereiten, sondern Lykurg ordnete große öffentliche Speisehäuser an, wohin jeder etwas Korn, Gemüse und Fleisch brachte. An diesen öffentlichen Tafeln, wo die höchste Mäßigkeit und Frugalität herrschte, mußten selbst die Könige essen. Gewöhnlich speisten funfzehn Hausväter zusammen. Ihr tägliches Gericht war eine schwarze, nährende, aber eben nicht süß schmeckende Suppe, zu welcher Blut genommen wurde. Ein König in Asien, der viel von dieser schwarzen Suppe gehört hatte, ließ sich deswegen ausdrücklich einen spartanischen Koch kommen. Er fand das Gericht sehr unschmackhaft. „Ja, sagte der Koch, dir fehlt die Würze.“ — „Und die ist?“ fragte der König. — „Rennen und Reiten, Ringen und Jagen, Baden und Schwimmen.“ — Ueberhaupt fanden weichliche Ausländer die spartanische Kost unerträglich, und ein Bürger von der Stadt Sybaris, deren Schwelgerei zum Sprichwort geworden ist, sagte nach einem Besuche, den er in Sparta gemacht hatte: „Es wundert mich nicht mehr, daß die Spartaner so unerschrocken sind; wer klug ist, wird lieber tausendmal sterben wollen, als so elend leben.“

Es ging auch nicht wohl an, sich zu Hause für die Dürftigkeit der öffentlichen Mahlzeiten schadlos zu halten.

Die Tischgenossen gaben sorgfältig auf die Menge der Speisen acht, die jeder zu sich nahm, und sie verfolgten den, der seinen Hunger bereits gestillt zu haben schien, mit dem unerbittlichsten Spotte. Auch zu viel durfte man weder von den Speisen noch vom Weine genießen. Man durfte nicht so viel essen, daß man dadurch gehindert worden wäre, nach Tische die gewöhnlichen Leibesübungen gehörig mitzumachen. Man durfte auch nicht so viel trinken, daß man dadurch unstät im Gehen, oder unsicher im Sehen geworden wäre: deswegen durfte sich kein Jüngling nach Hause leuchten lassen; deswegen wurde auch niemanden zugetrunken werden, sondern jeder ließ sich Wein in seinen Becher geben, wenn ihn dürstete. Die nämliche sparsame Mäßigkeit herrschte auch bei ihren Festen: sie wurde selbst bei den freudigsten Veranlassungen nicht überschritten. Und damit sich die Spartaner nicht von ausländischer Ueppigkeit verführen ließen, wurde den Fremden der Aufenthalt in Sparta sehr erschwert, und den Spartanern selbst das Reisen in andere Gegenden, außer in Staatsangelegenheiten und zu den allgemeinen Volksspielen, strenge verboten. Ihr Vaterland sollte ihnen über alles gehen, und durch Nüchternheit, Eintracht und Stärke sollten sie immer im Stande seyn, es zu beschützen. Mauern sollte Sparta nicht haben; denn, sagte Lykurg, die Tapferkeit unsrer Bürger soll unsre Mauer seyn. Und so blieb die Stadt auch ohne Mauern, so lange der strenge kriegerische Sinn der Bürger sich erhielt. Erst nach mehr als sechshundert Jahren, als die Spartaner von ihrer alten Männlichkeit ausgeartet waren, und in unaufhörlichen Streitigkeiten mit den andern Griechen lebten; da erst bauten sie ihrer Stadt Mauern.

Wenn die Lacedämonier nicht den ernsthaften Beschäftigungen des Krieges oblagen, so waren sie beständig zur Unterhaltung und zur körperlichen Uebung, oder zu religiösen und militairischen Zeitvertreiben versammelt. Ackerbau und mechanische Künste waren den knechtischen Händen der Heloten überlassen, unter welcher Benennung die verschiedenen feindlichen Gemeinheiten verstanden wurden, welche nach und nach unter die Herrschaft von Sparta fielen.

Sparta sollte, nach Lykurgs Absicht, ein Staat werden, der sich durch seine Tapferkeit gegen alle andere erhalten könnte. Zu dem Ende mußten die Spartaner zu Kriegern erzogen, und Zeitlebens aus dieser Zucht nicht entlassen werden. Wirklich übertrafen sie in der Kenntniß und Ausübung der Kriegswissenschaft bei weitem alle andern Griechen, und alle Barbaren (Ausländer). Der Muth, die erste Eigenschaft des Soldaten, wurde durch jeden Beweggrund unterstützt, der am stärksten auf die Seele wirkt; Feigheit war zum schändlichsten Verbrechen gebrandmarkt. Den Heeren der Spartaner folgte eine Menge von Handwerkern und Sklaven, welche sie mit allen Nothwendigkeiten versahen; und ein großes Gefolge von Priestern und Dichtern begleitete sie, welche ihren Hoffnungen schmeichelten und ihren Muth anfeuerten. Ein Haufe Reiterei zog auf ihren Märschen immer voran. Zu ihrer Sicherheit hatten sie sogenannte Außenposten und Feldwachen, und jeden Morgen und Abend machten sie ihre gewöhnlichen Kriegsübungen. Mit der größten Leichtigkeit wußten sie sich in alle Richtungen zu stellen. An einem Schlachttage nahmen sie eine ungewöhnliche Heiterkeit an, und ließen in ihrem Putze und in ihren Zierathen einen mehr als gewöhnlichen Glanz sehen. Ihr lan-

ges Haar war mit einfacher Zierde geordnet; ihre scharlachenen Uniformen und ihre ehernen Rüstungen verbreiteten Schimmer um sich her. Wenn sie sich dem Feinde näherten, so opferte der König; die Musik begann, und die Soldaten gingen mit festem Schritte und frohem, aber entschlossenem Blicke auf den Feind los. Sie fochten mit ganz kurzen Schwertern; „denn wir sind gern nahe beim Feind," sagte einst ein Spartaner.

Solche Vertheidiger des Vaterlandes mußten körperliche Stärke besitzen. Deswegen gab man den künftigen Müttern eine Erziehung, die feste und starke Körper bildete. Mädchen und Weiber mußten in Sparta ihren Körper durch Laufen, Ringen, Werfen abhärten und geschmeidig machen. Sie tanzten und sangen öffentlich, lobten oder tadelten die Jünglinge, und diese boten alle Kräfte auf, um dem Spott der Jungfrauen zu entgehen; denn in Sparta war es eine große Ehre, von den Weibern gelobt zu werden. Eine fremde Griechin beneidete einst eine Spartanerin um diese Achtung, und sagte: „Ihr seyd doch die einzigen Weiber, die ihre Männer beherrschen." — „Ja, erwiederte die Spartanerin, wir sind auch die einzigen, die Männer gebären." — Als ein spartanischer Jüngling in die Schlacht auszog, gab ihm seine Mutter das Schild mit den Worten: „Mit ihm, oder auf ihm!" das heißt: Kehre aus der Schlacht zurück nicht anders denn als Sieger mit deinem Schilde; oder fällst du, so sey es doch nur nach der tapfersten Vertheidigung, so daß du auch todt den Schild dir bewahrest, und auf ihm zurück getragen werdest. — Als eine andere Spartanerin die Nachricht erhielt: ihr Sohn sey gefallen! fragte sie nur: „hat er gesiegt?" und als man ihr das

bejahete, fuhr sie fröhlich fort: „Dazu habe ich einen Sohn geboren und auferzogen, daß Einer wäre, der für das Vaterland zu sterben wüßte.“

Es läßt sich leicht denken, daß der weise Lykurg sein vorzügliches Augenmerk auch auf die Erziehung seiner Spartaner selbst richtete, da nur durch eine zweckmäßige Bildung der kommenden Geschlechter seine Anordnungen Festigkeit und Dauer erhalten konnten. Es wurde für die Bildung der Bürger von ihrer Geburt an gesorgt, nicht sowol durch ihre Aeltern als durch den Staat; und von ihrem siebenten Jahre an traten die Aeltern diese Sorge ganz an den Staat ab, und der verlor seine Zöglinge von diesem Jahre an bis zu ihrem Greisenalter nicht mehr aus dem Gesichte. Er überließ die Sorge für ihre Bildung weder einzelnen Personen noch ihnen selbst. Kein Vater durfte ein Kind, das ihm geboren wurde, erziehen, ohne vom Staate die Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Er mußte es zu den Aeltesten seiner Zunft tragen. Diese untersuchten die körperlichen Eigenschaften des Kindes. Fanden sie es gut gewachsen, stark und gesund, so erlaubten sie ihm, es aufzuziehen, und wiesen dem Kinde seinen Antheil an den liegenden Gütern des Staats an. Fanden sie es aber schwach und krüplicht, so wurde es an den Berg Taygetus in eine Gegend getragen, die voll von Hölen und Klüften war; dort wurde es seinem Schicksale überlassen und mußte elend verschmachten — eine Grausamkeit, die uns mit gerechtem Abscheu erfüllen muß, damals aber weniger Auffallendes hatte.

Von der Geburt an wurden die Kinder, deren Erhaltung genehmigt wurde, zu Kriegern erzogen. Sie wurden der Sorgfalt von Wärterinnen übergeben, die der

Staat selbst dazu abrichtete und auswählte. Diese gewöhnten die Kleinen so hart als möglich. Sie wurden nicht eingewickelt; sie mußten lernen, allerlei Speisen zu essen, auch zu Zeiten zu fasten. Man gewöhnte sie, im Finstern zu gehen, allein zu bleiben, und benahm ihnen dadurch die Kindern gewöhnliche Furcht. In dem Alter von sieben Jahren wurden die Knaben in die öffentlichen Schulen gegeben, denn keinem Lacedämonier war es erlaubt, seine Kinder anders, als nach der gesetzlich vorgeschriebenen Weise zu erziehen. Die Lehrer wurden immer unter Personen, die in vorzüglicher Achtung standen, ausgewählt, und die Schulen waren öffentliche Versammlungsplätze für Menschen von höherem Alter. Die spartanischen Jünglinge wurden in Musik und im Zeichnen unterrichtet; Wissenschaften lehrte man nur zum Nutzen, nicht zur Zierde. Sie wurden unterrichtet, ihre eigene Sprache mit anmuthiger Richtigkeit zu lesen und zu sprechen, in Versen und in Prosa zu schreiben, und vorzüglich zu denken und in allem was sie sagten, den Ausdruck beständig genau dem Gedanken anzupassen. Es wurden ihnen Fragen vorgelegt, auf die eine kluge Antwort gehörte, und die Spartaner hatten darin eine solche Fertigkeit, daß man noch jetzt eine kurze und vielsagende Antwort eine lakonische nennt. Mit den sitzenden Studien wechselten immer gymnastische Uebungen ab. Denn Lykurgs Hauptabsicht war, seine Spartaner im höchstmöglichen Grade zu kühnen, wachsamen, erfahrnen und gehorsamen Soldaten zu bilden, denen die Liebe zum Vaterland über alles ginge. Daher übte er sie von Kindheit an in der Tapferkeit. Schon da wurden sie gewöhnt, die Schmerzen der Bestrafung standhaft zu ertragen. Schon

da wurden sie gewöhnt, keine Beleidigung ungerächt zu erdulden. Die Greise, die immer um sie waren, gaben ihnen selbst Veranlassungen zu Streitigkeiten und Kämpfen, und beobachteten die Muthigkeit oder Feigheit, die sie dabei zeigten. Am meisten aber wurden sie geübt, alle Beschwerden standhaft zu ertragen. Sie schliefen auf Betten, die blos aus Gras und Schilf bestanden, das sie sich selbst dazu holen mußten. Das Schilf holten sie vom Flusse Eurotas, und mußten es, ohne Messer, mit den bloßen Händen abbrechen. Im Winter durften sie Kräuter unter ihre Betten mischen, die sie für wärmender hielten. Sie wurden gewöhnt, ohne Schuhe zu gehen und ganz entkleidet zu spielen. Man schor ihnen die Haare bis auf die Haut ab, und sobald sie zwölf Jahre alt waren, durften sie unter ihrem Mantel kein Unterkleid tragen, wie sonst alle Griechen trugen. Nur alle Jahre bekamen sie einen solchen Mantel. Um sie gegen empfindliche Körperschmerzen abzuhärten, wurden sie jährlich einmal am Feste der Artemis öffentlich mit Geißeln blutig gepeitscht, und keiner durfte nur eine Miene des Schmerzes zeigen. Manche sollen die Standhaftigkeit so weit getrieben haben, daß sie ohne einen Klagelaut todt am Altare der Göttin niedergesunken sind.

Da aller Luxus aus Sparta verbannt war, und jedermann äußerst mäßig lebte, so war es nicht schwer, auch die Kinder an Mäßigkeit zu gewöhnen. Dieselbe einfache Speise, welche die Männer genossen, ward auch den Jünglingen verstattet; aber in sehr kleinen Portionen, außer wenn sie sich mehr stehlen konnten. Waren sie im Stande, einen Garten, oder die Speisekammern, Küchen und Vorrathsböden der Männer unentdeckt zu berauben,

so war ihnen erlaubt, die Früchte ihrer Geschicklichkeit und Kühnheit zu genießen: aber wenn man sie auf der That ertappte, wurden sie hart gezüchtigt — nicht wegen des Diebstahls, sondern wegen ihrer Ungeschicklichkeit und Unachtsamkeit. Diese Strafe des Diebstahls nicht standhaft zu ertragen, wäre die äußerste Schande gewesen. Auch ging die Standhaftigkeit der Spartaner in Ertragung der Schmerzen bis ins Unglaubliche. Um nicht des Diebstahls überwiesen zu werden, ließ sich ein Knabe von einem Fuchs, den er gestohlen hatte, ohne einen Laut von sich zu geben, zu Tode beißen. Die Schläge, die sie für ihre entdeckten Diebstähle erduldeten, ohne zu klagen, waren so grausam, daß sie häufig unter der Geisel starben.

Sobald sich die Knaben dem männlichen Alter näherten, nahm ihre Zucht an Strenge zu. Um die aufbrausenden Leidenschaften dieser Jahre zu hemmen, vermehrte der Gesetzgeber ihre bestimmten Arbeiten, und verkürzte ihre Erholungsstunden. Auch gab es keine Unterbrechung, außer beim Kriegsdienste wo viele Erleichterungen nachgesehen wurden; und dieß ging so weit, daß das Lager der Lacedämonier ein Schauplatz der Ruhe und Verschwendung war, indeß die Stadt nur Arbeit, Fleiß, kärgliche Sparsamkeit und eine Mannszucht, deren Strenge fast alle Vorstellung überstieg, darstellte. Sich in ernstliche Kämpfe auf Schläge einzulassen; die heftigsten Schläge, ohne irgend ein äußerliches Zeichen des Schmerzes, auszudauern; Hitze fast bis zum Ersticken zu dulden und äußerste Kälte zu ertragen; mitten im Winter mit bloßen Füßen über Land zu gehen, und in freier Luft zu schlafen, gehörte unter ihre gewöhnlichen Uebungen, von wel-

chen sich niemand ausschließen durfte. Sogar körperliche Reinlichkeit, oder wenigstens eine besondere Aufmerksamkeit darauf, wurde in der Stadt lächerlich gemacht; aber im Felde verlangte man nicht allein Nettigkeit, sondern man billigte sogar Zierlichkeit in der Kleidung.

In Staatsangelegenheiten irgend einer Art durfte sich kein Spartaner vor seinem dreißigsten Jahre mischen, und selbst nach dieser Zeit war es für einen Mann nicht rühmlich, sich den politischen oder gerichtlichen Geschäften zu widmen. Aber Aufmerksamkeit auf die Schulen war die Angelegenheit Aller. Auch weihte ein jeder einen Theil seiner Zeit militairischen und athletischen Uebungen; und als Belustigung wurde das Jagen sehr geliebt. Ueberhaupt brachte der Spartaner, wenn ihn auch weder Krieg noch Staatsangelegenheiten beschäftigten, seine Tage ganz angenehm hin. Er bedurfte dazu nicht einmal des Marktes, der für die übrigen müßigen Griechen, besonders für die Athenienser, so vielen Reitz hatte, die dort ihre Zeit zu vergaffen und zu verplaudern pflegten. Der Spartaner verlebte seine meiste Zeit bei den Kindern und Jünglingen, sah ihren Uebungen zu, bemerkte ihre Geschicklichkeiten und ihr Betragen, gab ihnen Unterricht, Lobsprüche, Verweise, Aufmunterung. Er nahm Antheil an ihren Fortschritten; sie waren ja alle Kinder seines Vaterlandes, einige waren seine eigenen, noch andere hatten ihm eine besondere zärtliche Zuneigung eingeflößt. Wollte er des Umgangs mit seines gleichen genießen, so fand er diese an dazu bestimmten Versammlungsörtern. Da in diesen Gesellschaften von kleinen häuslichen Angelegenheiten, von Gewinn und Verlust nicht geredet werden konnte, so waren immer allgemein interessante Dinge die Gegenstände

der Unterhaltung. Man sprach von öffentlichen Angelegenheiten, von Personen, die sich durch Verdienste auszeichneten, man sprach auch von Personen aus der Gesellschaft, von ihren Vorzügen, ihren Fehlern, scherzte über diese mit spartanischem Witze, der scharf und treffend, aber doch gemäßigt war, und weder in Beleidigung noch Posse ausartete. Außer diesem verschaften den Spartanern öffentliche und häusliche Feste, Spiele, Tänze und dergleichen Vergnügen genug: und schon ihre täglichen Tischgesellschaften mußten höchst anziehend für sie seyn.

Niemand war in Sparta mehr geehrt, als das Alter, niemand mehr verachtet als die Sklaven. Die Ehrfurcht für bejahrte Weisheit, welche zu den herrschenden Gesinnungen des frühern heroischen Zeitalters gehörte, wurde durch Lykurgs Gesetzgebung wieder hergestellt. Aber eben diese Gesetzgebung machte auch die Lage der Sklaven drückender als zuvor. Sie lebten in dem weitesten Abstande von ihren übermüthigen Herren. Jede männliche Beschäftigung wurde ihnen untersagt, und jede erniedrigende, die ein Mensch zu thun im Stande ist, während es Thiere nicht sind, wurde ihnen geboten. Selbst Laster befahl man ihnen: sie wurden zur Trunkenheit gezwungen, um den jungen Spartanern den lächerlichen und verächtlichen Zustand zu zeigen, in den Menschen dadurch gerathen. Tausend mißtrauische Augen bewachten die Unglücklichen, bei denen eine Empörung um so gefährlicher werden konnte, da sie an Zahl den freien Spartanern weit überlegen waren. Daraus entstand jene verabscheuungswerthe Einrichtung, welche Krypteia hieß. Man sandte die muthigsten und geschick-

testen Lacedämonier, mit Proviant versehen und einem Dolche bewaffnet, gelegentlich auf das Land; hier zerstreuten sie sich, und lagen gewöhnlich den Tag über verborgen, um in der Nacht mit größerem Vortheil ihren Auftrag ausrichten zu können, nach welchem sie, zur allmälichen Verminderung der Sklaven, jeden derselben, der ihnen begegnete, ermorden, und sich vorzüglich die stärksten Männer, und alle, an denen man eine Ueberlegenheit des Geistes wahrgenommen hatte, auswählen sollten. Doch ungeachtet dieser grausamen und entehrenden Vorsicht waren die Spartaner öfter in Gefahr, von ihren Sklaven, als von auswärtigen Feinden vertilgt zu werden.

So wenig diese grausame Behandlung der Sklaven eine Entschuldigung, und so wenig Lob einige andere Einrichtungen Lykurgs verdienen, deren Auffinden ich dem Nachdenken meiner jungen Leser überlasse, so zeugt doch gewiß die ganze spartanische Verfassung von einem außerordentlichen Geist ihres Erfinders. Lykurg wollte gewissermaßen der Veränderlichkeit, welcher alle menschliche Dinge, auch die Staaten, unterworfen sind, Trotz bieten, und seiner Republik eine nie zu erschütternde Festigkeit und ewige Dauer verschaffen. Das gelang ihm fast über Erwartung, und wäre Sparta nicht seinen Gesetzen untreu geworden, so wäre sein Verfall nicht erfolgt, und allenfalls würde es der überlegenen Macht der Römer mit Ehren untergelegen haben. Seinen Plan auszuführen, besiegte der Gesetzgeber selbst die Natur des Menschen, unterdrückte ihre Neigungen, Begierden, Leidenschaften, oder hielt sie in den Fesseln des härtesten Zwanges. Seine Spartaner

waren Maschinen, die nur zum Besten des Staats wirkten: aber das große Kunststück dabei war, daß der Geist sich diesem mechanischen Leben willig unterwarf, und bei dem größten Zwange immer noch frei zu handeln glaubte.

Als Lykurg seine Staatsreform mit rastloser Anstrengung und unverdrossener Beharrlichkeit vollendet hatte, wartete er einige Zeit, um seine Maschine in Bewegung zu setzen, und da er die Befriedigung genoß, jeden Theil wohl eingepaßt, und das Ganze nach seinem Wunsche im Gange zu finden, so war seine nächste und letzte Sorge, die Dauer davon fest zu gründen. Er berief daher eine Versammlung des Volks, und machte über das, was er gethan hatte, die Bemerkung: „es habe sich durch die Erfahrung als gut bestätigt, und es werde, wie er hoffe, sehr dazu beitragen, seinen Mitbürgern Tugend, und mithin auch Glückseligkeit zu sichern. Doch habe er noch eins vorzuschlagen, welches er aber nicht eher wagen wolle, bis er den Gott zu Delphi um Rath gefragt habe, und deshalb sey er gesonnen, nach Delphi zu gehen: er müsse aber vorher die Versicherung erhalten, daß vor seiner Rückkunft nichts abgeändert werden solle.“ Alle waren dazu willig. Er nahm den Eid den Königen, dem Senat und dem Volke ab, und reiste dann nach Delphi. Sein Sohn Antinous und einige Freunde begleiteten ihm. Er opferte dem Gott und fragte ihn: ob seine Gesetze so beschaffen wären, daß durch sie die Tugend und die Glückseligkeit seines Volks erzielt würde? Das Orakel antwortete: sie seyen gut, und würden der Stadt Ruhm bringen, so lange sie dieselben befolgte.

Diese Antwort schickte er nach Sparta, brachte dann dem Gott noch ein Opfer, küßte seinen Sohn und seine Freunde, und enthielt sich von diesem Augenblicke an aller Speise. So starb er zu Delphi, um nicht durch seine Rückkunft seine Bürger von ihrem Eide los zu machen. Andern Nachrichten zufolge starb er zu Kreta in seinem zwei und achtzigsten Jahre.

Sparta betrauerte den Tod seines großen Gesetzgebers, und ehrte sein Andenken durch jährliche Feste und die Erbauung eines Tempels.

a) Philosophen.

Pythagoras.

Stifter einer philosophischen Schule.

Obgleich die berühmten Völker des Alterthums, die Aegypter, Babylonier, Perser, Indier u. a. m. eine Menge vom Staate besoldeter Gelehrten und sogenannter Weisen hatten, so waren doch die Griechen diejenige Nation, wo die erste wahre Philosophie keimte und zur Aufklärung und zum Glücke der Menschheit gedieh. Die erste Schule von wahren griechischen Philosophen entstand in Jonien, einer griechischen Kolonie auf der Küste Kleinasiens, und führt daher den Namen der Jonischen. Ihr Stifter war Thales von Milet, welcher fünf hundert und neunzig Jahre vor Christi Geburt lebte, und den man als den Vater der griechischen Weisheit ansehen kann. Er zeichnete seine Lehren nicht auf, sondern theilte sie mündlich seinen Freunden und den Forschern des Wahren mit. Unter ihnen zeichnete sich vorzüglich Anaxagoras aus, eines der größten Genies, welches je die Natur hervorgebracht hat. Er lehrte oder bewies zuerst in Schriften, daß die Welt von einem verständigen, mächtigen und gütigen Wesen ihren Ursprung habe. Zur Zeit der Jonischen Philosophen lebten auch die sogenannten sieben

griechischen Weisen, d. i. Männer, die sich größtentheils nicht sowohl durch eigentliche Philosophie, als durch gute praktische Grundsätze auszeichneten.

Größer und denkwürdiger als alle diese Männer ist ihr Zeitgenosse Pythagoras; der berühmteste unter allen denen, die man bis auf den Socrates in Griechenland Weise oder Naturkundige nannte. Er war dem Thales und seinen nächsten Nachfolgern an philosophischem Genie, an Beobachtungskunst, an wirklicher Erfahrung über Welt und Menschen, an Kenntniß der Bedürfnisse seiner Zeitgenossen, an richtiger Beurtheilung der Mittel, diesen Bedürfnissen abzuhelfen, die Menschheit überhaupt zu einer höhern Stufe veredelter Menschlichkeit emporzuheben, an kühnem Unternehmungsgeiste weit überlegen. Er besaß allein, oder doch vorzüglich das Geheimniß, die mächtigsten Triebfedern des Aberglaubens und der Staatskunst, allen Pomp und alle Würde der Religion und Tugend, endlich jeden Reiz anziehender und nützlicher Kenntnisse zu den großen Absichten anzuwenden, zuerst sich selbst Freunde, Ansehen und Herrschaft über die Seelen seiner Zeitgenossen zu verschaffen, und durch diese die Menschen zu bessern und glücklich zu machen. Die Gründung und Fortdauer der Gesellschaft, die er stiftete, hatte mehr glückliche, und ihr Umsturz mehr nachtheilige Folgen für die Sitten, Freiheit, Staatsverfassung und Aufklärung eines großen Theils von Griechenland, als die Entstehung und der Untergang einer jeden andern Sekte. Aus ihr gingen mehr große Dichter, Erfinder und Erweiterer von Wissenschaften, mehr berühmte Staatsmänner, Tyrannenwürger, Feldherren und Gesetzgeber hervor, als keine ältere oder jüngere Schule erzeugt hat.

Zu beklagen ist es, daß dieser große Mann in einem Zeitalter lebte, in welchem die Schreibkunst in Griechenland nur wenig geübt ward. Daher kennen wir seine Lehre sowohl als die Wirkungen derselben, obgleich viele Gelehrte die mühsamsten Untersuchungen darüber angestellt haben, nur sehr mangelhaft und unvollständig. Das Zuverlässigste und Lehrreichste erzähle ich jetzt meinen jungen Freunden.

Pythagoras lebte von der funfzigsten bis zur siebenzigsten Olympiade *), fünfhundert achtzig bis fünf hundert Jahre vor Christi Geburt. Sein Vaterland, die Insel Samos unfern der afrikanischen Küste, war unter den jonischen Inseln eine der blühendsten und kultivirtesten. Viel Wunderbares hat man von seiner Geburt erzählt; einige geben ihm den Apoll, andere gar den Jupiter zum Vater — wahrscheinlich hieß derselbe Mnesarchus, und war ein reicher Getreidehändler oder Steinschneider. Der Sohn hatte von Kindheit an viel Auszeichnendes: einen schönen, schlanken und nervigten Gliederbau,

*) Ueberall zählten die Völkerschaften nach merkwürdigen Begebenheiten, nach dem Leben berühmter Männer, und nach den Regierungen ihrer Könige; besonders zählten die Juden nach dem Ausgange aus Aegypten und dem Salomonischen Tempelbau; die Römer nach Erbauung Roms, und die Griechen nach der Regierung des athenienſischen Königs Cecrops, nach der Zerstörung von Troja und nach den olympischen Spielen. Eine Olympiade war eine Zeit von vier Jahren, und fing sich wahrscheinlich nach 776 vor Christi Geburt an. Die Ursachen, warum die Griechen fast allgemein nach Olympiaden rechneten, liegen hauptsächlich in dem großen Ansehen, welches die olympischen Spiele, als eine Nationalfeierlichkeit des ganzen Griechenlands, hatten.

eine einnehmende Gesichtsbildung und vorzüglich einen sehr fähigen Verstand. Da sein Vater Rang und Ansehen in seinem Vaterlande besaß, so wurde der vielversprechende Knabe mit aller der Sorgfalt erzogen, die er wegen seiner hervorstechenden Talente so vorzüglich verdiente. Musik, Dichtkunst und körperliche Uebungen machten den Haupttheil seiner Erziehung aus, und die Fortschritte, die er machte, lohnten in reichem Maße den Fleiß seiner Lehrer. Unter diesen ist der Philosoph Pherecydes aus der Insel Scyros, der zuerst die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele vorgetragen haben soll, der bekannteste. Er unterwies den angehenden Jüngling in der Beredsamkeit, einer Kunst, von der wir fast gar nichts wissen, die aber von den Alten für ein Hauptstück der Erziehung gehalten wurde. Mit Besonnenheit zu handeln, und mit Kraft und Anmuth zu sprechen, war nach griechischen Begriffen die Zierde des freien Mannes, und ohne die Gabe der sanftfließenden Rede konnte sich kein Grieche bei seinem Volke zu irgend einem wichtigen Amte empor schwingen.

Schon frühe scheint in der Seele des edlen Jünglings sich der Wunsch geregt zu haben, durch Beförderung der öffentlichen Glückseligkeit sich um seine Zeitgenossen verdient zu machen. Alles, was zu diesem Zwecke diente, war ein Gegenstand seines Nachdenkens, und überhaupt hatten alle Kenntnisse, die den Menschen bilden und veredeln, für ihn den größten Reiz. Daher war er z. B. nicht gleichgültig gegen die Entdeckungen des Thales, des ersten Griechen, der so ziemlich eine Sonnenfinsterniß berechnet hatte, und er fing sehr zeitig an, Mitbuhler dieses Weisen in dessen Lieblingsstudien zu werden. Durch-

drungen von der Begierde, den Kreis seines Wissens zu erweitern, verließ er in seinem achtzehnten Jahre sein Vaterland, und begab sich nach dem festen Lande von Griechenland. Alle Männer von Verstand und Einsicht bewunderten die aufblühenden Tugenden seines Geistes, und aus aller Munde ertönte das Lob seiner Stärke, Geschicklichkeit und Schönheit, da er bei den olympischen Spielen den Preis im Ringen erlangt hatte.

Als Pythagoras die Merkwürdigkeiten Griechenlands kennen gelernt hatte, so entzog er sich etwa in seinem zwei und zwanzigsten Jahre dem Beifall seiner Landsleute, und reiste nach Aegypten. Die schwachen Strahlen der Wissenschaften und Kenntnisse waren damals auf einer weiten Oberfläche der Erde zerstreut, und es war viel Mühe erforderlich, sie zu sammeln. Pythagoras scheute keine Beschwerden einer langen und gefährlichen Reise, wenn es darauf ankam, Kenntnisse zu erwerben; und dieß versprach er sich von seinem Aufenthalte in Aegypten, einem Lande, das damals im Rufe einer besondern Gelehrsamkeit stand. Er konnte es wagen, dieß Land zu besuchen, weil die Griechen lange dahin gehandelt, und viele darin sich niedergelassen hatten, und die Priester sogar die Sprache seines Volks redeten. Er war gewiß, in Aegypten Gastfreunde, Landsleute und viele Eingeborne zu finden, mit denen er sich unterhalten konnte. Uberdieß bewirkte ein Empfehlungsschreiben des Fürsten von Samos an den König von Aegypten, daß ihn die Priester, welche im Alleinbesitz der Weisheit waren, in ihre Schulen aufnahmen, und ihm nach einer strengen Prüfung ihre Geheimnisse mittheilten. So wurde er mit der innern Einrichtung ihres Ordens, von der er in der Folge man-

ches bei seinem Bunde nachahmte, vertraut, und erwarb sich eine genauere Kenntniß sowohl der ägyptischen Staatsverfassung, der Religion, Hierarchie, Sitten und Gebräuche des Landes, als auch mathematischer und astronomischer Gegenstände.

Alles, was man von seinen morgenländischen Reisen, nach Persien, Babylon, zu den Juden, in Indien zu den Bramanen u. s. w. erzählt, gründet sich auf keine glaubhaften Zeugnisse. Er begab sich vielmehr aus Aegypten zuerst auf die Insel Creta, durchreiste dann Griechenland, besuchte alle Tempel und Orakel, studirte in Sparta Lykurgs Gesetze, und kehrte endlich in sein Vaterland zurück. Hier bewunderte man anfangs nicht wenig seine ausgebreiteten Kenntnisse und ersuchte ihn um die Mittheilung derselben. Weil er aber die geheimnißvolle dunkle ägyptische Lehrart und die ägyptischen Religionsgebräuche einführen wollte, so mißfiel das den Samiern so sehr, daß er bald keine Zuhörer mehr fand. Ueberdieß seufzte sein Vaterland unter dem Drucke eines Tyrannen, unter dessen eifersüchtigen Augen Pythagoras weder seine Fähigkeiten an den Tag legen, noch einer persönlichen Sicherheit genießen konnte. Er wandte sich also wieder nach dem europäischen Griechenlande, und besuchte die olympischen Spiele, wo er sich durch seine lehrreichen Unterhaltungen und Vorträge den ehrenvollen Titel eines Sophisten oder Weisheitslehrer erwarb, den er aber bescheiden in den Namen Philosoph oder Weisheitsfreund verwandelte. In Phlius, wo man ihn fragte, wie er die Kunst nenne, die er treibe? antwortete er gleichfalls: Philosophie. Der Name war damals noch neu, daher bat man ihn, zu erklären, was er

darunter verstehe. „Seht, sprach er, so wie bei den olympischen Spielen viele erscheinen, um sich durch ihre Geschicklichkeit Ruhm zu erwerben, viele, um sich durch Ausbreitung ihrer Waaren und Kunstarbeiten Geld zu verdienen, ein großer Theil aber aus einer Neigung hinkommt, alles zu sehen, zu untersuchen, von allem die Gründe kennen zu lernen, ohne Geldinteresse, ohne Ruhmbegier: so sind wir Philosophen auch auf dem großen Schauplatze der Welt die einzigen unbefangenen, interesselosen Zuschauer, die alles zu beobachten, von allem sich Kenntniß zu verschaffen suchen.“

Als Pythagoras seine Wanderung durch Griechenland geendigt hatte, so ließ er sich in seinem vierzigsten Jahre und in der vollen Kraft seines Geistes und Körpers in Italien nieder, welches schon lange zuvor, und auch noch späterhin der Hafen war, in den sich mehrere griechische Kolonien aus den Stürmen innerer Unruhen ihres Vaterlandes retteten, und daher Großgriechenland genannt ward. Die Milde des Himmelstrichs, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Stärke und Gesundheit der Bewohner von Kroton, bestimmten ihn, an diesem kleinen Staate zuerst zu versuchen, ob seine Grundsätze ausführbar seyen, weil diese griechische Kolonie die meiste Empfänglichkeit für eine Staatsreform zu haben schien. Seine Absicht war nämlich auf alle griechischen Freistaaten in Großgriechenland zu wirken, die zwar durch Kultur ihres Bodens, Handel und äußere Verhältnisse zum Wohlstande erhoben waren, welchen aber Unsicherheit ihrer politischen Verfassungen, Anarchie, Faktionen, einzelne Tyrannen zerrütteten. Aufklärung des Verstandes seiner Mitbürger über die Natur der Dinge, über wahre menschliche Be-

stimmung und Wohlfahrt sollte auf sie wirken. Sie sollte ihre Sitten verbessern, ihnen Geneigtheit zu einer weisern Verfassung und Verwaltung ihres Staats einflößen, und sie einerseits von den traurigen Folgen politischer Unordnung befreien, andererseits dem obersten Ziele der Menschheit entgegenführen. — Ein großer Entwurf, der Bestrebungen eines Weisen würdig.

Gleich nach seiner Ankunft in Kroton zog Pythagoras die Aufmerksamkeit und Bewunderung aller Stände, Geschlechter und Alter auf sich, weil er alle Gaben und Vorzüge besaß, die eine freigebige Natur, verschwenderisches Glück, langwierige Reisen, reife Erfahrung, vertrauter Umgang mit den größten Männern seiner Zeit, und eine beständige Beobachtung und Ausbildung seiner selbst nur verleihen und mittheilen konnten. Vor ihm ging der Ruf von seinen großen Reisen, und seinem vieljährigen Aufenthalte in fremden Ländern her, und bereitete die Gemüther zur Ehrfurcht und Erwartung seltener und erhabener Weisheit vor. Er war schön und groß von Person: ein Vorzug, der ihn allenthalben würde empfohlen haben, der aber nirgends so tiefen Eindruck machte, als unter den Griechen, die ungewöhnliche Schönheit eben so sehr, als die größten Talente und vollkommenste Tugend schätzten. Einladender Liebreiz und Ehrfurcht gebietende Würde, waren nicht nur über seinen Körper verbreitet, sondern waren auch in seiner Stimme, in seinen Bewegungen und Reden in seltener Eintracht vereinigt. Seine Geschicklichkeit in der Tonkunst und Arzneikunst — Wissenschaften, welche in seinem Vaterlande viel besser, als in Großgriechenland verstanden wurden — verschafften ihm besondere Achtung; auch ist es höchst

glaublich, daß seine mathematischen und physikalischen Kenntnisse sich die höchste Bewunderung der italienischen Griechen erwarben, da diese erst neuerdings die ersten Keime aller Künste und Wissenschaften von den asiatischen Griechen erhalten hatten. Hierzu kam endlich eine alles überwältigende Beredsamkeit, die nicht den Ohren und der Eitelkeit eines müßigen und stolzen Pöbels schmeichelte, sondern eingewurzelte herrschende Leidenschaften und Laster angriff, und die Seligkeiten eines weisen, tugendhaften Lebens verkündigte. Er redete nicht lange nach seiner Ankunft in Gymnasien, Tempeln und in dem Versammlungshause des großen Raths, zuerst nur zu den unerwachsenen Kindern in Kroton, dann zur stärkern Jugend, und endlich zum regierenden Senat selbst, und auf dessen Befehl zu den Matronen der Stadt. Und durch diese seine vortreflichen Ermahnungen erhielt er nicht nur von den Vätern des Volks öffentliche Danksagungen, sondern wirkte auch auf die Seelen seiner Zuhörer so mächtig, daß die Männer ihre Kebsweiber abschaften, die Weiber allen ihren Schmuck, und ihre kostbaren prächtigen Gewänder, als überflüssige, und ihrer Tugend unwürdige Verzierungen, im Tempel der Juno niederlegten, und der Göttin heiligten, und die Jünglinge endlich mit dem lebhaftesten Eifer für nützliche Kenntnisse erfüllt wurden.

Die hohe Meinung der Krotoniaten von dem samischen Philosophen suchte er so wenig herabzustimmen, daß er vielmehr seinen Verordnungen dergestalt mehr Gewicht zu geben meinte, wenn er sie für göttliche Eingebungen erklärte. Zugleich war er selbst von der Würde und Erhabenheit seines Zweckes so eingenommen, daß er sich viel-

leicht selbst überredete, unter dem Einflusse eines höhern Wesens zu stehen.

Die Lebensart, welche der Weise führte, war ganz von der Art, die hohe Meinung zu erhalten, welche er gleich anfangs erregt hatte. Er besuchte sorgfältig, bei früher Tageszeit, die Tempel der Götter; seine regelmäßigen Reinigungen und Opfer kündigten erhabene Heiligkeit der Denkart an; seine Nahrung war, damit keine körperlichen Unreinigkeiten seine vorgebliche Freundschaft mit seinen himmlischen Freunden stören möchten, von der reinsten Art, und er war in ägyptische Leinwand gekleidet, dem Anzuge des Priesterordens in Aegypten. Durch diese und andere Mittel fesselte er die allgemeine Aufmerksamkeit, und lockte die Menschen an, von ihm Unterricht und Belehrung zu erhalten. Seine Zuhörer beliefen sich zuweilen auf zweitausend der vornehmsten Bürger von Kroton, und die Obrigkeit daselbst errichtete, bald nach seiner Ankunft unter ihnen, ein zierliches und geräumiges Gebäude, welches den tugendhaften Lehren dieses bewunderten Fremden gewidmet war, der, indem er ihre Sitten tadelte und ihre Laster verdammte, dennoch ihrem Geschmacke gefiel und ihrer Phantasie schmeichelte.

Als Pythagoras sein Ansehen so fest gegründet sah, daß er auf Vornehme, Reiche und Gelehrte sowohl, als auch auf Niedrige, Arme und Einfältige wirken konnte, so schritt er zur Ausführung eines Plans, den er wahrscheinlich schon in Aegypten gefaßt, und der ihn nach Italien gebracht hatte. Er vereinigte eine kleine Anzahl von Freunden, denen er genug Empfänglichkeit des Geistes für seine Lehren, und genug Energie des Charakters zu Theilnahme an seinem wohlthätigen Reformationsplane zu-

traute, zu einem Bunde, der durch seinen Unterricht erst selbst eine Verbrüderung weiser und guter Menschen werden, und hernach mit gemeinschaftlichen Kräften zur Verbesserung und Beglückung der Zeitgenossen in politischer und moralischer Hinsicht beitragen sollte. Dieser sogenannte Pythagoräische Philosophenbund, eben so vortreflich als einzig in seinen Zwecken, so ausgezeichnet von dem großen Haufen durch seine Lebensweise, und gerade durch diese so ehrwürdig, mußte bald allgemeinern und höhern Ruhm gewinnen, als einzelne Weise vor ihm hatten gewinnen können. Auch war er nicht lange auf eine kleine Zahl von Auserwählten beschränkt, und in wenig Jahren war die Regierung von Kroton in den Händen von dreihundert Pythagoräern. Der Einfluß der neuen Sekte verbreitete sich sehr bald über Locris, Rhegium, Catana und andere Städte in Italien und Sicilien; die Schüler des Pythagoras erfüllten das ganze alte Griechenland, und die Inseln des ägäischen Meeres; und es hatte das Ansehen, als ob der Weise von Samos die erhabene Idee gefaßt habe, eine Gesellschaft von Menschen zu bilden, welche die Welt regieren sollten, indem sie selbst von Weisheit und Tugend regiert würden.

Nach den Ordensregeln, die Pythagoras für sich und seine Freunde entwarf, konnte in denen, die darnach lebten, keine Kraft und Anlage unentwickelt, und keine Unart und kein Gebrechen unbemerkt und ungeschwächt bleiben. Vermöge dieser Regeln wurden alle Theile des Körpers, und alle Fähigkeiten der Seele durch die angemessensten Uebungen bis zur dauerhaftesten Gesundheit und männlichsten Stärke ausgebildet. Tugenden wurden nicht durch Vorschriften und Ermahnungen, sondern

durch Beispiel und Gewohnheit gelehrt. In ihnen war alles vereinigt und verbessert, was der samische Weise in den Einrichtungen seiner eigenen und fremden Völker Nützliches beobachtet hatte. Das Gesetzbuch, das er entwarf, war so vollständig, daß nach ihm keine Stunde des Lebens unausgefüllt, keine Handlung ungeregelt, keine Pflicht unbestimmt, und kein Gut oder Vergnügen unabgewogen blieb. Schon durch die Kleidung suchte Pythagoras seiner Gesellschaft Würde und Achtung zu geben. Sie bestand aus feiner ägyptischer Kattunleinwand, die oft mit Purpur gefärbt, oder mit Purpurstreifen erhoben war, und deren blendende Weiße man stets erhalten oder wiederherstellen mußte. Auch auf die Reinlichkeit des Körpers achtete man sehr, wie dieß in Aegypten auch geschah, wo sich die Priester alle vier und zwanzig Stunden viermal in kaltem Wasser badeten, und an jedem dritten Tage ihren ganzen Leib schoren. Durch diese äußere Reinigung wollte Pythagoras auf die innere Reinheit hinleiten. Wollene Kleidung trug man nicht; man schlief sogar auch unter Betten von jener feinen Kattunleinwand. Wahrscheinlich vermied Pythagoras wollene Kleider, weil sie den Körper eher schwächen und weichlich machen, Leinwand ihn aber eher stärkt. So durchdacht seine Grundsätze über Kleidung und Körperpflege waren, eben so tiefe Menschenkenntniß verrathen die Vorschriften, in welchen er die Vergnügungen und Erholungen sowohl, als die Geschäfte und Arbeiten des ganzen Tages bestimmte.

Sobald die Pythagoräer des Morgens vom Schlafe erwacht und von ihrem Lager aufgestanden waren, wandelten sie einzeln an ruhige einsame Oerter oder Tempel, nicht nur um ihre Sinne und Körper zu erwecken und

zu erfrischen, sondern auch ihr Gemüth zu sammeln, und ferner die Thaten des vergangenen oder mehrerer vergangener Tage zu wiederholen, endlich um sich zu den Geschäften des angefangenen Tages vorzubereiten. Pythagoras schrieb diese Rückkehr in sich selbst nicht blos als Mittel der Selbsterkenntniß und Bildung des Herzens vor, sondern er verordnete sie auch als die vortreflichste Uebung des Gedächtnisses. Es war den Freunden des Pythagoras nicht genug, sich überhaupt nur der Begebenheiten eines oder mehrerer vergangener Tage zu erinnern, sondern sie bemühten sich, die Spuren derselben in eben der Ordnung zu erneuern, in welcher die Begebenheiten selbst einander gefolgt waren. Sie besannen sich also z. B. was sie ihren Bedienten zuerst, was zweitens, drittens u. s. w. befohlen hatten; wem sie zuerst, wem zweitens und drittens aufgestoßen, welche Gespräche zuerst, welche zuletzt, und welche zwischen beiden geführt waren. Wenn sie Zeit hatten, so gingen sie mit ihren Gedanken nicht nur über die Ereignisse eines Tages, sondern mehrerer Tage zurück; und es konnte nicht fehlen, daß nicht durch diese anhaltenden Uebungen das Gedächtniß sehr gestärkt worden wäre.

Den Pythagoräern schien es gefährliche Leichtfertigkeit, mit andern zu reden und umzugehen, bevor man sich mit sich selbst unterhalten habe, weil nothwendig Unruhe und Zerstreuung des Geistes, und Uebereilung in Handlungen und Geschäften daraus erfolgen müsse, wenn man sich ohne alle Vorbereitung ins Gewühl von Menschen hineinstürze. — Um alle Uebel des Schlafs zu entfernen, nahmen die Pythagoräer die Töne der Leyer zu Hülfe.

Wenn sie ihre frühen Spaziergänge geendiget hatten, so suchten sie einander auf, und wandten in Tempeln, oder ähnlichen Oertern die heitersten Stunden des Tages und ihre ersten Kräfte zum Lehren und Lernen, zur Aufklärung des Geistes und Erweiterung nützlicher Kenntnisse, oder auch zur Besserung des Herzens an. Geschickte Lehrer theilten den Schülern ihre Kenntnisse bald durch Fragen, bald durch freie Vorträge mit. Pythagoras selbst warf kurze Fragen auf, und verlangte kurze Antworten darauf: z. B. was ist das Weltall? Ordnung. — Was ist die Freundschaft? Gleichheit. — Auf diese lehrreichen und bildenden Unterredungen folgten Uebungen, die dem Körper Stärke und Behendigkeit geben, oder sie auch vermehren mußten. Die meisten wetteiferten mit einander im Laufen, der ältesten Leibesübung in Griechenland, und ließen sich zugleich salben und reiben: andere rangen und balgten sich in Gärten oder Hainen, und noch andere endlich warfen große Gewichte nach gewissen Zielen, oder tanzten auch gewisse Tänze, die mit heftigen Bewegungen aller Theile des Körpers, besonders der Hände, verbunden waren.

Von diesen Leibesübungen gingen sie zum Mittagsmahl, das unter Griechen und Römern meistens nur Frühstück, aber unter den Pythagoräern noch viel einfacher als unter den übrigen Griechen war. Sie genossen weder Fleisch noch Wein (vom letztern enthielten sie sich den ganzen Tag über), sondern nahmen nur so viel Brot und Honig zu sich, als zur Stillung des Hungers nöthig war. Die Beobachtung der Mäßigkeit in ihrem ganzen Umfange war eine der Hauptpflichten der pythagoräischen Gesellschaft. In der Wahl und Menge der Speisen und

Getränke war Pythagoras so strenge, als man bis dahin in Griechenland nie gewesen war. Er untersagte mehrere Speisen nicht blos deswegen, weil er sie als schädlich erkannte, sondern weil man den Genuß derselben in dem schwelgerischen Großgriechenland übertrieb, oder weil sie in den heiligen Mysterien der Aegypter, seiner Lehrer, verboten waren. Das Fleischessen erlaubte er nur unter Bedingungen, wo es nicht leicht täglich werden, und in schädliche Schwelgerey ausarten konnte. Von gewissen Fischarten enthielten sich die Pythagoräer gänzlich, und auch die eßbaren genossen sie viel seltener, als das Fleisch von Landthieren. Weil Fische die feinsten Leckereien der griechischen Tafeln waren, so hemmte er dadurch die Schlemmerey. Auch Bohnen zu essen untersagte er — wohl, weil sie keine der gesundesten Speisen sind, und auch die ägyptischen Priester sie verabscheuten. Eines seiner Gesetze befahl, daß seine Freunde zu gewissen Zeiten die herrlichsten Mahlzeiten zubereiten, und die Tafel ihrer Speisesäle mit alle dem besetzen lassen sollten, was die dem Gaumen dienende Künste nur reizendes und einladendes erfinden konnten, damit sie alle diese vor ihnen ausgebreiteten Reichthümer der Schwelgerei eine Zeitlang mit den Augen genießen, und dann zur Besiegung der Begierde von ihren Sklaven wegnehmen und verzehren lassen sollten.

Nach der Mittagsmahlzeit ward die nöthige Ruhe durch leichte, doch niemals unanständige oder leichtsinnige Gespräche gewürzt. Jauchzen und Frohlocken, wie Thränen und Winseln ward unter Pythagoräern nicht gehört. Gerieth jemand unter ihnen in große Freude, Trauer oder Wuth, so mußte er sich entfernen, und durfte erst bei völliger Ruhe wieder erscheinen.

Da der samische Weise seine Schüler nicht zum müßigen Mönchsleben, sondern zu nützlichen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft erzog, so widmeten die Pythagoräer auch einen großen Theil des Tages bürgerlichen Geschäften. Häufig verwalteten sie öffentliche Angelegenheiten, und ihre Bemühungen gingen vornehmlich dahin, nach den vortreflichen Grundsätzen ihres Oberhauptes, Sitten und Gesetze zu verbessern, Alleinherrschaft und Tyrannei zu vertilgen, Eintracht und Frieden unter allen Ständen zu erhalten, und eine gemäßigte, auf das Glück Aller abzielende aristokratische Regierungsform einzuführen und zu befestigen. Unter solchen Geschäften kam der Abend heran, und nun gingen sie nicht einzeln, sondern ihrer zwei und drei spazieren, und wiederholten die Materien, welche sie des Morgens gehört, oder worüber sie sich unterredet hatten. Diese Abendspaziergänge beschlossen sie mit einem kalten Bade und versammelten sich alsdann in gemeinschaftlichen Speisesälen zum Nachtessen, das aber immer vor Untergang der Sonne geendigt wurde. Vor der Mahlzeit ward gebetet und Weihrauch den Göttern zu Ehren angezündet, nach dem Essen goß man ein Trankopfer aus. Diese Abendmahlzeiten, an welchen nie mehr als zehn Brüder der größern Vertraulichkeit wegen beisammen waren, bestanden aus mannigfaltigern und uahrhaftern Speisen, als welche sie des Mittags zu genießen pflegten. Sie aßen nicht nur gekochte nnd ungekochte Kräuter und Gemüße, sondern auch Fleisch und Fische, aber selten und wenig, und tranken auch Wein. Wenn sie abgespeist hatten, unterhielten sie sich noch eine Zeitlang mit angenehmer oder unterrichtender Lectüre. Der Oberste der Gesellschaft schlug vor, was gelesen werden sollte,

und der Jüngste mußte vorlesen, den jener, wo es nöthig war, verbesserte und unterbrach. Zuletzt wurden noch einem jeden beim Auseinandergehen die wichtigsten Pflichten des Lebens und die Hauptgrundsätze des Ordens kurz vorgehalten, und in Erinnerung gebracht. Die Aeltesten gaben den Jüngern einige kurze Sprüche mit auf den Weg, zur Uebung des Nachdenkens, oder zur Befestigung guter Gesinnungen, z. B. Seyd dankbar! — Eilt den verletzten Gesetzen zu Hülfe! — Reißt keine Pflanze aus, die einem Geschöpfe nützlich seyn kann! — Tödtet kein Thier, das euch nicht beleidigt hat, u. s. w., und nun vertheilten sich die Brüder in ihre Zellen, wo sie noch ein wichtiges Geschäft vornahmen. Sie überdachten nämlich, bevor sie sich niederlegten, alles, was sie den Tag über gesehen, gethan und gehört hatten, und bemühten sich dann, ihre Seele zu entspannen, und durch die sanftesten Harmonien der Leyer in eine süße Ruhe einzuwiegen, und zu einem ungestörten und traumlosen Schlafe vorzubereiten.

Ein täglich so fortgesetztes Leben füllte die Herzen dieser Menschen mit heiligen, überirdischen Gefühlen und Gesinnungen, leitete sie zur wahren Freundschaft und zum freudigen Denken an die Götter, und fesselte sie so an ihren Meister, daß seine Aussprüche ihnen für Orakelsprüche galten. Er hat es gesagt, war einem Pythagoräer der stärkste Beweis für ihre Wahrheit.

Ehe Pythagoras jemanden in seinen Orden aufnahm, untersuchte er aufs genaueste die ganze Bildung, Geberden, Mienen, Stellungen, Gang und Bewegungen derselben. Aus allen diesen äußern Zeichen zusammen genommen, lockte er wahrscheinliche Vermuthungen über

die Fähigkeiten und Gesinnungen ihm sonst unbekannter Personen hervor, und er wurde daher von den Alten für den Erfinder der Kunst gehalten, das Unsichtbare im Menschen aus dem Sichtbaren zu errathen. Pythagoras blieb aber nicht bei diesen trüglichen Kennzeichen stehen. Er forschte weiter nach, wie diejenigen, die sich um seine vertraute Freundschaft bewarben, sich gegen ihre Aeltern, Hausgenossen und Freunde betrügen, und wie die letztern beschaffen wären? Er gab auf ihr Lachen, ihre Reden und Schweigen, auf ihre Zerstreuungen und Geschäfte, und alle ihre übrigen Bewegungen Acht, und untersuchte endlich, ob und wann und bei welchen Gelegenheiten und wie sehr sie aufgebracht, oder erfreut und niedergeschlagen würden? ob sie zänkisch, ungesellig und roh, oder friedfertig, freundlich und milde wären? Von der Prüfung der Gemüthsart seiner künftigen Freunde ging er zur Ergründung ihrer Fähigkeiten über. Er merkte auf, ob sie die Kenntnisse, die er ihnen mittheilte, leicht und begierig faßten, und treu und dauerhaft behielten, oder ob sie ihm nur langsam folgten, und ob seine Reden sich nach einiger Zeit in ihrem Gedächtnisse verstümmelten, oder gar daraus verschwänden. Am allermeisten aber suchte Pythagoras zu erfahren, ob jemand anvertraute Geheimnisse aufbewahren könnte, oder ob er geschwätzig, unvorsichtig und leicht auszuforschen sey? Die Prüfungszeit hieß daher die Zeit des Stillschweigens, welche mehrere Jahre dauerte. In dieser Zeit erfuhr der neue Schüler nichts von den Geheimnissen der tiefern Weisheit, sondern wurde blos zum Schweigen, zur Bezähmung unzeitiger Neugier, und zur Pünktlichkeit in der Ausübung religiöser Gebräuche und täglicher Reinigun-

gen gewöhnt. Verrieth er in den Prüfungsjahren Züge, die eines Schülers der Weisheit unwürdig waren, so ward er entlassen, und bekam sein eingebrachtes Vermögen wieder. Kein Pythagoräer erkannte ihn nachher wieder, er wurde wie ein Todter betrachtet. War der Meister dagegen mit seinen Fortschritten zufrieden, so ließ er ihn zu dem geheimen Unterrichte zu.

Pythagoras beobachtete bei seinem Unterrichte eine verschiedene Methode, worin ihm mehrere Philosophen nachahmten. Den großen Haufen belehrte er auf eine andere Weise, als wie seine vertrauten gebildetern Freunde; jenen durch praktische Vorschriften, wie sie die gewöhnliche Erfahrung liefert und bewahrt: diese durch philosophische Gründe, die Resultate eines tiefern Nachdenkens über die Natur der Dinge und des Menschen waren. So entstand seine esoterische und exoterische Philosophie. Letztere bezog sich vornehmlich auf Moral.

Um seiner Gesellschaft Festigkeit zu geben, und die Zwecke zu erreichen, zu welchen sie errichtet war, gebrauchte Pythagoras die Zahlen, oder symbolische Bezeichnungsarten, und andere Geheimnisse, welche er von der Weisheit, oder vielmehr Verschlagenheit, der ägyptischen Priester gelernt hatte. Er lehrte seine Schüler gewisse Zeichen oder Worte, an welchen sie einander zu erkennen vermochten; sie konnten, wenn sie von einander entfernt waren, in unbekannten Ziffern mit einander Briefe wechseln; und Menschen aus allen Ländern, Griechen und Barbaren, wurden, nachdem sie in Ansehung ihres Verstandes und ihrer Neigungen die gehörige Prüfung ausgehalten hatten, ohne Ausnahme in die Gesellschaft zugelassen. Aeußerst besorgt war Pythagoras, unter

seinen Schülern Freundschaft und gutes Einverständniß zu erhalten. Oft sprach er in seinen Unterredungen durch Gleichnisse mit ihnen. So sagt' er ihnen z. B. man müsse niemals über eine Wage springen, um ihnen begreiflich zu machen, daß sie niemals sich der Gerechtigkeit entziehen dürften. Man müsse sich nicht auf den Mundvorrath des Tages setzen, um anzudeuten, man müsse sich von der Gegenwart niemals so sehr binden lassen, daß man nicht auch für die Zukunft sorgte. Er befahl ihnen, stets auf ein bescheidenes und gefälliges Aeußere zu sehen, ohne jemals durch Bewegungen der Freude oder Traurigkeit sich aus derselben bringen zu lassen; Zärtlichkeit gegen seine Aeltern zu hegen; Greisen ehrerbietig zu begegnen; sich Leibesübungen zu verschaffen, damit man nicht zu dicke werde; nicht das ganze Leben auf Reisen zuzubringen. — Merkwürdig sind besonders folgende Lehren der pythagoräischen Schule:

Nie empfange den Schlaf mit deinen ermüdeten Augen,
Ehe du jegliches Werk des Tages hast wieder erwogen.
Worin fehlt' ich? was that ich? und welche der Pflichten
versäumt' ich?
Geh von der ersten an alle sie durch, und thatest du Böses,
Dann so tadle dich selbst; doch ergötze dich über das Gute.
Dieses nur übe und dieses besorge, und dieß mußt du lieben!
Dieses nur wird dich zum Pfade der göttlichen Tugend geleiten.

Pythagoras war der Erreichung seiner Absicht nahe, Großgriechenland durch weise Gesetzgeber und Regenten beglückt, und ihm mittelst seines Bundes auch für die Zukunft dieses Glück gesichert zu sehen. Aber ein unglücklicher Zufall zerstörte, nach einer vierzigjährigen Dauer, diesen schönen Bund. Die Veranlassung dazu

soll diese gewesen seyn. Kylon, ein reicher Krotoniate, wollte pythagoräischer Ordensbruder werden; weil er aber kühn, herrschsüchtig und unruhig war, so ward er zurückgewiesen. Aus Verdruß suchte er eine Verschwörung gegen die Pythagoräer zu Stande zu bringen, und es gelang ihm, das Volk auf seine Seite zu ziehen. Ein lärmender Haufe umgab das Haus des Weisen, als er eben mit seinen Freunden versammelt war, steckte es in Brand, mehrere Ordensbrüder verloren das Leben und die übrigen wurden verjagt. Pythagoras verließ die wüthende Stadt, die ihm einst göttliche Ehre erwiesen hatte, als ein Flüchtling und wandte sich nach Lokri. Hier nahm man ihn auf, bat ihn aber weiter zu ziehen. In Tarent wurde er ebenfalls gut empfangen, aber auch weiter gewiesen, und so kam er endlich nach Metapont, wo er im zweiten oder dritten Jahre der neun und sechszigsten Olympiade, in einem Alter von neun und siebenzig bis achtzig Jahren starb. Seine Schüler wurden in Großgriechenland zerstreut.

Der pythagoräische Bund war nun zerstört, aber mit ihm konnte das ehrenvolle Gedächtniß desselben unter den Griechen nicht zugleich zerstört werden; vielmehr wurde durch das traurige Schicksal, welches er erfuhr, die Erinnerung an sein Verdienst um Weisheit und Humanität desto lebhafter und unvergeßlicher; und der Name, die Lehre und die Sitte des Pythagoras wurde auch durch einzelne Glieder des Bundes, die der Niederlage des Kylon entgangen waren, erhalten, und in ihren Freunden und Zöglingen bis auf die Zeiten des Plato und Aristoteles fortgepflanzt.

Weil theils Pythagoras selbst seine Philosophie mit Fleiß in ein heiliges Dunkel hüllte, und in kurze meistens bildliche Sätze einkleidete, theils seine Schüler die von ihrem Lehrer empfangene Weisheit sehr geheim hielten, und überdieß in jenem Sturme, der über den Orden erging, größtentheils umgekommen sind; so ist es schwer, ein zusammenhangendes System seiner Philosophie zu entwerfen: man muß sich mit den von spätern Schriftstellern aus den verloren gegangenen Schriften der alten Pythagoräer gesammelten Nachrichten begnügen. Das Wesentlichste hievon besteht kürzlich in folgendem: Pythagoras lehrte als Vorbereitungswissenschaften Geometrie, Arithmetik, Musik, Astronomie, in welcher die von ihm ausgedachte Musik der Sphären merkwürdig ist. Von diesen vorbereitenden Lehren ging er zu der eigentlichen Philosophie über, deren Endzweck er in die durch unermüdetes Forschen nach Wahrheit und durch Bezähmung der Sinnlichkeit zu erlangende Aehnlichkeit der menschlichen Seele mit Gott, ihrem Ursprunge, setzte. Er theilte die Philosophie in die theoretische und praktische. Gott ist seiner Meinung nach die Seele der Welt, ein sehr feines Feuer, oder doch ein mit der reinsten Feuer- und Lichtmaterie bekleidetes Wesen, aus welchem nicht nur die untern Gottheiten, Dämonen, Geister, Seelen, sondern auch selbst die Materie ausgeflossen ist. Mit den Dämonen kann man vermittelst magischer Künste und Geisterbeschwörungen Umgang haben, ja sie gewissermaßen beherrschen. Die menschlichen Seelen werden, wenn sie durch das Herumwandern in mehrere menschliche oder thierische Körper, genugsam geläutert sind, auf immer

mit Gott vereinigt: eine Lehre, die Pythagoras wahrscheinlich von den Aegyptern angenommen hat. — Seine praktische Philosophie enthielt viele vortrefliche moralische Vorschriften, aber auch manches, das sehr nach Aberglauben riecht.

Die goldenen Sprüche, die gewöhnlich dem Pythagoras beigelegt werden, sind nicht von ihm selbst, aber wahrscheinlich von einem pythagoräischen Philosophen, der noch vor Plato lebte. Sie enthalten gehaltvolle und nachdrückliche Sentenzen und Wahrheiten, unter welchen aber einige Spitzfindigkeiten und entweder scheinbar oder wirklich unrichtige Sätze enthalten sind. Sie waren für die Selbstprüfung, Herzensbesserung und zur Stärkung im Guten bestimmt. In allen Zeiten wurden dieselben wegen ihres grauen Alterthums sehr geschätzt. Die vorzüglichsten davon, welche die Beherzigung meiner jungen Freunde verdienen, sind folgende:

Heilig sey dir die Pflicht, die seligen Götter zu ehren
Nach dem Gesetz; zu halten den Eid; auch die treflichen Helden,
Auch die verstorb'nen Dämonen ehre so wie das Gesetz will.
Deine Aeltern verehr' und deine nächsten Verwandten;
Wer von den Uebrigen Tugend besitzet, den wähle zum Freunde.
Sanfter Rede befleißige dich und nützlicher Thaten.
Hege nicht gegen den Freund Haß ob einem kleinen Versehen.
Diese Lehren faß wohl! auch gewöhne dich hierin zu herrschen:
Ueber den Magen zuerst, über Schlaf und über die Wollust,
Auch über Zorn; in Gesellschaft des andern übe nicht Schandthat,

Noch auch allein; und hege vor allem Scham vor dir selber.
Kämpfe für die Gerechtigkeit, mit der That und mit Wor-
ten —
Man pflegt Schätze zu sammeln, und bald auch wieder zu
darben. —
Leiden, welche durch Götterverhängniß Sterbliche dulden,
Trage geduldig und sonder Unwillen, wenn sie dich treffen.
Denke, bevor du ans Werk gehst, damit du nicht Unsinn
beginnest;
Das nur richte ins Werk, was dich hernach nicht gereuet.
Hast du die Kenntniß noch nicht, so schreite zur That nicht:
erlerne,
Was dir noch fehlet, und dann wirst du sel'ger die Tage
verleben.
Jegliche That vermeide, die Neid und Haß dir erweckt.
Sey nicht Verschwender zur Unzeit, bloß aus Unkunde des
Schönen;
Sey auch kein knick'riger Filz; das Maß ist bei allem das
Beste;
Was dir nicht schadet, das thu; doch denke bevor du ans
Werk gehst.
Wähle die hohe Vernunft zur Leiterin deines Gespannes.

III.

Römer.

Romulus.

Erbauer und erster König von Rom.

Italien ist nicht nur eines der schönsten und fruchtbarsten Länder Europens, sondern auch auf allen Seiten mit natürlichen Schutzwehren versehen. Gegen Mitternacht zu sind die Alpen, eine Reihe von sehr hohen und schwer zu übersteigenden Gebirgen; auf den drei übrigen Seiten ist es von Meeren umgeben, die es mit dem südlichen und westlichen Europa, mit Asien und Afrika in Verbindung setzen. In diesem Lande gab es in den ältesten Zeiten viele kleinere und größere Staaten, die von Königen beherrscht wurden. Einer dieser Staaten hieß Latium. Hier regierte der König Latinus, als Aeneas, ein edler Trojaner, nach der Zerstörung seiner Vaterstadt, mit einer Schar seiner flüchtigen Landsleute nach langem Umherschweifen daselbst landete. Dieß geschah im Jahr der Welt zwei tausend achthundert und drei, oder eilf hundert und achtzig Jahre vvr Christi Geburt.

Die Flüchtlinge baten den König Latinus um einen Wohnplatz in seinem Lande, und diese Bitte ward ihnen

gern gewährt. Noch mehr! Latinus fand an dem frommen Aeneas, wie die Geschichte ihn nennt, so viel Gefallen, daß er ihm seine Tochter Lavinia zur Gemahlin gab. Die Verbindung mit den vertriebenen Trojanern war überhaupt für die Latiner nicht ohne Nuzzen; denn da ihr König mit den benachbarten kleinen Monarchen manche blutige Händel hatte, so trugen sie mit Hülfe der Trojaner öfters den Sieg davon. In einer dieser blutigen Fehden verlor Latinus das Leben, worauf Aeneas und nach diesem sein Sohn Askanius regierte. Der letztere baute die Stadt Alba Longa, und machte sie zur Hauptstadt seines Reichs. Seitdem wurde der Name der Albaner so berühmt, daß Volk und Reich davon benannt wurden.

Vierzehn albanische Könige werden uns genannt, von denen wir aber wenig mehr als die Namen wissen. Numitor, der Sohn des vierzehnten, ward, so erzählt man, von seinem Bruder Amulius vom Throne gestoßen. Ein Verbrechen verleitet so leicht zu einem zweiten. Der Thronräuber ließ die Söhne seines Bruders hinrichten, und damit auch dessen Tochter kinderlos bliebe, mußte sie wider ihren Willen eine Priesterin der Vesta werden, die zur steten Jungfrauschaft verbunden waren. Aber Rhea Sylvia, so hieß sie, übertrat die Gesetze der Keuschheit, und ward Mutter von Zwillingen. Sie gab vor, Mars sey der Vater derselben, um dadurch das Schimpfliche und Strafbare dieses Vergehens von sich abzuwenden. Allein weder Götter noch Menschen, wie Livius sagt, befreiten sie oder ihre Kinder von der Grausamkeit des Königs. Sie selbst ward in Fesseln gelegt: die Kleinen warf man auf seinen Befehl ins Wasser.

Doch gleichsam durch ein höheres Geschick wär die Tiber damals über ihre Ufer getreten, so daß man nicht zu ihrem eigentlichen Strome kommen konnte. Die Vollzieher des königlichen Befehls glaubten, die Kinder könnten des seichten Wassers ungeachtet ertrinken, und setzten sie also aus, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Der Kasten, worin sie lagen, kam endlich aufs Trockene, und hier blieben sie ohne Schaden zu leiden, bis ein Hirte des Königs, Namens Faustulus, von ungefähr dazu kam, welcher sogar, wie die Sage lautet, eine Wölfin bei ihnen antraf, die, weil sie ihre Jungen verloren hatte, die Knaben zu ihrer Erleichterung gern an sich saugen ließ. Faustulus erbarmte sich der Kleinen, trug sie nach Hause, erzog sie wie seine eigenen Kinder und gab ihnen die Namen Romulus und Remus.

Frühe entwickelte sich in den Knaben, neben einem kraftvollen Körper, ein kühner, unternehmender Geist. Ihre Miene schien eine nicht gemeine Abkunft zu verrathen. Schon im Spiele mit andern Knaben zeichneten sie sich durch ein heroisches, gebieterisches Wesen aus, überall wollten sie die Ersten seyn, und alle Streitigkeiten sollten nach ihrer Entscheidung beigelegt werden. Das Hirtenleben, zu dem sie Faustulus erzog, war ihnen bald zu einförmig; sie wurden Jäger, und, durch diese Lebensart an Muth und Kräften gestärkt, griffen sie hernach Räuber an, jagten ihnen die Beute ab, welche sie unter ihre Gesellschafter, die Hirten, vertheilten. Aber die darüber aufgebrachten Räuber stellten ihnen nach, ergriffen auch einmal den Remus und brachten ihn vor den Amulius. Da nun dieser hörte, daß Remus auf den Ländereien seines noch lebenden Bruders Numitor Räubereien

begangen haben sollte, so ward er diesem zur Bestrafung übergeben. Diese Gefahr bewog den Faustulus, daß er dem Romulus seine sehr wahrscheinlichen Muthmaßungen über ihre Geburt entdeckte. In dem Verhöre, das Numitor mit dem Remus anstellte, sagte dieser unter andern, daß er noch einen Zwillingsbruder habe, der einerlei Lebensart mit ihm führe. Dieser Umstand, das Alter der Zwillinge (denn sie waren schon achtzehn Jahre alt) und ihre erhabene Gesinnung — alles erinnerte dem Numitor an seine Enkel, und die Fragen, die er that überzeugten ihn vollends, daß sein Gefangener Remus wäre. Allein auch die Zwillinge, von dem Verfahren des Amulius mit seinem Bruder richtiger belehrt, dachten nun auf nichts anders, als diesen Tyrannen aus dem Wege zu räumen, und den Numitor wieder auf den Thron zu setzen. Es währte nicht lange, so führten die kühnen Brüder diesen Plan aus. Romulus brachte eine Anzahl Hirten zusammen, die er, von verschiedenen Orten her, sich zu einer bestimmten Zeit vor des Königs Burg versammeln ließ; Remus kam mit einer in der Stadt versammelten Schar dazu, Amulius ward angefallen, ergriffen, getödtet, und Numitor ward wieder König von Alba.

Romulus und Remus wollten nicht zu Alba wohnen, ohne zu herrschen: aber auch nicht herrschen, so lange ihr Großvater lebte. Sie beschlossen daher, in der Gegend an der Tiber, wo sie ihre Jugendjahre zugebracht hatten, eine eigene Stadt anzulegen. Numitor war damit um so mehr zufrieden, weil er dadurch die Anhänger seines Bruders Amulius los wurde, denen er mit seinen Enkeln auszuziehen erlaubte. Ueberhaupt fanden

sich Albaner und Lateiner genug, die, in Hoffnung einer Verbesserung ihrer Umstände, den unternehmenden Jünglingen nachzogen. Diese ersahen sich sieben Hügel, bauten daselbst Wohnungen, und so ward am ein und zwanzigsten April des Jahres sieben hundert und drei; oder vier und funfzig vor Christi Geburt der Grund zu der Stadt Rom gelegt, die einst Beherrscherin der Welt werden sollte.

Es ging bei diesem Baue nicht aufs friedlichste her, und die beiden Brüder gaben ihren Leuten kein sehr erbauliches Beispiel. Sie stritten über den Ort, wo die neue Stadt erbaut werden sollte, oder nach andern über den Namen derselben. Dieser Streit sollte durch den Flug der Vögel entschieden werden, den die abergläubischen Leute für ein untrügliches Mittel hielten, den Willen der Götter zu erforschen. Remus sah sechs Geier; Romulus wollte nun zwölf gesehen haben, — die ihm aber erst erschienen, da Remus zu ihm kam. Beide Brüder zerfielen, der Vögel wegen, zum sichern Beweise, daß die Deutung nur von menschlicher Willkür abhing. Remus handelte seinem Bruder in Allem entgegen. Einst sprang er über den Graben, den Romulus um die neue Stadt gezogen hatte. Dieser entbrannte daher, und erschlug seinen Bruder, indem er ihm zurief: „Dieß soll das Schicksal eines jeden seyn, der über meinen Graben springen wird!“

Romulus setzte jetzt, als alleiniger Gesetzgeber, das Werk mit dem größten Eifer fort, und nach vier Monaten (andere sagen vier Jahren) war die Stadt erbaut. Sie hatte eine fast viereckigte Form und enthielt ungefähr tausend Häuser. Ihr Umfang mochte etwa eine Meile,

und ihr Gebiet einen Bezirk von etwa sechs Meilen betragen. Viel zu weitläuftig noch war dieser geringe Umfang für die schwache Bevölkerung. Es wurden daher manche Nothbehelfe ergriffen, um die Anzahl der Einwohner zu vermehren. Vor allen Dingen ward eine Freistätte eröffnet, zu Gunsten aller Missethäter, Sklaven, Landstreicher, jedes gesetz- oder heimatlosen Gesindels. Ein solches strömte dann auch scharenweise herbei, und half die Zahl der Unterthanen unsers Gesetzgebers vermehren. Die Einwandernden waren aber doch nicht blos Leute niedrigen Standes, sondern auch mehrere, man sagt, hundert und funfzig der angesehen trojanischen Familien, zu denen sich auch Einwohner anderer Städte gesellten. Dieser bessere Theil der Eingewanderten war denn auch sogleich darauf bedacht, den werdenden Staat in eine Art von Form zu gießen; wer hätte auch bei diesem Gemische von allerlei Volk seines Lebens und Eigenthums sicher seyn können, wenn nicht bald für Gesetz und Ordnung gesorgt worden wäre!

So gewiß Romulus ein Mann im vollsten Sinne des Worts, und zum Herrscher geboren war, so waren doch seine Kameraden viel zu sehr seines Gleichen, und ein viel zu kräftiger Menschenschlag, als daß sie ihm eine unumschränkte Gewalt über sich hätten einräumen sollen. Als er sie daher in einer Versammlung fragte: welche Regierungsform sie einführen wollten? so stimmten sie zwar für einen König, aber mit der Erklärung, daß er nichts weiter, als erster Anführer, erster Richter und erster Priester seyn sollte. Die Aeltesten und Erfahrensten aus dem Volke sollten seine Räthe seyn, die sich über die wichtigsten Angelegenheiten berathschlagen, und sie dann dem ver-

sammelten Volke zur Entscheidung vortragen sollten. Aus Dankbarkeit wählten sie den Gründer ihres Staats zu ihrem ersten Könige. Er nahm diese Ehre an, und ließ sich feierlich zum Oberhaupte der Religion, zur höchsten Obrigkeit in der Stadt, und zum obersten Feldherrn des Staats erklären. Um sich desto mehr Ansehen zu geben, zeichnete er sich schon im Aeußerlichen von den Uebrigen aus. Ueberall begleiteten ihn zwölf Männer (Lictoren) mit Beilen, die in einem Bündel Ruthen befestigt waren, welches ein Sinnbild der königlichen Obergewalt seyn sollte. Auch legte er sich eine Wache von dreihundert jungen Leuten bei; der Staat hielt ihnen Pferde, daher sie Reiter oder Ritter (Equites) genannt wurden, und aus ihnen entstand in der Folge der Ritterstand. Aus diesem Pomp, in welchem der neue König auftrat, erkannte man nicht undeutlich seinen stolzen, emporstrebenden Geist: aber das Volk, eifersüchtig auf seine Gerechtsame, wachte darüber, daß seine Gewalt nicht die angewiesenen Gränzen überschreiten möchte. Jeder Bürger nahm an den vornehmsten Staatsangelegenheiten Theil, und kein Gesetz erhielt Gültigkeit, das sie nicht gebilligt hatten. Ein Ausschuß von ihnen bildete den Senat, dessen Mitglieder, deren hundert waren, aus Ehrerbietung Väter (Patres) genannt wurden. Diese berathschlagten sich über die wichtigsten Angelegenheiten des Staats, und sie waren eigentlich diejenigen, in deren Händen sich die Regierung befand.

Romulus ließ sich's gleich anfangs ernstlich angelegen seyn, in Verbindung mit dem Senate und mit vorgängiger Bewilligung des Volks, mehrere nützliche Einrichtungen zu treffen, welche die Sicherheit und das Ge-

deihen seines neuen Staats befördern konnten. Unter andern zählte er die Einwohner Roms, und fand, daß sie aus drei tausend drei hundert Männern bestanden. Er theilte sie in drei gleiche Theile oder Zünfte (tribus). Eine jede erhielt einen Vorsteher (tribunus) und einen eigenen Theil der Stadt zu bewohnen. Jede Zunft war wieder in zehn Curien, eine jede Curie in zehn Decurien eingetheilt. Jene bekamen einen Centurio, diese ebenfalls ihre besondern Aufseher. Die Opfer einer jeden Curie verrichtete ein Priester, Curio, und die Streitigkeiten zwischen Privatpersonen entschieden zwei der vornehmsten Einwohner, Duumviri genannt. Einen andern Unterschied der Einwohner nahm Romulus von der Herkunft und Würde derselben her. Er theilte sie nämlich in Patricier (Vornehme oder Adelige) und Plebejer oder Bürgerliche ein. Jene sollten allein für den Gottesdienst sorgen und alle Würden des Staats ausschließend bekleiden; diese hingegen Landwirthschaft und Handwerke treiben. Um alle etwa zu befürchtenden nachtheiligen Folgen dieses Unterschieds zu entfernen, brachte er Beide in eine sehr genaue gegenseitige Verbindung. Die Plebejer durften sich aus den Patriciern Beschützer oder Patronen wählen, deren Pflicht es war, ihnen die Gesetze auszulegen, ihre Angelegenheiten vor Gericht zu besorgen, und in allen Vorfällen ihre Rathgeber oder Versorger zu seyn. Die Schutzverwandten oder Klienten mußten ihrer Seits den Patronen nicht blos Ehre erweisen; sondern auch, wenn jene nicht reich genug waren, ihre Töchter ausstatten und ihre Schulden bezahlen helfen, oder auch sie selbst oder ihre Kinder aus der Kriegsgefangenschaft loskaufen. Keiner von beiden konnte gezwungen werden, gegen den

Andern Zeugniß abzulegen. Diese gegenseitig zu leistenden Pflichten waren so heilig, daß derjenige, der sie verletzte, nicht nur ehrlos ward, sondern auch von Jedermann ungestraft getödtet werden konnte.

Das kleine Gebiet um die Stadt wurde in drei Theile getheilt. Aus dem einen bezog der König seine Revenüen und alles, was die Staatsbedürfnisse erforderten; ein zweiter wurde unter die Bürger vertheilt, von denen jeder etwa drei Morgen bekam, und der dritte diente zur Bestreitung des Aufwandes beim Gottesdienste. Dem letztern weihte Romulus seine ganze Aufmerksamkeit, weil er einsah, daß ohne die Mitwirkung der Religion die Gesetze wenig Kraft haben würden. Die Religion bestand aber hauptsächlich in dem Glauben an Wahrsagen, welche durch Beobachtungen des Vögelfluges und der Eingeweide der Thiere das Gegenwärtige deuteten und das Zukünftige erspähten.

Ein kleiner Staat nimmt gern Fremde auf, und in Rom hieß man jeden willkommen, der hier seine Wohnung aufschlagen wollte. Wirklich strömten auch ganze Schaaren aus der Nähe und Ferne herbei, und Romulus hatte die Freude, seinen Staat in Kurzem sehr ansehnlich wachsen zu sehen. Doch wurde Rom deswegen nicht von Dieben und Räubern voll, sondern auch angesehene unzufriedene Bürger anderer Städte suchten hier einen gefälligern Aufenthalt. Mitunter kamen wohl auch entlaufene Knechte, die aber in Rom auch nichts anders als Knechte wurden. Die Meisten dieser Einwanderer aber, läßt sich vermuthen, waren Männer, und Männer von Kraft und Muth. An Weibern war dagegen ein auffallender Mangel, und es hielt schwer, demselben ab-

zuhelfen. Die benachbarten Völker betrachteten Roms Anwachs mit scheelen Blicken, und verwarfen die Heirathsanträge der Römer mit Verachtung, dieß empörte den Stolz der letztern so sehr, daß sie sich durch List und Gewalt zu verschaffen suchten, was ihnen in Güte nicht zugestanden wurde. Insgeheim ward beschlossen, einen Mädchenraub zu verüben, und zwar bei folgender Gelegenheit.

Romulus ließ in allen benachbarten Orten ein Fest zu Ehren Neptuns ausrufen, das in Rom gefeiert werden sollte, und traf prächtige Anstalten zur Feier desselben. Die Neugierde lockte viele Fremde herbei, denn wo die Menschen etwas zur Befriedigung ihrer Sinne erhalten können, da fehlen sie nicht. Besonders fanden sich viele Sabiner mit ihren Weibern und Töchtern ein. Mit herzlicher Gastfreundschaft nahmen die Römer die Fremdlinge auf, und zeigten ihnen alle Merkwürdigkeiten ihrer Stadt. Die letztern hatten sich schon ein paar Tage in Rom aufgehalten, waren in den Häusern der Römer einquartiert gewesen, die jungen Leute hatten sich gesehen und kennen gelernt, und mancher mochte in der Stille unter den Mädchen eine Wahl getroffen haben, als plötzlich der Augenblick erschien, da der verabredete Raub vor sich ging. Die Kampfspiele, welche das Fest beschließen sollten, hatten ihren Anfang genommen, und die Augen und Ohren der fremden Zuschauer waren gefesselt. Plötzlich stürmte auf ein gegebenes Zeichen eine Anzahl römischer Jünglinge mit gezogenen Schwertern unter sie, bemächtigte sich der Jungfrauen und der schönsten Weiber, und schleppte sie mit Gewalt hinweg. Heftigen Schrecken, Zorn und Unwillen erregte die Gewaltthat, besonders bei den anwe-

senden Sabinern, die den größten Verlust erlitten. Aber umsonst ereiferten sie sich über diesen Bruch des Gastrechts; umsonst widerstanden die Jungfrauen anfangs den Liebkosungen ihrer Räuber. Romulus hatte indessen doch alles Mögliche gethan, daß bei dieser gewaltsamen Entführung wenigstens alles Schimpfliche vermieden ward. Die Entführer mußten ihre Beute die erste Nacht unberührt lassen. Den andern Morgen ließ der König sie vor sich bringen, tröstete sie in ihrem Schmerze, versicherte, sie wären in ehrlicher Absicht geraubt worden, entschuldigte das Verfahren als alte griechische Sitte, und bat sie endlich, diejenigen Männer anzunehmen, die ihnen das Glück beschieden habe.

Allmählich legte sich der Unwille der geraubten Mädchen, sie gewöhnten sich an den Umgang ihrer Männer, die sichs angelegen seyn ließen, durch eine liebreiche Behandlung das Andenken an das Vergangene zu verdrängen, und die Wenigsten wären vielleicht wieder in ihre Heimat zurück gekehrt. Dauernder und heftiger war der Unwille, den die Väter und Verwandten der Geraubten empfanden. Die Sabiner schickten Gesandte an den Romulus, und ließen ihre Kinder zurückfordern; aber er wies jeden Antrag von der Hand — und so entstand ein Krieg, der Rom leicht hätte gefährlich werden können, wenn die beleidigten Völker mit vereinter Macht den Angriff gemacht hätten. Sie kamen einzeln, und unterlagen. Die ersten, welche einen Einfall in das römische Gebiet machten, waren die Cäninenser; aber Romulus lehrte sie bald, daß Zorn ohne Nachdruck thöricht sey. Er schlug sie in einem Treffen, erlegte ihren König Acron mit eigener

Hand, eroberte ihre Hauptstadt, schleifte sie und schickte alle Einwohner nach Rom, wo sie das Bürgerrecht erhielten. Die Antemnaten und Crustuminer, welche nachher das Kriegsglück gegen die Römer versuchen wollten, hatten dasselbe Schicksal. Aus ihren eingenommenen Städten machte er Pflanzörter, die ihm zugleich zu Vormauern gegen die Einbrüche anderer Völker dienten. Die Einwohner aber zog er ebenfalls nach Rom, unter den nämlichen Bedingungen. Die Ländereien derselben theilte er unter seine Bürger aus; was aber den Aeltern der geraubten Mädchen gehörte, das blieb denselben eigen. Dadurch breitete sich der Ruf von seiner Gnade und Tapferkeit so sehr aus, daß verschiedene etruscische Städte sich ihm freiwillig unterwarfen.

Jetzt erst erschienen die Sabiner auf dem Kampfplatze, die mächtigsten und tapfersten unter Roms Gegnern. Sie gingen mit Ueberlegung und List zu Werke, fielen unvermuthet über Rom her, und bemächtigten sich durch Bestechung des Schlosses. Es kam mitten in der Stadt zu einem Treffen. Romulus selbst wurde am Kopfe verwundet, sank zur Erde und mußte das Treffen verlassen. Jetzt fingen die Römer an zu weichen. Sobald sich der verwundete König einigermaßen erholt hatte, griff er wieder zu den Waffen, lief den Fliehenden entgegen, breitete seine Hände gen Himmel und sagte: „O Jupiter, auf deinen gütigen Befehl hab ich auf diesem Hügel den ersten Grund zur Stadt gelegt. Jetzt haben die Sabiner durch Verrätherei das Schloß im Besitz. Schon sind sie durch das mittlere Thal gekommen und dringen mit bewaffneter Hand auf

uns ein. Aber du, Vater der Götter und Menschen, halt wenigstens die Feinde von uns ab, benimm den Römern ihr Schrecken und hemme ihre schändliche Flucht.“ Hier hielt er etwas inne, und als ob Jupiter sein Gebet erhört hätte, sprach er: „Jupiter, der Große und Gütige, befiehlt euch, ihr Römer, Stand zu halten und das Treffen zu erneuern.“ Sogleich standen sie, und machten einen so wüthenden Angriff, daß die Sabiner zurückwichen. Bald ward aber das Gefühl gegen ihre Töchter wieder rege, und sie fielen mit neuer Wuth auf die Räuber derselben ein. Dieser hartnäckige Kampf zwischen Männern, Vätern und Brüdern wirkte endlich auch auf die geraubten Mädchen; von allen Seiten liefen sie herzu, sprangen über die Erschlagenen in die Arme ihrer Väter, Brüder und Gatten und flehten, ihre Kinder auf den Armen und mit fliegenden Haaren, dem Elende ein Ende zu machen. „Uns, uns, riefen sie, treffen eure Waffen, uns, die einzige Ursache eurer Erbitterung. Uns geziemt es zu sterben, wenn anders gestorben seyn soll, damit wir nicht einsam und elend den Fall unsrer Gatten und Verwandten überleben.“

Dieser überraschende Auftritt wirkte auf die Herzen der rohen Krieger; wie verabredet ließen beide Theile die Schwerter sinken und boten die Hand zum Frieden. Es wurde festgesetzt, daß Romulus und Tatius, der König der Sabiner, hinfort gemeinschaftlich, mit gleicher Macht und gleichen Vorrechten in Rom regieren; daß hundert Sabiner in den Senat aufgenommen, daß die Stadt ihren Namen behalten, die Bürger aber denjenigen der Quiriten, den die Sabiner

bisher getragen, führen, und daß alle Sabiner, die Lust hätten, sich in der neuen Stadt niederzulassen, die Vorrechte der ursprünglichen Bürger genießen sollten.

So diente dieser Krieg dazu, Roms wachsende Größe zu befördern. Romulus ward jetzt seinen Nachbarn furchtbar, mehrere derselben zwang er unter sein Scepter, erweiterte dadurch die Gränzen seines Reichs, vermehrte seine Unterthanen von den anfänglichen drei tausend drei hundert schon auf sieben und vierzig tausend, und bildete diese zu tapfern Soldaten. Nach fünf Jahren ward er wieder alleiniger König, indem sein Mitregent Tatius gewaltsam ermordet wurde; ein Verbrechen, an dem Romulus wohl schwerlich unschuldig war. Ueberhaupt wuchs mit seinem Glück, sein Stolz und seine Herrschsucht. Sein vormaliges herablassendes und freundliches Betragen verwandelte sich in beleidigende Kälte, und seine einfache Kleidung vertauschte er gegen die gehässige Pracht eines Tyrannen. Sein Unterkleid war von Purpur und darüber trug er eine Toga mit Purpur verbrämt. Beim Gerichte saß er auf einem Lehnstuhle. Seine Garde bestand aus Jünglingen, die schnell folgten, und daher die Schnellen (Celeres) hießen. Vor ihm her gingen Leute, die mit Stöcken das Volk abwehrten; auch waren sie mit Riemen umgürtet, um diejenigen zu binden, welche der König verhaften ließ. Der Senat, in welchem er bisher nichts weiter als das vornehmste Mitglied gewesen war, ward jetzt zwar noch versammelt, aber blos, um seine Befehle zu bestätigen. Dieß erregte Mißvergnügen, Haß, und zuletzt

verschworen sich die Senatoren, den Despoten bei der ersten günstigen Gelegenheit aus dem Wege zu räumen.

Die Art, wie die Verschwornen ihr Vorhaben ausführten, ist nicht genau bekannt. Einige sagen, Romulus sey im Senathause in Stücken zerrissen worden; andere, er sey während einer Musterung verschwunden. Sich aus dem Verdachte zu ziehen und dem Volke über den Vorgang der Sache einen blauen Dunst vor die Augen zu machen, verbreiteten die Rathsmänner das Gerücht: Romulus sey in einem Sturme von einer Flamme umgeben, und so in Himmel entrückt worden. Zur Bekräftigung dieses Vorgebens trat ein ehrwürdiger Senator auf, betheuerte die Wahrheit des Vorganges mit einem Eide, und versicherte sogar, Romulus sey ihm erschienen und habe ihm aufgetragen, seinen Unterthanen zu melden: es habe den Göttern gefallen, ihn wieder in den Himmel aufzunehmen, aus dem er gekommen sey; er werde aber immer unter dem Namen Quirinus ihr gnädiger Gott bleiben.

Viele aus dem Volke glaubten den plumpen Betrug, gingen nach Hause und beteten zu dem neuen Gott Quirinus. Andere waren aber doch so klug, es für unmöglich zu halten, daß ein Mensch aus unsrer Atmosphäre herausfliegen oder herausgehoben werden könne. Indessen hatte die Sache keine weitern Folgen, und die Mörder blieben unentdeckt.

Romulus hatte acht und dreißig Jahre regiert, und ein Alter von vier und funfzig Jahren erreicht. Er verdient unter die klügsten und glücklichsten Stifter

neuer Staaten, und unter die merkwürdigsten Helden des Alterthums gezählt zu werden. Mit einer Rotte zusammengelaufener Leute aller Art legte er den Grund zu einer Stadt, welche in der Folge sich zur Beherrscherin des größten Theils der damals bekannten Erde erhob. Seine Unterthanen vermehrten sich durch seine weisen Anstalten so, daß sich der Bestand des ganzen römischen Volks bei seinem Tode auf ungefähr zweimal hundert Tausend Seelen belief. Sein Geist war immer thätig für die Sicherheit seines Reichs, und unerschöpflich an Hülfsquellen, um sich aus Verlegenheiten und Gefahren zu retten. Zu diesen gehörte hauptsächlich die Religion und mancher fromme Betrug, wodurch er die Herzen seiner Unterthanen gerade dahin zu lenken wußte, wohin er wollte. Politik charakterisirt fast alle seine Handlungen; nur zuletzt verblendete ihn der zu helle Glanz seines Glücks und leitete ihn irre. Er führte zwar viele Kriege, aber nie aus einer andern Absicht, als um Volk für seine Stadt zu erobern, und daher führte er sie mit so vieler Menschlichkeit. Alles, was er that, bewirkte er durch sich allein. Er erschuf sich eine Stadt aus Nichts; er erwarb sich selbst Land, Vaterland, Königreich, Geschlecht, Verheirathung seiner Unterthanen und Anverwandten. Wenige wurden durch ihn unglücklich, viele hingegen glücklich, die ohne Haus und Hof waren, und gern zu einem Volke gerechnet und Bürger seyn wollten. Er tödtete nicht, nachdem er König war, Mörder und Räuber; sondern überwand ganze Völkerschaften im Kriege, zerstörte aber nicht ihre Städte, sondern füllte sie mit Pflanzern und führte ihre Könige

im Triumph auf. Seinen anbefohlnen Weiberraub entschuldigt die vorher bezeugte Verachtung und Verspottung der Väter der Geraubten, so wie die nachherige Hochachtung, Liebe und Gerechtigkeit, die man den Weibern erzeigte und die diese selbst gegen ihre Väter und Brüder rühmen mußten. Das Volk liebte und verehrte ihn, die Soldaten beteten ihn an. Der beste Beweis davon ist die Sorgfalt, womit die Senatoren seine Ermordung so geheim halten mußten, und die Bereitwilligkeit des Volks, ihm nach seinem Tode göttliche Ehre zu erweisen.

Numa Pompilius.

Zweiter König von Rom.

Als Romulus gestorben war, konnten die Römer lange nicht mit sich selbst einig werden, ob sie die bisherige Regierungsform beibehalten sollten? und, wenn sie dieß zu thun entschlossen wären, wer König werden sollte? Der letzte Punkt war besonders schwierig. Römer und Sabiner machten bekanntlich ein Volk aus, wohnten in einerlei Ringmauern und hatten einerlei Pflichten und Gerechtsame. Indessen waren sie doch noch nicht so enge verbunden, daß nicht die verschiedene Abstammung hin und wieder Streit hätte erregen sollen. Dieß zeigte sich bei der neuen Königswahl. Römer und Sabiner verlangten, der Regent sollte aus ihrem Volke gewählt werden. Weil man hierüber nicht einig werden konnte, so vertrat inzwischen der Senat die Stelle des Königs, indem jedem seiner Mitglieder nach der Reihe die Regierung sammt allen Ehren und Rechten der Königswürde auf fünf Tage übertragen wurde. Diese Einrichtung dauerte ein Jahr.

So sehr dem Senat die Gewalt schmeichelte, die er in dieser Zeit besaß, so wenig entsprach sie den Wünschen des Volks. Es ward der vielen Herren überdrüßig, und drang auf die Wahl eines Königs. Jetzt, da die Senato-

ren nicht länger zaudern konnten, kamen sie endlich überein, daß die eine Partei wählen, und aus der andern gewählt werden sollte. So, glaubte man, würde der König beiden gleiche Verpflichtung haben, den einen als seinen Landsleuten, den andern als den Urhebern seines Glücks. Diesem Schlusse zufolge, ward dem römischen Theile des Senats die Wahl überlassen, der dann den Numa Pompilius, einen Sabiner, erkor, eine Wahl, die den allgemeinen Beifall sowohl des übrigen Theils des Senats, als des Volks erhielt.

Numa war aus der sabinischen Stadt Cures, etwa fünf Meilen von Rom, gebürtig, und soll an eben dem Tage geboren worden seyn, an welchem Romulus seine neue Stadt gründete, sieben hundert und drei und funfzig Jahre vor Christi Geburt. Er stammte aus einem angesehenen Geschlechte, und nicht ohne Grund läßt sich vermuthen, daß er eine sorgfältige Erziehung genossen habe. Von Jugend auf hatte er seinen von Natur zu jeder Tugend geneigten Geist durch Wissenschaften, Duldsamkeit und Studium der Weisheit kultivirt. Gewaltthätigkeit und Habsucht, und alle schändlichen Leidenschaften waren von ihm entfernt. Die Begierden durch Vernunft zu besiegen, hieß ihm nur wahre Tapferkeit. Aus seinem Hause verbannte er allen Luxus. Gegen seine Mitbürger sowohl als gegen Fremde zeigte er sich als ein untadelhafter Richter und treuer Rathgeber. Seine Muße widmete er der Verehrung der Götter, und der Nachforschung ihrer Natur und Macht. Er war zwar nicht nach Rom gegangen; allein sein Ruf erscholl dahin. Tatius gab ihm seine Tochter Tatia zur Gemalin, die aber im dreizehnten Jahre ihrer Ehe starb. Von der Zeit an lebte er

meistentheils auf dem Lande. Er hielt sich viel in den Hainen der Götter, auf geheiligten Wiesen, und an entfernten, einsamen Oertern auf. Daher verbreitete sich das Gerücht von seinem geheimen Umgange mit der Göttin Egeria.

Schon stand Numa in seinem vierzigsten Jahre, als römische Gesandte zu ihm kamen, und ihm die Krone anboten. Sie zweifelten nicht im mindesten, daß er sie mit Vergnügen annehmen würde — aber sie irrten sich! Der weise Numa erwiederte ihr rühmliches Anerbieten mit den Worten: „Die Eigenschaften, die man an ihm rühmte, eine große Liebe zur Ruhe und zu den Wissenschaften, schickten sich nicht für Einen, der regieren sollte. Diese Neigung zur Ruhe und zu friedlichen Geschäften u. s. w. wäre ihm angeboren. Die Römer aber hätten noch viele Kriege zu führen, wozu sie einen jungen muthigen König gebrauchten u. dergl. m.“ Er entließ die Gesandten, die in ihn drangen, den Thron des Romulus zu besteigen, mit einer völlig abschlägigen Antwort. Nachher that ihm sein Vater deswegen Vorstellungen, die seinen Entschluß zu erschüttern anfingen. Der Eifer und die Bitten seiner Mitbürger kamen noch hinzu. Numa gab endlich nach, opferte den Göttern, und ging nach Rom. Er hielt einen feierlichen Einzug; Alles war von Freude erfüllt; es schien, als wenn die Stadt nicht einen König, sondern ein Königreich erhielte. Er ward in einer Versammlung des Volks nochmals feierlich und einmüthig gewählt, worauf er in Begleitung der Priester und Augurn *)

*) Die Augurn hatten von dem Vogelfluge (augurium, avigerium) ihren Namen, und wurden schon von Romulus ange-

aufs Kapitolium ging, um die Zustimmung der Götter durch Augurien zu erfahren. Unterdessen herrschte auf dem Forum *) tiefe Stille. Mit frohen Glückwünschen empfing man ihn, da er im königlichen Schmucke zurück kam. Und nun hatten die Römer einen König, gerade wie sie ihn damals bedurften; einen König, der nicht auf die Vergrößerung des Staates, sondern auf die zweckmäßige Einrichtung seiner Verfassung bedacht war. Ein aufrichtiger Verehrer der Götter, gerecht und friedliebend, milderte er die Roheit der Römer, ließ ihren kriegerischen Geist nicht über die Schranken der Gerechtigkeit schreiten, lehrte sie die Künste des Friedens und das Glück des bürgerlichen und geselligen Lebens kennen, und erwarb dadurch seiner Nation Achtung und Wohlwollen bei den Nachbarn.

Gleich im Anfange seiner Regierung schafte er die königliche Leibwache ab, weil er gegen diejenigen, die sich ihm anvertraut hätten, nicht mißtrauisch seyn, noch über solche, die kein Zutrauen zu ihm haben könnten, herrschen wollte. Um die Römer mehr zu friedlichen Beschäftigungen zu gewöhnen, führte er besonders eine große Pracht

---

ordnet, von Numa aber einem förmlichen Orden einverleibt. Ihr vorzüglichstes Geschäfte war die Beobachtung des Fluges und Geschreies der Vögel (Auspicium), woraus sie künftige Begebenheiten vorher verkündigten. Auch erklärten sie andere Vorbedeutungen und Wahrzeichen, die von der Witterung, den Blitzen, der Beobachtung anderer Thiere, besonders der Hüner u. dergl. hergenommen wurden. — Verschieden von den Augurn sind die Aruspices, Priester, deren Hauptgeschäfte die Untersuchung der Eingeweide der geschlachteten Opferthiere war.

*) Forum hieß bei den Römern der Ort, sowohl in Städten als auf dem Lande, wo Markt gehalten wurde.

beim Dienste der Götter ein, vermehrte die Ceremonien desselben, und ordnete eine Menge von Festtagen, öffentliche Processionen und Tänze an, wobei er immer selbst zugegen war, und mit welchen zugleich anständige Ergötzlichkeiten verbunden waren. Die Diener der Religion theilte er in acht Klassen, unter denen die Pontifices die vornehmsten, und Oberaufseher der übrigen waren. Verschiedenen Göttern baute er Altäre und Tempel, z. B. dem Janus, als dem Sinnbilde der Klugheit, das zwei Gesichter nach entgegen gesetzten Seiten zugekehrt hatte, um auf das Vergangene und Künftige aufmerksam zu seyn. Dieser Tempel stand zu Kriegszeiten offen, und wurde nach der Wiederherstellung des Friedens geschlossen. Eben so erbaute er auch der Göttin Vesta einen Tempel, und führte dabei die sogenannten vestalischen Jungfrauen ein, um das heilige Feuer stets brennend zu erhalten. Diese mußten den unbescholtensten Wandel führen. Konnte man eine solche Priesterin der Vesta einer offenbaren Vertraulichkeit mit einem Manne überführen, so war ihre Strafe fürchterlich: eine entehrte Vestalin ward lebendig begraben. Am sogenannten collinischen Thore, noch innerhalb der Stadt, war ein breiter Hügel, in welchen man eine tiefe Höle grub. In diese Höle setzte man ein Bett und einen Tisch mit wenigen Lebensmitteln, Brot, Wasser, Milch und Oel, und stellte eine brennende Lampe daneben. Die Verurtheilte ward in einer ganz verhüllten Sänfte durch die Stadt hieher getragen. Wer dem traurigen Zuge begegnete, ging still vorbei, oder folgte mit wehmüthigem Blicke und schweigend nach. Am Eingange der Höle verrichtete der oberste Priester

einige Gebete, hob dann die tief verschleierte Vestalin aus der Sänfte, und stellte sie auf die Leiter, an der sie hinabsteigen mußte. Die Leiter ward zurück gezogen, und, eingeschlossen in den engen Grabeskerker, hörte die Unglückliche die auf ewig verriegelte Thür zum Leben mit Erde bewerfen, und die Seite des Hügels wieder füllen.

Zur Verminderung der Kriegslust ordnete Numa den Orden der Fecialen an — Priester, denen es oblag, alles gewissenhaft zu untersuchen, was Krieg und Frieden, Gesandtschaften und Bündnisse betraf. Sie begaben sich zu dem Volke, das Rom beleidigt hatte, und suchten dasselbe zu billigern Gesinnungen zu bewegen. Hörte man nicht, so riefen sie die Götter an, verfluchten sich und ihr Vaterland, im Fall sie ungerechten Krieg anfingen; dann erst erfolgte die Kriegserklärung. Bei ihren Verrichtungen hatten sie einen Faden von Wolle oder eine wollene Mütze auf; kamen sie zu einem Volke, so riefen sie laut: „Höret ihr Gränzen der N. N., höre mich Recht und Billigkeit. Ich bin nach alter Form bevollmächtigter Herold; meine Worte verdienen Glauben.“ Dann kam die Vorstellung und Jupiter ward als Zeuge angerufen. „Sollte ich wider Recht und Billigkeit fordern, daß man mir, als des römischen Volkes Herolde, diese Personen, Sachen wieder ausliefere, so laß mich mein Vaterland nicht wiedersehen.“ Diese Formel ward wiederholt, bis der Priester in die feindliche Stadt kam, so oft ihm jemand begegnete. Wurde er in dreißig Tagen nicht befriedigt, — so erfolgte die Kriegserklärung: „Höret Jupiter, Juno und Quiri-

nus, höret es alle Götter im Himmel, auf Erden, und unter der Erde. Euch rufe ich zu Zeugen an, daß dieß Volk N. N. ungerecht handle, und uns das, was uns gebührt, vorenthalte. Doch bei unserer Zurückkunft ins Vaterland wird man im Senate schon die Mittel, zu unserm Rechte zu gelangen, ausfindig machen.“ Damit ging der Fecial fort. Ohne Erlaubniß dieser Priester durfte kein Soldat, ja nicht einmal ein König, die Waffen ergreifen. Ohne ihre Vermittelung war es kein rechtmäßiger Krieg.

Ein anderes wirksames Mittel, dessen sich Numa bediente, die Neigung zum Kriege immer mehr auszurotten, war die Beförderung des Ackerbaues. Er theilte nämlich das vom Romulus eroberte Gebiet unter die armen Bürger aus und ermunterte sie nun zur Kultur desselben. Dieses Land ward zugleich in gewisse Distrikte abgetheilt, deren jeder seinen eigenen Aufseher hatte. Die Aufseher mußten auf die Landbauer Acht haben, die Fleißigen aufmuntern, die Trägen bestrafen und dem Könige selbst Bericht davon erstatten. Er selbst besuchte sie zuweilen und sah nach, wie weit; man es im Feldbaue gebracht habe. Die Fleißigen erhob er oft zu den höchsten Würden des Staats. Dadurch ward nicht blos der Boden kultivirt; sondern er beschäftigte auch die müßigen Soldaten, die vorher vom Raube zu leben gewohnt waren.

Eine andere vortrefliche Einrichtung des Numa, die vor allen andern bewundert wird, ist die Eintheilung des Volks nach seinen Künsten und Gewerben. Die Einwohner der Stadt bestanden, wie bekannt, aus

zweierlei Völkern, aus Römern und Sabinern, die Romulus zu einem Volke vereinigt hatte. Dieser Vereinigung ungeachtet waren sie aber im Grunde getrennt, und Streitigkeiten und Zwietracht dauerten immer fort. Um dieses Uebel mit der Wurzel auszurotten, schlug Numa den einzigen wahren Weg ein. Er warf beide Völker ohne Unterschied unter einander und sonderte sie nun ohne Rücksicht auf Geburt nach ihren erworbenen Geschicklichkeiten von einander wieder ab, indem er sie in gewisse Innungen abtheilte. Eine jede Innung bekam ihre besondern Regeln, Freiheiten, Feste u. dergl. Dadurch ward der Unterschied unter Römer und Sabiner auf einmal aufgehoben, und alle Bürger wurden auf das genaueste mit einander verbunden.

Verschiedene andere Gesetze, welche er gab, zweckten auf die Feststellung der Gerechtigkeit und Billigkeit, so wie auf eine gesetzmäßige Freiheit seiner Unterthanen ab. Er veränderte zu dem Ende manche Gesetze des Romulus, wie z. B. dasjenige, welches den Vätern erlaubte, ihre Söhne zu verkaufen, wenn sie auch schon verheirathet wären, weil er es für hart hielt, daß eine Frau, die einen freien Mann geheirathet hatte, nachher die Frau eines Sklaven seyn sollte. Sanfte Menschlichkeit ist überhaupt der Charakter aller seiner Verordnungen. Durch eine derselben führte er die Gewohnheit ein, daß die armen Sklaven ein paar Tage im Jahre, am sogenannten Feste der Saturnalien, mit ihren Herrschaften an einem Tische essen, und sich von diesen bedienen lassen mußten. Er gab der Treue und den Gränzen eigene Gottheiten, denen er Tempel erbaute, und Heiligthümer weihte, damit die Römer die

Treue und das gegebene Wort als heilig und unverbrüchlich ehren, und die Gränzen des fremden Eigenthums achten und schonen lernten

Außer mancherlei andern Kenntnissen besaß Numa auch einige Wissenschaft von der Astronomie. Diese wendete er dazu an, den Monaten und Jahren eine genauere Bestimmung zu geben. Unter dem Romulus hatte man sich nicht um die Veränderung der Sonne und des Mondes bekümmert, sondern man zählte ein jedes Jahr zu dreihundert und sechszig Tagen. Die Monate waren also einander sehr ungleich. Numa bestimmte die Zeit eines Jahres nach dem Mondeslaufe zu zwölf Monaten. Da aber ein Mondenjahr nur dreihundert und fünf und funfzig Tage hat, so setzte er es durch Einschältung alle vier und zwanzig Jahre dem Sonnenjahre (von dreihundert und fünf und sechszig Tagen) gleich. Auch führte er den Unterschied zwischen den glücklichen und unglücklichen Tagen (dies fasti et nefasti) oder zwischen solchen Tagen, an welchen Gericht, und solchen, an welchen keines gehalten werden sollte, ein.

Numa wirkte nicht blos auf sein Volk, sondern auch auf die umliegenden Städte; als ob eine reinere und heitere Luft von Rom aus zu ihnen herüber wehte, fingen sie an, ihre Sitten zu mildern und ihren rohen Charakter zu ändern. Sie sehnten sich bald auch nach Gerechtigkeit und Frieden, baueten, statt zu plündern, ihre Felder, gaben ihren Kindern eine anständige Erziehung, und widmeten sich mit mehrerm Eifer dem Dienste der Götter. Dieser Geist des Friedens verbreitete sich bald noch weiter, und am Ende sah man durch ganz Italien

häufige Feiertage, Freudenfeste, Gastmahle und freundschaftliche Zusammenkünfte der Völker, indem sich gleichsam aus der Quelle der Weisheit des Numa edle und gerechte Gesinnungen in allen Gemüthern ergossen und friedliche Ruhe an die Stelle des Waffengeklirrs trat.

Nachdem Numa drei und vierzig Jahre zum Segen seiner Unterthanen die Regierung geführt hatte, starb er im ein und achtzigsten Jahre nach Erbauung Roms; er starb nicht schnell und plötzlich, soudern nach und nach an den Entkräftungen des Alters in seinem ein und achtzigsten Jahre, von seinem ganzen Volke beweint, das ihn als seinen Vater und Freund geliebt und verehrt hatte. Die mit den Römern im Bunde stehenden Völker Italiens kamen zu seinem Leichenbegängnisse und brachten im Namen ihrer Könige Kränze und Schmuck. Alle folgten dem Leichenbette klagend und heulend, als wenn ein jeder von ihnen seinen besten Freund verloren hätte. Sein Körper ward auf sein Verbot nicht verbrannt, sondern man verfertigte zwei steinerne Särge, legte ihn in den einen, und in den andern die heiligen Bücher, die er selbst geschrieben hatte. Beide Särge wurden auf dem Janiculum begraben. Er hinterließ nur eine Tochter, Namens Pompilia, die an den Numa Martius verheirathet war, aus welcher Verbindung der vierte König von Rom, Ancus Martius, geboren wurde.

Es würde überflüssig seyn, seine Charakterschilderung hinzuzufügen. Man darf nur seine Geschichte lesen, um sie sich selbst zu zeichnen; denn eine jede seiner Handlungen liefert einen Zug dazu. Es findet sich vielleicht in der ganzen Geschichte kein Beispiel, welches einen

stärkern Beweis von der Wahrheit abgäbe, daß der Charakter des Regenten mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Charakter des Volks wirke; denn Numa schuf sein Volk so ganz um, daß selbst Romulus, der Stammvater desselben, es nicht wieder erkannt haben würde. Unter diesem war der Krieg und Streit die fast einzige Beschäftigung der Römer. Unter Numa war kein Krieg, kein Aufruhr, keine Neuerungssucht im Staate. Niemand haßte ihn, niemand beneidete ihn oder machte Verschwörungen gegen ihn. Ein alter griechischer Dichter sagt ohne Uebertreibung von seiner Regierung: „Der Spinnen Gewebe sind im Schilde und Harnische, und der Rost verzehrte die Lanzen und Schwerter. Man hört nicht mehr den Ton der Kriegsposaune, und der süße Schlaf wird nicht den Augenliedern geraubt.“

Tullus Hostilius.

Dritter König von Rom.

Der Thron blieb nach Numa's Tode nicht lange unbesetzt; die Wahl des Volks fiel auf den Tullus Hostilius, und der Senat trug kein Bedenken, dieselbe zu bestätigen.

Dieser Fürst war der Enkel eines edlen Römers, der sich in dem Kriege wider die Sabiner hervorgethan hatte, und zu Medulla geboren, einer Stadt, welche die Albaner erbaut, und die Römer unter Romulus erobert hatten. Er trat seine Regierung mit einer edelmüthigen That an, die ihm die Herzen aller seiner Unterthanen gewann. Er ließ nämlich die Felder, welche zu des Königs Aufwande bestimmt waren, unter diejenigen vertheilen, die keine hatten. Dieß konnte er freilich um so eher thun, da er schon vor seiner Thronbesteigung ein ansehnliches Vermögen an liegenden Gütern besaß. Sonst harmonirten seine Gesinnungen durchaus nicht mit Numa's stillem und friedliebendem Charakter. Er war ein Fürst von kühner und unternehmender Gemüthsart, mehr geneigt zum Kriege als zum Frieden, und entschlossen, seinen Staat durch eben die Mittel zu erhalten, durch welche er gegründet worden war.

Ein Vorwand zum Streite ist bald gefunden, wenn man Streit haben will, und so fand auch Tullus bald einen Vorwand zum Kriege, weil er kriegslustig war. Einige römische Hirten, scheint es, hatten zuerst einen Einbruch in das albanische Gebiet gewagt; die von Alba vergalten ihnen Gleiches mit Gleichem; Botschafter wurden von beiden Staaten abgesandt, um sich über die verübten Beleidigungen zu beklagen; keine Genugthuung folgte, der Krieg ward erklärt, ohne daß irgend eines den Vorwurf, der angreifende Theil gewesen zu seyn, auf sich kommen lassen wollte. Zum Angriffe bereit standen schon wirklich die zwei Armeen gegen einander, als plötzlich der albanische Feldherr, der sich entweder vor dem Ausgange der Schlacht fürchtete, oder das häufige Vergießen des Menschenblutes verhüten wollte, den Römern den Vorschlag that, das Schicksal beider Völker durch drei Verfechter entscheiden zu lassen. Der Vorschlag gefiel dem Tullus, und es ward ausgemacht, daß diejenige Nation künftig über die andere herrschen sollte, deren Kämpfer den Sieg davon tragen würden.

Es fügte sich, daß bei jeder der beiden Armeen drei Brüder waren, unter der römischen die Horatier, unter der albanischen die Curiatier. Diese wurden ausersehen, für ihr Vaterland zu kämpfen, und freudig folgten sie dem ehrenvollen Rufe. Beide Kriegsheere nebst ihren Königen sahen dem Gefechte zu. Das Zeichen zum Angriff war gegeben und sie drangen heftig an einander, indem keiner an seine eigene Gefahr, sondern blos an Herrschaft oder Sklaverei seines ganzen Volks dachte. Anfangs sah es für die Römer bedenk-

lich aus, denn schon waren zwei Horatier gefallen, und die drei Curiatier standen, aber verwundet: der dritte Horatier dagegen stand frisch und munter. Eine List half ihm nun siegen. Er floh; und da ihm die verwundeten Curiatier nur langsam, und einer von dem andern entfernt, nachsetzten, so erlegte er einen nach dem andern, ehe die übrigen zu Hülfe kommen konnten.

Frohlockend empfingen die Römer den Sieger, der ihnen die Herrschaft über die Albaner erkämpft hatte, und begleiteten ihn unter Jubelgesängen nach der Stadt. Aber eben die Hand, die des Morgens das Vaterland gerettet hatte, befleckte sich des Abends durch eine abscheuliche That. Im Thore zu Rom begegnete dem Sieger seine Schwester. Diese war mit einem von den Curiatiern, die ihr Bruder erschlagen hatte, verlobt. Sie sah den Kriegsrock des Bräutigams in den Händen ihres Bruders, fing an zu jammern, und den erschlagenen Geliebten laut bei'm Namen zu rufen. Der stolze Sieger ward hierüber aufgebracht, stieß ihr den Degen durch die Brust und sagte: „Geh! die du zur ungelegensten Zeit deine Liebe zeigst, und über den Bräutigam deines Vaterlandes vergissest. So soll jedes sterben, das einen Feind der Römer beweint.“ — Alle Anwesenden empörte diese grause That, und die Richter verurtheilten den Mörder sogleich zum Tode; aber auf Vorbitten seines Vaters und des Königs schenkten sie ihm das Leben, und er mußte blos eine kleine Beschimpfung über sich ergehen lassen.

Rom und Alba waren jetzt wieder mit einander ausgesöhnt; allein die Albaner trugen höchst ungerne das

römische Joch, und sannen bald auf Mittel, es wieder abzuschütteln. Als sie daher gemeinschaftlich mit den Römern gegen die Fidenater und Vejenter zu Felde zogen, machte ihr Anführer Fuffetius den Plan, den Römern eine Grube zu graben, in der sie ihren Untergang finden sollten. Aber der verrätherische Plan mißlang, und Tullus ließ den treulosen Albaner durch Pferde zerreißen. Alba aber, die Mutter Roms, das Werk von vierhundert Jahren, ward in einer einzigen Stunde von den Römern, ihren eigenen Kindern, dem Erdboden gleich gemacht. Traurig zogen die Einwohner mit ihren Gütern und ihren kleinen thönernen Hausgöttern (Penaten) nach Rom. Da es hier für so viele neue Ansiedler an Raum gebrach, so ließ Tullus die Stadt erweitern.

Immer mußte dieser König Krieg haben! Nach Alba's Zerstörung zog er wieder gegen die Fidenater, und als er sie bezwungen hatte, mußten sie sich völlig der Willkür der Römer überlassen. Dann kündigte er den Sabinern, dem reichsten und mächtigsten Volke nach den Etruskern, den Krieg an. Zwei Jahre lang thaten sie den hartnäckigsten Widerstand. Endlich wurden auch sie in zwei großen Schlachten besiegt und gezwungen, sich von dem Ueberwinder die Bedingungen des Friedens vorschreiben zu lassen.

Stürmisch waren die letzten Jahre der Regierung dieses Königs. Verschiedene Wunderzeichen setzten die Stadt auf einmal in große Unruhe. Dazu kam noch eine wüthende Pest. Ob man nun gleich jetzt an keinen Krieg denken konnte, so übte der kriegerische Tullus dennoch die Soldaten fleißig in den Waffen. Allein end-

lich verfiel er selbst in eine langwierige Krankheit, die seine körperlichen Kräfte und seinen körperlichen Muth so sehr schwächten, daß er, der vorher glaubte, ein König dürfe sich eher mit allem andern als mit andächtigen Uebungen beschäftigen, sich auf immer aller Arten von Aberglauben überließ und selbst auch sein Volk dafür einnahm. Ueber seinen Tod sind die Nachrichten der Schriftsteller verschieden. Nach einigen soll er nebst seiner Gemalin und seinen Kindern vom Blitze getödtet, und dadurch sein Palast in Brand gesteckt worden seyn; nach andern starb er durch die Hand seines Nachfolgers, der seine schwarze That durch Anzündung des Palastes zu verbergen suchte. Dieß geschah im hundert und vierzehnten Jahre nach Erbauung Roms, und im zwei und dreißigsten Jahre der Regierung des Tullus.

Ancus Martius.

Vierter König von Rom.

Das Volk erhob jetzt, mit Zustimmung des Senats, den Ancus Martius auf den Thron, einen Enkel des Numa, und Erben der friedlichen Gemüthsart desselben. Die Natur selbst hatte ihn untüchtig gemacht, im Krieg eine große Rolle zu spielen. Einer seiner Arme war dergestalt gekrümmt, daß er ihn nicht ausstrecken konnte, welches ihm eben den Zunamen Ancus erwarb. Er ersetzte dieß Gebrechen jedoch durch die sorgsamste Aufmunterung aller Künste des Friedens. Den Anfang seiner Regierung machte er mit der Wiederherstellung der gottesdienstlichen Gebräuche, die unter seinem Vorgänger vernachlässigt worden waren, dann brachte er den Feldbau mehr in Aufnahme und gewann dadurch die Liebe und das Zutrauen seines Volks.

Die benachbarten Nationen, welche nur gezwungen und höchst ungerne die römische Oberherrschaft anerkannten, merkten kaum des Ancus friedliche Gesinnungen, so wähnten sie, der rechte Zeitpunkt sey jetzt da, die Römer für ehemalige Beeinträchtigungen zu züchtigen. Sie betrogen sich aber sehr, und Ancus zeigte ihnen, daß er sich in Zeiten und Umstände zu schicken wisse, daß er

den Krieg nicht fürchte, ob er gleich den Frieden mehr liebe. Mit Blitzschnelle fuhr er über die Lateiner her, die sich erdreustet hatten, in das römische Gebiet einzufallen, und erhielt bald so viele Vortheile über sie, daß er verschiedene ihrer Städte eroberte. Die Einwohner derselben schickte er, der Gewohnheit seiner Vorfahren gemäß, nach Rom, und wies ihnen den aventinischen Berg, den er zur Stadt zog, zum Wohnort an. Er erfocht noch einige Siege, machte große Beute, und kehrte triumphirend nach Rom zurück. Noch einige Mal sah er sich genöthigt, gegen einige andere Völker, die seine Ruhe störten, die Waffen zu ergreifen, und das Glück war ihm immer zur Seite. Dadurch entfiel den Feinden Roms der Muth, und sie blieben nun ruhig, weil sie zu ihrem Schaden erkannt hatten, daß Ancus nicht blos Numa's Sanftheit, sondern auch etwas von Romulus Heldengeiste besitze.

Sobald die gebändigten Feinde dem Könige wieder Zeit ließen, den Regierungsgeschäften mehr obzuliegen, setzte er die Stadt Rom in einen bessern Stand, vergrößerte sie und bereicherte ihre Einwohner. Außer dem aventinischen Berge zog er auch den Janiculus in dieselbe, und machte diesen, der jenseits der Tiber lag, zu einer Art von Citadelle für Rom, wobei er eine Gemeinschaft zwischen derselben und der Stadt vermittelst einer über die Tiber erbauten Brücke machte — der ersten, welche die Römer bauten. Das Gebiet der Stadt erweiterte er auf Kosten der Vejenter bis an die See, und baute daselbst den Hafen und die Stadt Ostia, um seinen Unterthanen die Vortheile der Handlung zu versichern. Viele Mühe gab er sich, angesehene Fremdlinge

nach Rom zu locken, und zwar mit dem besten Erfolg. Die Vorrechte, deren sie genossen, und die Gerechtigkeit, die er allen auf gleiche Weise angedeihen ließ, lockte Scharen angesehener Personen aus allen Theilen Italiens dahin, die nicht nur die Reichthümer seiner Bürger vermehrten, sondern auch zur Verfeinerung ihrer Sitten beitrugen. Um aber auch der immer mehr überhand nehmenden Frechheit und Bosheit Schranken zu setzen, ließ er, zum Schrecken der Boshaften, mitten in der Stadt ein großes Gefängniß erbauen.

So zeigte sich Ancus in jeder Hinsicht des Regentennamens würdig. Er starb nach einer vier und zwanzigjährigen glücklichen Regierung im hundert und sieben und dreißigsten Jahre nach Erbauung Roms.

Tarquinius der Aeltere.

Fünfter König von Rom.

Schon zu der Zeit, da Romulus seinen neuen Staat gründete, kamen öfters ausländische Nationen an die Küsten Italiens, um mit den Bewohnern dieses fruchtbaren Landes Handelschaft zu treiben. Angelockt durch den schönen Himmel Italiens, die herrliche Natur, und den Ueberfluß an den köstlichsten Erzeugnissen mannigfacher Art, schlug mancher dieser Fremdlinge daselbst seine bleibende Wohnung auf; auch suchten verschiedene Ausländer hier eine sichere Zuflucht, wenn ihr Vaterland durch politische Unruhen zerrüttet wurde. Um der letzten Ursache willen kam unter der Regierung des Tullus ein reicher Korinther, Namens Demarat, mit allen seinen Schätzen und von seiner Familie begleitet, nach Italien. Er ließ sich in Etrurien nieder, und zwar in der Stadt Tarquini, genoß seiner Güter im Frieden, und hinterließ sie als Erbe seinem einzigen Sohne. Dieser heirathete eine Jungfrau aus einem der edelsten Geschlechter der Stadt; da aber seine Geburt, sein Stand und sein Vaterland den Edeln des Orts verächtlich waren, so beredete ihn seine Gattin Tanaquil, sich in Rom niederzulassen, wo Verdienste der einzige Maßstab

wären, nach dem man Menschen schätze. Diese Vorstellungen fanden ein geneigtes Gehör, und so ward die Niederlassung in Rom ohne Aufschub ins Werk gesetzt.

Die Römer wurden bald aufmerksam auf den reichen Fremdling, den sie statt Lucumo, wie er eigentlich hieß, Lucius den Tarquinier nannten, weil er von Tarquinii herkam. Seine Freundlichkeit, Gefälligkeit und Freigebigkeit machten ihn bei Vielen beliebt. Man sprach bald von ihm in dem Palaste des Königs Ancus. Er ward also an den Hof gezogen. Er gefiel daselbst eben so wohl, und man übertrug ihm nach und nach verschiedene Aemter, die er mit der größten Gewissenhaftigkeit und Geschicklichkeit verwaltete. Endlich ward er der Vertraute des Königs, der nun ohne ihn nichts in Kriegs- oder Staatsangelegenheiten mehr vornahm, und als er starb übertrug er ihm die Vormundschaft über seine beiden Söhne. Ancus hatte zu viel Vertrauen auf den gefälligen Fremden gesetzt. Dieß zeigte sich sogleich nach seinem Tode — denn statt die königliche Würde einem seiner Mündel zu verschaffen, wandte er alles an, sich selbst auf den Thron zu schwingen. Auf den zur Wahl bestimmten Tag entfernte er die jungen Königssöhne aus der Stadt, und legte dem Volk in einer Rede alle seine Verdienste dar, seine Freundschaft gegen sie, seine Verschwendungen um ihrentwillen, seine Kenntniß ihrer Verfassung; und dann trug er sich ihnen zum König an. Da nun nichts in seiner Rede war, dem man mit Grunde hätte widersprechen können, so erreichte sie den gewünschten Zweck, und das Volk wählte ihn einmüthig zum Könige.

Man fand keine Ursache, die geschehene Wahl zu bereuen. Tarquinius — zum Unterschiede von dem letzten Könige, der Aeltere (Priscus) genannt — zeigte sich des Thrones würdig, den er durch List erlangt hatte. Billigkeit gegen seine Unterthanen, Muth und Entschlossenheit gegen die Feinde des Staats zeichneten ihn rühmlich aus. Zu seiner Unterstützung und zur Befestigung seines Throns wählte er hundert neue Senatoren, so daß die ganze Versammlung jetzt aus dreihundert Gliedern bestand.

Die schnell empor wachsende Macht der Römer fing jetzt an, den Völkern Mittelitaliens immer bedenklicher zu werden. Latiner, Sabiner und Etrusker traten daher in ein Bündniß zusammen, um die Römer recht nachdrücklich zu demüthigen. Die Latiner rückten zuerst ins Feld, wurden aber in drei Treffen geschlagen. Gleiches Schicksal hatten die Sabiner und Etrusker, welche mit vereinter Macht zu kämpfen beschlossen hatten. Tarquinius griff zur nämlichen Zeit beide Lager an. Die Feinde geriethen in Verwirrung, nahmen die Flucht und kamen größtentheils um. Der König rückte hierauf in der Sabiner Gebiet, verheerte es und zwang sie, um Frieden zu bitten. Allein er bewilligte ihnen blos einen Waffenstillstand. Es fielen nach Ablauf desselben noch verschiedene Treffen vor, in welchen die Sabiner jederzeit unterlagen. Des öftern Streitens müde wurden sie endlich einig, alles auf den Ausgang einer Schlacht ankommen zu lassen. Von beiden Seiten focht man hartnäckig und tapfer einen ganzen Tag hindurch. Endlich wandte sich der Sieg vollkommen auf der Römer Seite. Die Sabiner mußten, um Frieden zu erlangen,

ihnen alle ihre festen Oerter einräumen. Tarquinius zog triumphirend in Rom ein. Nachher bekriegte er noch einmal die Latiner, ohne daß es aber zu einem Haupttreffen kam. Blos dadurch, daß er sich mit seinen Waffen den einzelnen Städten derselben näherte, bezwang er das ganze latinische Volk, worauf die Ruhe wieder hergestellt ward.

Nunmehr führte Tarquinius verschiedene Plane aus, die seinen Einsichten, seiner Thätigkeit und seinem Geschmacke zur Ehre gereichen. Rom sollte jetzt verschönert, gereinigt und befestigt werden, und die reiche Beute, die der König von seinen Siegen zurück gebracht hatte, mußte ihm die Ausführung seines Vorhabens sehr erleichtern. Er umgab die Stadt mit einer steinernen Mauer, gründete den Tempel des kapitolinischen Jupiters, und legte die bewundernswürdigen Schleusen (Cloaken) unter Roms Straßen an, die man zu den Wundern der alten Welt zählt. Diese unterirdischen Kanäle, zur Abführung aller Unreinigkeiten, liefen durch die ganze damalige Stadt, und waren zum Theil so hoch und weit, daß ein Wagen mit Heu hätte durchkommen können. Ihr Umfang, wiewohl er nach der Zeit noch erweitert worden ist, läßt sich daraus abnehmen, daß es nicht weniger als tausend Talente *) kostete, da sie nach dem zweiten punischen Kriege einmal gereinigt

---

*) Talent bedeutet keine besondere Münze, sondern die größte Summe Geldes, wornach die Alten zu zählen pflegten. Es gab mancherlei Talente, das gemeinste aber ist das attische, und dieses muß allemal verstanden werden, wenn von Talenten ohne weitern Zusatz die Rede ist. Es beträgt nach unserm Gelde etwa 900 Reichsthaler.

werden mußten. Ungeachtet nun die größten Lasten über sie weggeführt wurden, schwere Gebäude auf ihnen ruhten; ungeachtet der auf sie herabgestürzten Ruinen abgebrannter Gebäude, ja sogar mehrmaliger Erdbeben, standen sie weit über tausend Jahre ganz unerschüttert, und stehen großentheils noch, da doch seit der Verwüstung Roms durch die Barbaren noch größere Lasten von Schutt und Ruinen Jahrhunderte lang darauf gestanden haben. Eben so merkwürdig als diese Schleusen sind die Wasserleitungen, die Tarquinius anlegen ließ. Da nämlich die Stadt sehr hoch, auf lauter Hügeln lag, so hatte sie keine Brunnen, und das Wasser mußte mit vieler Mühe weit her aus der Tiber heraufgetragen werden. Da ließ er denn ein Druckwerk, welches die Stadt mit Wasser versorgte, erbauen, — desgleichen in Rom späterhin noch weit mehrere angelegt wurden, worunter einige als Meisterstücke der alten Baukunst gepriesen worden sind.

Auf dem Platze, wo Romulus die zum Raub der sabinischen Mädchen angestellten Spiele gegeben hatte, erbaute Tarquinius den Circus maximus, ein prächtiges Gebäude von sehr großem Umfange, das zu öffentlichen Schauspielen, zu Wettrennen und Thiergefechten bestimmt war. Der Markt bekam Gallerien, worin sich Läden für Handwerksleute befanden. Eben so erbaute er auch Tempel und Schulen für die Bildung der Jugend beiderlei Geschlechts, und Säle zur öffentlichen Verwaltung der Gerechtigkeit. Damit zugleich auch die königliche Würde einen neuen Glanz erhielte, so nahm er die Insignien derselben an, nämlich eine goldene Krone,

einen elfenbeinernen Stuhl, einen Scepter mit einem Adler auf der Spitze und einen Purpurmantel.

So regierte Tarquinius zwei und zwanzig Jahre lang, geliebt von seinem Volke, und gefürchtet von Auswärtigen, denen er durch seine Siege einen solchen Respekt eingeflößt hatte, daß sie es nicht wagten, ihn bei seinen friedlichen Beschäftigungen ferner zu stören. In seiner Nähe hatte er aber Feinde, deren Haß gegen ihn mit den Jahren wuchs. Dieß waren die Söhne des verstorbenen Königs, die es ihm nicht verzeihen konnten, daß er als Vormund so treulos an ihnen gehandelt, und sich selbst statt ihrer auf den Thron gesetzt hatte. Indessen waren sie bisher doch immer ruhig geblieben, weil sie nach seinem Tode die Oberherrschaft zu erlangen hofften. Wie sie aber sahen, daß er Maßregeln nahm, die Krone bei seiner eigenen Familie zu erhalten, so brach die lange verhaltene Rachgier hervor, und es ward beschlossen, den König aus dem Wege zu räumen. Zu dem Ende dingten sie zwei junge Leute, die sich als Holzhauer verkleideten, Aexte auf den Schultern trugen, einen verstellten Streit bei dem Palaste anfingen, und darauf bestanden: sie müßten von dem Könige selbst gerichtet werden. Indem Tarquinius sie vor sich kommen ließ, und aufmerksam einem Gehör gab, versetzte ihm der andere mit der Axt einen starken Hieb in den Kopf, ließ die Axt in der Wunde stecken und nahm mit seinem Kameraden die Flucht. Die Mörder wurden nun eingeholt, festgesetzt, und auf die Folter gespannt, wo sie gestanden: daß sie von den Söhnen des Ancus zur Vollziehung dieser Mordthat bestellt worden

wären. Diese hatten sich indessen zu den Volsciern geflüchtet, um der verdienten Strafe zu entgehen.

Tarquinius war ein Greis von beinahe achtzig Jahren, als er, im hundert und sechs und siebenzigsten Jahre nach der Erbauung Roms, auf eine so gewaltsame Art sein Leben verlor.

Servius Tullius.

Sechster König von Rom.

Entsetzen und Unwille hatte alle Römer ergriffen, als das Gerücht von dem schrecklichen Angriffe erscholl, den gedungene Mörder auf das Leben ihres alten, ehrwürdigen Königs gemacht hätten. Aus allen Gegenden der Stadt eilten die Krieger zu dem Palast, um die Wahrheit des Gerüchts zu erfahren, und die Bösewichte zu strafen. Die Königin Tanaquil suchte das empörte Volk zu besänftigen, und verhehlte den Tod ihres Gemahls so lange, bis sie den Thron ihrem Lieblinge Servius Tullius zugesichert hatte. Die frühern Schicksale dieses sechsten römischen Königs verdienen erzählt zu werden.

In dem Hause des Tarquinius befand sich die Witwe eines angesehenen Mannes aus Corniculum, einer Stadt im Lande der Latiner. Ihr Gatte war bei der Eroberung dieser Stadt geblieben, und die schwangere Frau zur Gefangenen gemacht worden. Wie man sie aber in Rom erkannte, ward sie ihres Standes wegen nicht als Sklavin behandelt, sondern der König nahm sie in seinen Palast auf, und die Königin Tanaquil lebte mit ihr auf einem vertrauten Fuße. Hier

gebar sie den Servius Tullius. Die Königin hatte viel Freude an dem Kinde, und ein besonderer Umstand machte ihr dasselbe noch theurer. Denn da man, der Sage nach, einst um den Kopf des schlafenden Kindes eine helle aber unschädliche Flamme wahrgenommen hatte, das wohl eine elektrische Erscheinung gewesen seyn konnte, so hielt die Königin diese außerordentliche Erscheinung für ein Zeichen, daß der Knabe zu etwas Großem bestimmt sey. Voll von diesem Glauben, bat sie ihren Gemahl, diesen Knaben sorgfältig erziehen zu lassen, weil er gewiß einmal Rom und ihrem Hause Ehre machen würde. Der König war es zufrieden, und Servius Tullius entsprach den Erwartungen seiner Erzieher so ganz, daß Tarquin unter der ganzen römischen Jugend keinen würdigern Gemahl für seine Tochter finden konnte als ihn. Und als er unter den Streichen seiner Mörder gefallen war, hatte die Königin bei dem allgemeinen Schrecken Gegenwart des Geistes genug, solche Anstalten zu treffen, die ihrem Tochtermanne den Thron verschaffen sollten. Sie versicherte das versammelte Volk aus einem Fenster des Palastes, daß der König nicht todt, sondern nur durch den Hieb betäubt sey, daß er sich bald erholen würde und mittlerweile seinem Schwiegersohne Servius Tullius die Macht übertragen habe. Zugleich trat Servius, einer vorläufigen Verabredung gemäß, mit allen Zeichen der königlichen Würde geschmückt, und von den Lictoren begleitet, aus dem Palaste heraus, und traf, als geschehe es auf Befehl des kranken Königs, einige Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Diese Rolle ward einige Tage gespielt, bis sich Servius der Gemüther

der Edlen versichert hatte. Jetzt verhehlte man den Tod des Königs nicht länger. Der Senat wählte, und Servius bestieg, ohne daß er's gewagt hätte, sich auch um die Stimme des Volks zu bewerben, den Thron.

Diese Vernachlässigung der Volksgunst hätte dem jungen Regenten beinahe den Thron gekostet. Die Bürger zeigten sich sehr schwierig, murrten laut, und eine Empörung war ihrem Ausbruche ganz nahe. Klüglich unterdrückte Servius dieselbe durch das Versprechen, die Schulden des Volks zu bezahlen, die eroberten Ländereien unter dasselbe zu vertheilen, und es gegen die Beeinträchtigungen der Patricier in Schutz zu nehmen. Dieß wirkte; das Volk drang auf eine Versammlung, und in dieser wurde Servius einmüthig als Regent bestätigt.

Er verdiente es zu seyn, wenn er gleich nicht auf die rechtmäßigste Art zum Throne gelangt war. Auch an ihm hatten die Römer einen Regenten, der den Wohlstand des Staats ungemein erhöhte, und mit eben so viel Einsicht als Güte und Sanftmuth regierte. Er gab der Stadt die letzte Erweiterung, indem er außer den bisherigen fünf Hügeln oder Bergen noch zwei in ihrem Umfange einschloß. Seine vornehmste Bemühung ging aber dahin, die mangelhafte Staatsverfassung zu verbessern, und seine Reformen tragen den Stempel gereifter Einsichten und einer feinen Politik.

Da die Einwohner der Stadt, seit den Zeiten des Romulus, sich außerordentlich vermehrt hatten, so hielt es Servius für nöthig, die vierte Tribus hinzu zu fügen. Das römische Volk bestand also jetzt aus vier

Hauptabtheilungen. Jede derselben mußte ihren bestimmten Beitrag zur Bestreitung der Staatsausgaben aufbringen. Dieser hieß daher Tribut. Das Geld, was dadurch zusammen kam, war aber noch nicht hinlänglich. Servius verordnete daher, daß bei dem Tode, bei der Geburt, bei dem Heraustreten aus den Jahren der Kindheit, etwas Gewisses bezahlt werden sollte. Dieß verschaffte nebenher dem Könige den Vortheil, von der Zahl der wehrhaften Mannschaft zu jeder Zeit unterrichtet zu seyn. Vor dem Servius hatte sich noch niemand des Schicksals der armen Leibeigenen angenommen. Servius ließ an jedem Kreuzwege der Stadt einen kleinen Tempel für die Schutzgötter der Straßen erbauen, und die Leibeigenen zu Priestern derselben bestellen. Er widmete denselben auch ein jährliches Fest, wo sie, von allen unangenehmen Verhältnissen, ihres Standes befreit, die Freude recht ungestört genießen konnten. Diese Anordnungen der Menschlichkeit erwarben dem Servius allgemeine Liebe. Er schränkte seine Sorgfalt aber nicht blos auf die Hauptstadt ein. Auch die Bewohner des römischen Gebietes wurden in sogenannte Tribus abgetheilt, und jeder bekam seine Freistätte, seinen Tempel, seinen Schutzgott, seine Obrigkeit und sein jährliches Fest.

Bisher waren die Abgaben unter alle Bürger gleich vertheilt gewesen, einer gab so viel als der andere. Servius stellte dem Volke vor, es sey ungerecht, daß der Reiche nicht mehr zu den Bedürfnissen des Staats beitrüge, als der Arme; man sollte die Abgaben nach eines jeden Vermögen bestimmen, welches er selbst ge-

wissenhaft angeben sollte, und nach Verhältniß desselben sollten die Bürger in gewisse Klassen getheilt werden.

Dieser Vorschlag zeigte dem größten Theile des Volks zu viele Erleichterung, als daß er nicht mit dessen allgemeinem Beifalle hätte aufgenommen werden sollen. Man gab also dem Könige alle Gewalt, die neue Einrichtung zu treffen. Er theilte demzufolge alle römische Staatsbürger in sechs Klassen. Das Vermögen wurde nach Assen bestimmt. Ein As bedeutete in den ersten Zeiten Roms ein römisches Pfund Kupfer von vier und zwanzig Lothen. Wer auf die erste Klasse Anspruch machte, mußte ein Vermögen besitzen, das hundert tausend Assen (zweitausend ein hundert und zwei und dreißig Rthlrn.) gleich kam; zur zweiten Klasse gehörte ein Vermögen von fünf und siebenzig tausend As (sechszehn hundert Rthlr.), zur dritten funfzigtausend As (tausend und sechs und sechszig Thlr.); zur vierten fünf und zwanzig tausend As (fünfhundert und drei und dreißig Thlr.), und zur fünften eilf tausend As (zwei hundert und sechs und sechszig Rthlr.). Wer auch so viel nicht einmal hatte, kam in die sechste Klasse. Auf diese Eintheilung wurde nun eine neue bestimmtere Verpflichtung zum Kriegsdienste gegründet. Die ganze sechste Klasse, da sie aus den Aermsten bestand, die nichts zu verlieren hatten, und denen daher wenig Patriotismus zuzumuthen war, ward ganz und gar, bis auf die äußersten Nothfälle, von allem Kriegsdienst ausgeschlossen. Die fünfte Klasse lieferte blos Schleuderer und Steinwerfer, die vierte brachte Spieß und Wurfpfeil mit, die dritte mußte schon einen großen länglichten

Schild, Spieß und Schwert haben, die zweite hatte überdieß noch Beinschienen, und die erste endlich Beinharnisch, Panzer, Spieß, Schwert, Helm und einen runden Schild. Für dieß alles, so wie für die Nahrung, mußte der römische Soldat, d. i. der römische Bürger in Kriegszeiten, selbst sorgen, denn an Besoldung und Montirung, wie bei uns, darf man gar nicht denken.

Die Absichten des staatsklugen Königs gingen weiter, als blos auf eine billige Vertheilung der Lasten unter die Bürger des Staats. Er traf eine neue Einrichtung, die eben so gut ersonnen, als glücklich ausgeführt ward.

Bisher waren in den Volksversammlungen die Stimmen nach den Köpfen gezählt worden. Da nun die Aermern und Geringern immer die größte Zahl ausmachten, so waren es diese, welche bei jeder Berathschlagung den Ausschlag gaben, wenigstens geben konnten. Servius hielt es aber dem Besten des Staats für zuträglicher, wenn der größte Antheil an der beschließenden Gewalt in den Händen der Reichen und Vornehmen wäre, weil wegen des größern Vermögens ihr Bestes mit dem Besten des Staates genauer verbunden sey. Es war auch vorauszusetzen, daß sie als Leute, die nicht blos für einen kärglichen Unterhalt zu arbeiten brauchten, an erworbenen Kenntnissen und selbst an edlerer Denkungsart den armen und geringen Haufen übertreffen könnten. Zu diesem Ende nahm er eine zweite Eintheilung sämmtlicher Bürger in hundert und drei und neunzig Centurien vor, d. i. Compagnien, die nach oben hinauf sehr klein, nach unten hinab hingegen sehr zahlreich waren.

So zerfiel die erste Klasse allein in acht und neunzig Centurien, indeß jede der drei folgenden nur in ein und zwanzig, die fünfte in ein und dreißig getheilt war, und die sechste Klasse gar nur eine Centurie ausmachte. Kamen nun sämmtliche Bürger zu einem großen Komitium auf dem Marsfelde zusammen, um zu irgend einem Vorschlage des Senats, einem Gesetze, einer Wahl oder dergleichen ihre Stimme zu geben, so mußten sie sich nach ihren Centurien stellen, und gewöhnlich gab dann jede Centurie nur eine Stimme (comitia centuriata), so daß also die erste Klasse allein mehr Stimmen, als alle übrige zusammen genommen, hatte. So konnte die erste Klasse, wenn alle Centurien gleichstimmten, jede Sache entscheiden, und wenn auch bei Verschiedenheit der Stimmen noch Centurien der zweiten oder gar der dritten Klasse befragt werden mußten, so waren es immer noch wohlhabende und angesehene Bürger, und nicht der Pöbel, von welchem ihre Entscheidung abhing. Diese Einrichtung war zwar in der Folge die Quelle vieles Haders, aber die Erfahrung entschied für ihre Güte, obgleich auch sie dem Mißbrauche unterworfen war, wie alle menschlichen Anstalten.

Alle fünf Jahre wurde eine Untersuchung angestellt, ob jedes Mitglied der sechs Klassen, in welche das römische Volk nun eingetheilt war, die erforderlichen Eigenschaften habe (census). Dieß geschah auf dem Marsfelde zwischen der Stadt und der Tiber. Die Centurien waren in Schlachtordnung aufgestellt. Ein feierliches Opfer ging vorher, und das Ganze wurde mit dem Namen Lustrum belegt. Bei der ersten Zählung und Schätzung fand man vier und achtzig tausend

und siebenhundert waffenfähige Bürger beisammen, folglich kann die ganze Volksmenge, ohne die Sklaven, über drei mal hundert tausend betragen haben.

Die Anordnung und Ausführung der beschriebenen und einiger anderer neuen Anstalten, die Servius traf, erforderte viel Zeit, Mühe und Arbeit, denn auch hier gab es, wie bei den meisten Neuerungen, viele Schwierigkeiten zu besiegen, Hindernisse zu beseitigen und Kabalen zu vereiteln. Wenn aber Servius gleich auf diese neue Organisation der Staatsverfassung seinen vornehmsten Fleiß richtete, so versäumte er dabei doch die auswärtigen Angelegenheiten nicht. Er liebte den Frieden, wußte aber auch, wenn es die Noth erforderte, das Schwert zu führen. Die ersten, welche ihn die Waffen zu ergreifen nöthigten, waren die Etrurier, welche vorgaben: ihre Verbindlichkeit, Rom unterworfen zu seyn, wäre zugleich mit dem Tarquinius, der sie besiegt hätte, erloschen. Er zog also wider sie, bezwang sie, beraubte sie ihrer Grundstücke, gab sie den neuen römischen Bürgern, und kam triumphirend in seine Residenz zurück. In der Folge mußte er noch einigemal die Waffen ergreifen, eilte aber jedesmal bald wieder zu seinen friedlichen Beschäftigungen. Wiewohl Roms Gebiet unter ihm nicht sehr erweitert wurde, so gewann es dagegen eine Festigkeit, die dem vorübergehenden Schimmer ausgebreiteter, aber übereilter Eroberungen weit vorzuziehen ist. Auf alles bedacht, was Roms innere Stärke vermehren könnte, bemühte sich Servius mehr, mit seinen Nachbarn Bündnisse zu schließen, als sie feindlich anzufallen. Um besonders die Sabiner und Latiner näher mit den Römern zu verbinden, wurde ein

Tempel zu Ehren der Diana errichtet, wo sie einmal im Jahre zusammen kommen und gemeinschaftlich mit den Römern der Göttin opfern sollten. Nachher sollten in einer Rathsversammlung alle Streitigkeiten zwischen den Städten in Güte abgethan, und Maßregeln zu ihrem gegenseitigen Besten verabredet werden.

Eine gemäßigtere und wohlwollendere Denkungsart, als dieser König, konnte nicht wohl jemand haben. Ganz auf eigenen Antrieb opferte er dem gemeinen Besten die Hälfte der königlichen Gewalt auf. Er übertrug die Erkenntniß in den gewöhnlichen Rechtshändeln dem Senate und behielt sich blos die Staatsverbrechen vor. Der Glücksgöttin Fortuna erbaute er einen Tempel, und in einem andern neu erbauten Tempel hing er aus Dankbarkeit den Spinnrocken der Königin Tanaquil, seiner Wohlthäterin, auf. Ja, um diese Frau noch in ihren Kindern zu ehren, ließ er die letztern immer in seinem Hause wohnen, und als er alt wurde, und selbst zwei erwachsene Töchter hatte, verheirathete er sie beide an die zwei hinterlassenen Söhne (vielleicht auch Enkel) des Tarquinius. Bei dieser Verheirathung war jedoch auf die Uebereinstimmung des Charakters so wenig Rücksicht genommen, daß gerade Personen von ganz entgegen gesetzten Gemüthsarten Ehegatten wurden. Die sanfte und gutherzige ältere Tullia bekam den stolzen, tyrannisch gesinnten Tarquinius zum Gemahl, und den sanftmüthigen und liebenswürdigen Arnus traf das Loos, die lasterhafte jüngere Tullia zur Frau zu bekommen. Die letztere ließ sich bald mit dem Tarquinius in eine unmoralische Verbindung ein; die

guten Gatten starben unvermuthet am Gift, und die bösen vollzogen nun öffentlich ihre Eheverbindung.

Ein Verbrechen führt gerne zu einem zweiten; so auch hier. Dem ruchlosen Paare lebte der alte, ehrwürdige König zu lange, und sie suchten ihn daher zu stürzen. Die unnatürliche Tochter betrieb dieß mit noch größerm Eifer als der Schwiegersohn; sie drang mit Ungestüm in ihren Mann, alles zu versuchen, um sich des Thrones zu bemächtigen. Es gelang ihm, sich unter den Senatoren einen Anhang zu machen, und sie durch Versprechungen auf seine Seite zu bringen; einen Theil des Volkes gewann er durch Geschenke. Wie er seine Partey für stark genug hält, kommt er plötzlich in Begleitung von Bewaffneten auf den Markt, nimmt den königlichen Sitz vor dem Rathhause ein und befiehlt den Senat zusammen zu berufen. Wie dieser erscheint, erhebt er die heftigste Klage gegen den König, der, ein geborner Sklave, sich des Thrones ganz widerrechtlich bemächtigt und in seiner Regierung durch Einführung des Census und dergleichen sich der schreiendsten Ungerechtigkeiten schuldig gemacht habe. Während dieses Auftritts erscheint auch Servius, erstaunt über die Verwegenheit seines Schwiegersohns, und will den Tollkühnen vom Throne stoßen. Allein Tarquinius, der bei dem Zulaufe des Volks jetzt das äußerste zu wagen müssen glaubte, ergreift den schwachen Greis mit überlegener Stärke, und wirft ihn die Treppen herunter, die vom Rathhause auf den Markt gehen. Von den Großen ganz verlassen, hoben den blutenden König aus Erbarmen zwei oder drei aus dem Volke auf, und trugen ihn eben nach seinem Palaste, als die grausame

Tullia auf dem Markte erschien, ihren Gemahl zuerst als König begrüßte, und ihm leise zuflüsterte: so lange Servius lebe, werd' er nie sicher seyn. Tarquinius hatte kaum befohlen, den verruchten Vatermord zu verüben, so stieg Tullia mit siegender Miene in den Wagen, um nach Hause zu fahren. Sie fuhr gerade durch jene Gasse, wo die Königsmörder den noch athmenden Leichnam des Servius liegen ließen. Als ihr Kutscher, von diesem schaudervollen Anblicke gerührt, stille hielt, und Tullia ihn um die Ursache seines Verweilens fragte, kehrte er sich zu ihr und sagte: „Ach, es ist ja die Leiche des Königs, Ihres Vaters!“ Aber die Abscheuliche warf ihm den Fußschemel an den Kopf, und zwang ihn, nicht nur das eigene Gefühl zu verläugnen, sondern auch die sträubenden Rosse über die ehrwürdigen Ueberbleibsel eines Königs und Vaters hinweg zu treiben.

So ein trauriges Ende nahm Servius Tullius im zweihundert und zwanzigsten Jahre nach Erbauung Roms, nachdem er vier und siebenzig Jahre gelebt, und vier und vierzig regiert hatte.

Tarquinius der Stolze.

Siebenter und letzter König von Rom.

Alle redlichen Bewohner Roms betrachteten die Art, wie sich Tarquinius zum Throne gedrängt hatte, mit Abscheu und Entsetzen. Er nahm ihn ohne vorläufiges Zwischenreich in Besitz, ja sogar ohne die Förmlichkeit einer Wahl, und ohne den Senat oder das Volk darum zu fragen, denen er vielmehr mit unerträglicher Verachtung begegnete. Gleich anfangs gab man ihm den Beinamen Superbus d. i. der Stolze oder vielmehr der Grausame. Die vornehmsten Senatoren, die er für Freunde des Servius hielt, ließ er ermorden; den übrigen begegnete er, so wie dem Volke, mit Verachtung. Da er wußte, daß seine Unterthanen ihn haßten, suchte er sich durch Furcht auf dem Thron zu sichern. Deswegen maßte er sich die richterliche Erkenntniß in peinlichen Fällen ganz allein an. Nun verurtheilte er diejenigen, die ihm verdächtig oder verhaßt waren, ohne weitere Untersuchung, zum Tode; verbannte sie, oder strafte sie an Gelde. Er gab Gesetze und schafte andere ab, so wie es ihm vortheilhaft schien. Blos gegen die Armee zeigte er sich, damit diese ihn gegen die natürlichen Folgen seiner Tyrannei schützen

sollte, freigebig und gütig. Seine Wohnung ward von bewaffneten Leuten bewacht, die ihn, wenn er sich ja einmal öffentlich sehen ließ, überall hin begleiteten.

Schrecklich waren die Verheerungen, die der Despot in Rom anrichtete. Durch viele Hinrichtungen wurde der Senat sehr verringert, Tarquinius ernannte aber keine neuen Mitglieder, sondern suchte ihn vielmehr auf alle Art verächtlich zu machen. Die Gewohnheit, ihn bei allen Staasangelegenheiten zu Rathe zu ziehen, hob er gänzlich auf, und regierte den Staat lediglich nach seiner Willkür. Er kündigte für sich, ohne Genehmigung des Senats und des Volks, Krieg an, wenn er wollte; schloß Frieden und Bündnisse, mit wem ihm gut dünkte. Dazu kamen noch viele andere Grausamkeiten. Wer Reichthümer und Verdienste besaß, war in seinen Augen ein Verbrecher, und selbst seine nächsten Verwandten waren keine Stunde vor dem Tode sicher. Unter vielen andern brachte er den Marcus Junius, einen vornehmen Römer und zugleich einen seiner Söhne um, blos um sich ihrer Güter zu bemächtigen. Lucius Junius, ein anderer von den Söhnen des Marcus, der nachher eines der vornehmsten Werkzeuge der Staatsumwälzung ward, entkam blos dadurch, weil er sich sinnlos, dumm und einfältig stellte, daher er auch den Namen Brutus erhielt. Bei so gefahrvollen Umständen begab sich der Kern des in Unthätigkeit versetzten Senats aus der Stadt in ein freiwilliges Elend, und das Volk, so sehr es sich anfangs über die Demüthigung des Senats gefreuet hatte, ward nun eben so sehr gemißhandelt. Nicht einmal Versammlungen zu Lustbarkeiten sowohl in der Stadt als auf dem Lande

gestattete ihnen der Despot, und überall wurden Ausspäher bestellt, die eines jeden Worte und Betragen beobachteten, und ihm hinterbringen mußten.

Solcher Mittel haben sich Tyrannen zu allen Zeiten bedient, um ihren Thron zu sichern. Tarquinius glaubte ihn durch die engere Verbindung mit benachbarten Völkern noch mehr zu befestigen, und ließ sich daher mit ihnen in Tractaten ein. Um seine Absicht desto gewisser zu erreichen, verheirathete er seine Tochter an einen der angesehensten Männer unter den Latinern, und dadurch bewirkte er, daß man ihn unter sehr vortheilhaften Bedingungen zum Haupte des latinischen Völkerbundes ernannte. Zur Befestigung dieses Bundes ließ er auf einem Berge bei Alba dem Jupiter einen Tempel errichten, wo Römer, Latiner und Hernicier jährlich einmal gemeinschaftlich Opfer bringen und gesellschaftliche Freuden genießen sollten. Das waren die Feriae latinae, welche erst nur einen Tag dauerten, nach und nach auf vier Tage erweitert, und von sieben und vierzig verschiedenen Völkerschaften besucht wurden. Dieses latinische Bündniß war in der Folge der beste Theil der römischen Stärke, und trug mehr als das ganze übrige Italien zur Eroberung der Welt bei.

Die Sabiner und Volsker hatten die Einladung des Tarquinius zum latinischen Verein nicht angenommen. Er bekriegte sie daher, schlug sie in mehrern Treffen, und nahm eine ihrer beträchtlichsten Städte mit Sturm ein. Mehr Mühe machte ihm ein Krieg gegen die Gabier, — den er bald darauf unternahm. Es waren nämlich viele der geflüchteten Senatoren und Patricier nach Gabii, einer Stadt in Latium, gegangen, und

hatten die Einwohner überredet, die Römer zu bekriegen. Der Krieg dauerte sieben Jahre mit abwechselndem Glükke. Endlich bemächtigte sich Tarquinius der Stadt durch die List seines Sohnes und setzte ihn zum Könige über dieselbe.

Nach diesen Kriegen brachte er die Werke vollends zu Stande, die der ältere Tarquinius angefangen hatte. Er führte die unterirdischen Schleusen bis in die Tiber, und versah den Cirkus inwendig mit über einander erhabenen Sitzen. Sein wichtigstes Unternehmen aber war der Bau des Capitols, wozu sein Großvater schon den Hügel, auf welchem es zu stehen kam, hatte zurichten lassen. Hiebei gab es, nach dem Glauben der Römer, mehr als eine Vorbedeutung von Roms zukünftiger Größe. Weil es nöthig war, einige hier stehende Kapellen andes wohin zu versetzen, so wurden die Götter, denen sie gewidmet waren, durch die Augurn um ihre Einwilligung befragt. Alle waren es zufrieden: nur der Gränzgott (Terminus) und der Gott der Jugend wollten nicht weichen. Daraus prophezeihete man dem römischen Reiche eine unwandelbare Dauer und einen nie alternden Flor. Auch ward beim Graben des Grundes ein Menschenkopf gefunden, so frisch, als wenn er jetzt erst abgehauen wäre: und die Augurn erklärten, der Ort, wo ein solcher Kopf gefunden würde, sey von den Göttern zur Hauptstadt Italiens bestimmt. — Daß dieß alles nichts weiter, als ein politisches Gaukelspiel war, brauche ich meinen verständigen Lesern nicht erst zu sagen: aber es wirkte mächtig auf die abergläubischen Römer, und gab ihnen eine Zuversicht auf ihr Glück, die keine Unglücksfälle erschüttern konnten.

Vier Jahre lang hatte man sich mit dem Bau des Capitols beschäftigt, als Tarquinius aus den nichtigsten Ursachen den Rutulern den Krieg ankündigte, und ihre Hauptstadt Ardea belagerte, in der Hoffnung, durch die Beute, die er zu machen gedachte, seine erschöpfte Schatzkammer wieder zu füllen. Während das Heer vor dem Ort im Lager stand, saßen einst Sextus, des Königs Sohn, Collatinus, ein Seitenverwandter desselben, und einige andere des Abends im Zelt und zechten. Das Gespräch lenkte sich von ungefähr auf die Tugend und Schönheit ihrer Weiber; jeder pries die seinige, und Collatinus schlug zur Entscheidung des Streits vor, auf der Stelle nach Rom zu reiten und ihre Weiber zu überraschen. Erhitzt vom Weine billigte die ganze Trinkgesellschaft diesen Vorschlag, schwang sich sogleich zu Pferde, und eilte nach Rom, das von Ardea nur wenige Meilen entfernt war, um ihre Gemahlinnen zu überraschen. Die Beschäftigung, bei der man eine jede antreffen würde, sollte entscheiden. Sie fanden die Schwiegertochter des Tarquinius bei einem Gastmahle, allein Lucretia, die Gemahlin des Collatinus, saß, ob es gleich schon Mitternacht war, von ihren Mädchen umgeben, noch am Spinnrocken. Die Stimmen vereinigten sich nun bald, ihr den Preis zu ertheilen, worauf die Gesellschaft ins Lager zurück eilte. — Aber dieser Besuch hatte ganz unerwartete Folgen. Die Schönheit und Sittsamkeit der Lucretia hatte die Begierden des Sextus Tarquinius so rege gemacht, daß er sie sogar gewaltsamerweise zu befriedigen entschlossen war. Er kam daher nach wenig Tagen wieder zum Besuche, und Lucretia empfing ihn mit allem Anstand weiblicher

Würde. Nach der Mahlzeit wird ihm sein Schlafgemach angewiesen. Um Mitternacht, wo alles im Hause still und ruhig ist, tritt er mit bloßem Schwerte vor Lucretia's Bette und droht, sie zu durchbohren, wenn sie einen Laut von sich geben würde. Darauf erklärt er ihr seine Liebe, bittet, beschwört sie, und mischt endlich Drohungen unter seine Bitten. Sie ist unbeweglich. Endlich sagt er, er werde sie umbringen, dann einen getödteten Sklaven zu ihr ins Bette legen und vorgeben, er habe blos Collatinus beleidigte Ehre gerächt. Von der Furcht vor dieser Schande überwunden, ergab sich Lucretia seiner strafbaren Begierde, und Sextus kehrte am Morgen ins Lager zurück.

Schrecklich tobte es in Lucretiens Herzen, und das Leben war ihr eine Last. Sie schrieb sogleich an ihren Gemahl ins Lager, er sollte ohne Verzug zu ihr kommen, weil sie ihm eine Sache von größter Wichtigkeit zu entdecken hätte. Bei seiner Ankunft zog die Neugierde eine zahlreiche Versammlung nach sich, wobei sich nebst dem Vater Lucretiens auch Lucius Junius Brutus einfand. Sie fanden die Unglückliche in einer Art von Verzweiflung, und suchten umsonst sie zu beruhigen. „Nein, sagte sie, nie wird nach dem Verlust meiner Ehre etwas fähig seyn, mich an das Leben zu fesseln. Eine entweihte Elende siehst du vor dir, mein Collatinus, eine Unglückliche, deren Leib die Beute eines Räubers wurde. Unter der Larve der Freundschaft hat Sextus mir diese Nacht einen Schatz gestohlen, den nur der Tod mir wieder geben kann. Ihr aber, wenn ihr Männer seyd, rächet meine Sache, und laßt die Nachwelt wissen, daß Lucretia, die ihre Tu-

gend verlor, keinen Tröster finden konnte, als den Tod.“ So sprach sie, zog einen Dolch unter ihrem Gewande hervor, und stieß ihn sich ins Herz.

Alles war von der heftigsten Bestürzung ergriffen, nur Brutus nicht, der nun zum Erstaunen aller Anwesenden die bisherige Verstellung ablegte, und sich auf einmal in seiner wahren Gestalt zeigte. Er zog den Dolch aus ihrer Brust, hielt ihn in die Höhe, und schwur bei dem herabtriefenden Blute zu den Göttern, daß er dafür den Tarquinius und sein ruchloses Haus mit Feuer und Schwert verfolgen, und nie zugeben wolle, daß einer davon, oder sonst ein anderer zu Rom als König herrsche. Damit reichte er den Dolch den Uebrigen, welche denselben Eid ablegten, und sich seiner weitern Führung überließen.

Sehr günstig war für die Ausführung des Unternehmens die Abwesenheit des Königs, der vor Ardea stand. Brutus ließ die Thore der Stadt schließen, und befahl, die blutige Leiche auf dem öffentlichen Markte zur Schau zu stellen. Der schauerliche Anblick erregte bei der herzuströmenden Menge nicht blos Schmerz und Mitleiden, sondern auch Zorn und brennende Rachgier. In einer begeisterten Rede erzählte Brutus den Anwesenden die schreckliche Geschichte, schilderte ihnen die Freveltaten des Königs und ihre bisherigen Bedrückungen, und das aufgebrachte Volk faßte auf der Stelle den Schluß, die königliche Würde abzuschaffen, und den Tarquinius mit seinem ganzen Hause zu verbannen.

Auf die erste Nachricht von der ausgebrochenen Empörung eilte der König von Ardea nach Rom, fand aber zu seinem Schrecken die Thore verschlossen und die

Mauern mit Bewaffneten besetzt. Außer sich vor Grimm beschloß er ins Lager zurück zu kehren. Aber auch hier war ihm Brutus schon zuvor gekommen. Auf andern Wegen war er zum Heere geeilt, und hatte den Soldaten gemeldet, was in Rom vorgegangen sey. Die nämlichen Gefühle von Menschlichkeit, welche die Bürger durchdrungen hatten, durchdrangen auch das Heer. Einmüthig beschlossen sie, mit ihren Freunden daheim gemeinschaftliche Sache zu machen, und als Tarquinius zurück kam, weigerten sie sich ihn aufzunehmen. So ward dieser Tyrann nach einer fünf und zwanzig jährigen Regierung genöthigt, sein Königreich zu räumen. Brutus wurde als Roms Befreier im Lager ausgerufen, und des Königs Söhne wurden daraus vertrieben. Zwei davon folgten dem Vater in das Elend nach. Sextus ging nach Gabii, gleichsam in sein Reich zurück, aber dieser gewagte Schritt kostete ihm das Leben. Das Gefühl ehemals erlittener Bedrückungen erwachte mit neuer Stärke in den Gabiern, und weil man jetzt ohne Gefahr sich rächen zu können glaubte, so fiel man über den Prinzen her und erwürgte ihn.

Tarquinius flüchtete sich mit seiner Familie zuerst nach Cira, einer kleinen Stadt in Etrurien. Von dort aus machte er durch die Freunde seiner Söhne einen Versuch, wieder in der Stadt aufgenommen zu werden; aber der Plan ward entdeckt und vereitelt. Darauf beredete er die Vejenter und Tarquinienser, für ihn die Waffen zu ergreifen. Auch dieses war vergebens. Einen wichtigern Feind erweckte er den Römern an dem Porsenna, Könige der Clusiner. Rom ward von ihm beinahe aufs Aeußerste gebracht; doch machte er endlich

Frieden und entzog dem Tarquinius seinen Beistand gänzlich. Hierauf nahmen die Latiner sich seiner an. Sie schickten Gesandte an die Römer und thaten ihnen den Vorschlag, die Tarquinier wieder aufzunehmen. Aber die Antwort fiel, wie zu erwarten war, verneinend aus. Nun kam es zum Krieg zwischen den Römern und Latinern; von beiden Seiten rüstete man sich gleich stark. Eine Schlacht am See Regillus endigte den Krieg. Sie währte den ganzen Tag; endlich wurden die Latiner zum Weichen gebracht und sogar aus dem Lager vertrieben. Sie mußten um Friede bitten, und die alten Vergleiche zwischen beiden Völkern wurden erneuert.

Jetzt sah sich Tarquinius aller Unterstützung beraubt. Er floh nach Campanien und starb bald darauf zu Cumä, im neunzigsten Jahre seines Alters und im vierzehnten seiner Verbannung. Mit ihm hörte Rom auf eine Monarchie zu seyn. Das Regiment der Könige hatte zwei hundert und fünf und vierzig Jahre gedauert.

IV.

Lydier.

Crösus.

König von Lydien.

In den ältesten Zeiten blühten in dem schönen und fruchtbaren Kleinasien mehrere ansehnliche Reiche, die jetzt unter dem drückenden Joche der türkischen Tyrannei in Armuth und Barbarei schmachten. Eines der ältesten derselben, das noch vor den griechischen Kolonien in Vorderasien sich durch Kultur, durch Künste und Erfindungen auszeichnete, war das Königreich Lydien. Es lag zwischen Jonien, Mysien, Phrygien und Karien, und wurde von einem kriegerischen, erfindsamen und thätigen Volke bewohnt, das zur Ertragung aller Beschwerden abgehärtet war. Alle alte Geographen und Geschichtschreiber rühmen die außerordentliche Fruchtbarkeit dieses Landes. Der Berg Tmolus erzeugte nicht allein Safran und süßen Wein, sondern er hatte auch reiche Goldadern, und der seinem schroffen Gipfel entströmende Pactolus führte das Gold in die Ebenen herab, wo ein noch rohes Volk es ohne Mühe aufsammeln konnte. Daher war Sardes, die Hauptstadt des Landes, welche an dem Fuße

des Tmolus erbaut und vom Pactolus durchflossen war, frühzeitig ein wichtiger Ort, und eine der ansehnlichsten Niederlagen der asiatischen Waaren. Es kamen daselbst Griechen, Phrygier und die entferntesten nomadischen Völker zusammen, ihre Waaren gegen einander auszutauschen. Besonders war in dieser Stadt der Hauptmarkt des Sklavenhandels, der die Harems der Perser mit Verschnittenen versah.

Die Industrie der Lydier scheint sich am meisten auf Waaren des Luxus erstreckt zu haben. Sie waren die Erfinder der kostbarsten und reichsten Kleider und Tapeten, der wohlriechendsten Salben, leckerhaftesten Gerichte und der feinsten sinnlichen Vergnügungen. Sie kannten den Gebrauch gewisser musikalischer Instrumente, verstanden die Kunst wohl zu färben, trieben die Anfangsgründe der Malerei und wußten die Metalle zu schmelzen und zu verarbeiten. Die noch vorhandenen Münzen der lydischen Könige, die ältesten, welche man kennt, liefern uns merkwürdige Proben eines feinen Geschmacks und treflicher Arbeit aus jener frühen Periode.

Anfangs stand das Königreich Lydien unter einem Geschlechte von Fürsten, welche von dem heroischen Atys, dem großen Stifter ihres Hauses, Atyatiden genannt wurden. Auf die Familie des Atys folgte der Stamm des Herkules, welcher schon vor dem trojanischen Kriege zur Herrschaft gelangt war, und sie fünf hundert und fünf Jahre besaß, bis sein Ruhm mit dem unglücklichen Kandaules verblich. Dieser hatte eine schöne Gemahlin, deren körperliche Vorzüge er seinem Günstlinge Gyges nicht lebhaft genug beschreiben konnte. Um ihn daher von der Wahrheit seiner Schilderung

recht zu überzeugen, traf er die Veranstaltung, daß ste Gyges unbemerkt konnte ins Bette steigen sehen. Der Königin blieb jedoch der Beobachter ihrer unverhüllten Schönheit nicht unbekannt. Sie fühlte ihre Ehre gekränkt, und that daher dem Gyges den Antrag, entweder ihren Gemahl zu tödten und dessen Stelle einzunehmen, oder selbst zu sterben. Gyges war gegen seinen Herrn so treu gesinnt, daß es ihm Ueberwindung kostete, die Hand der reizenden Königin und den Thron durch den Tod des Kandaules zu erkaufen. Das Volk ergriff zwar die Waffen, den Tod seines Königs zu rächen, ward aber durch einen Ausspruch des delphischen Orakels besänftigt, und unterwarf sich dem Gyges, der die Gränzen des Reichs ansehnlich erweiterte.

Unter den Nachfolgern des Gyges wurde Kleinasien von einem großen Schwarme Scythen heimgesucht, wodurch auch die Macht der lydischen Monarchie erschüttert wurde. Doch der Sturm ging vorüber, die vorige Lage der Dinge kehrte zurück, und die lydischen Könige fuhren fort, immer mehr Eroberungen in Kleinasien zu machen. Besonders suchte der kriegerische Halyattes die Gränzen seines Reichs zu erweitern. Am meisten reizte seine Habsucht das benachbarte Milet, damals an Reichthum und Bevölkerung die erste der griechischen Städte in Kleinasien. Jedes Jahr fiel er kurz vor der Ernte mit allem militärischen Pomp und unter dem Schalle musikalischer Instrumente in das milesische Gebiet ein, und ließ alles Getreide abmähen, und alle Weinstöcke, Oel- und andere Fruchtbäume zerstören. Nur die Wohnungen wurden verschont, damit die Einwohner im Stan-

de wären, ihm für das nächste Jahr neue Beute zu erbauen. Auf diese Art fuhr er eilf Jahre lang fort die Milesier zu bekriegen, war aber nicht im Stande sie zu unterjochen. Die Bewohner des flachen Landes flohen bei seiner Ankunft und verschlossen sich in ihrer Hauptstadt, deren Mauern seinen Anfällen Trotz boten. Auch war es nicht möglich durch Einschließung eine Stadt zu gewinnen, welche Herr vom Meere war. Aber Halyattes bestand auf der Bedrückung derjenigen, die er nicht bezwingen konnte, und rüstete sich eben zur zwölften Verheerung mit Feuer und Schwert, als er in eine gefährliche Krankheit fiel. Jetzt beunruhigte sein Gewissen die Erinnerung, daß ein Tempel der Minerva auf dem milesischen Gebiete von seinen Soldaten zufälligerweise verbrannt worden war. Die Milesier benutzten diesen Umstand und machten mit dem lydischen Monarchen Frieden.

Der Sohn und Nachfolger des Halyattes war Crösus, der berühmteste unter allen Königen Lydiens, welcher fünf hundert und zwei und sechszig Jahre vor Christi Geburt den Thron bestieg. Sein Ruhm verdunkelte bei weitem den Ruhm aller seiner Vorgänger, und der Glanz seines Hofes, seine unermeßlichen Reichthümer, die Pracht, der Luxus und die Kostbarkeit in allen seinen Umgebungen gaben Veranlassung, daß sein Name zum Sprichwort wurde. Aber der Glanz des Crösus war der Glanz eines vorübergehenden Meteors, welches eine Zeit lang blendet, dann aber sich plötzlich verliert. Von allen Königen Lydiens war er der größte Eroberer, aber — er war auch der letzte König dieses Landes, und der letzte Fürst seiner Familie.

Im Grunde war Crösus ein gutdenkender Fürst, und des Glückes nicht unwerth, das ihm das Schicksal zugedacht hatte. Seine Unterthanen fürchteten ihn nicht blos, sondern sie liebten ihn auch, weil er milde und gerecht regierte. Aber der Ehrgeiz verleitete ihn, in die Fußstapfen seines kriegerischen Vaters zu treten, und die Gränzen seines Reichs immer weiter auszudehnen. Die griechischen Städte in Kleinasien, deren Besitz ihn gelüstete, waren gerade damals durch innere Zwistigkeiten getheilt, und dieß erleichterte ihm die Ausführung seiner Plane. Unter verschiedenen ungerechten Vorwänden zog er mit seinen Heeren aus, und bezwang nach einander die Epheser, Jonier, Phrygier, Mysier, Mariandyner, Chalyber im Pontus, Paphlagonier, Thracier in Asien, Bithynier, Karier, Dorier, Aeoler, Pamphilier, mit einem Worte alle Kleinasiater bis an den Halys und einen Theil des Pontus. Nun war sein Reich eines der mächtigsten; es gränzte auf der einen Seite an Europa, und auf der andern Seite an das große Reich der Meder, das seit kurzem Cyrus beherrschte. Die besiegten Griechen empfingen demüthig die Gesetze ihres Ueberwinders. Glücklich fühlten sie sich unter einem Monarchen, der sie im ungestörten Genuß ihrer Gesetze und Sitten, und ihrer innern republikanischen Verfassung ließ, und blieben daher ihm, als ihrem gesetzmäßigen Oberherrn, ergeben.

Die glücklichen Fortschritte auf dem Lande spornten den Ehrgeiz des lydischen Monarchen zu einer Unternehmung auf dem Meere. Zu diesem Zwecke dachte er ernstlich an die Ausrüstung einer Flotte, um mit derselben die nahen griechischen Inseln zu erobern. Schon

zitterten diese Inseln für ihre Unabhängigkeit, und Griechenland selbst war nicht ohne Besorgniß, als ein sonderbarer Zufall diese Unternehmung vereitelte.

Es war damals sehr gewöhnlich, daß weise Griechen große Reisen in fremde Länder unternahmen, theils um ihre Kenntnisse zu vermehren, theils um mit ihren Einsichten zu nützen. Nicht selten geschah es, daß sie die Höfe der Könige besuchten, und ihnen guten Rath ertheilten. Crösus sah dergleichen Reisende gerne an seinem Hofe, und ermunterte sie zu ihm zu kommen. Er äußerte überhaupt nicht wenig Vorliebe für die griechische Nation, er redete ihre Sprache, munterte ihre Künstler auf, und bewunderte ihre Dichter und Sophisten. Eben da sich Crösus mit der Ausrüstung einer Flotte gegen die griechischen Inseln beschäftigte, kam ein philosophischer Reisender aus Griechenland an seinen Hof und wurde ihm vorgestellt. Der Fürst fragte ihn: was es Neues in Griechenland gäbe? Mit republikanischer Freimüthigkeit antwortete der Grieche, daß die Inselbewohner mächtige Geschwader Reiterei zusammen gebracht hätten, in der Absicht, Lydien damit anzufallen. „Gebe der Himmel, sagte Crösus, daß die Griechen, welche in Pferdesachen unerfahren sind, es mit der gut abgerichteten lydischen Reiterei aufnehmen; dann wird der Krieg bald zu Ende seyn.“ — „Eben so gut, versetzte der Reisende, als wenn die Lydier, die vom Seewesen nichts verstehen, die Griechen zu Wasser angreifen sollten.“ Getroffen von der Schärfe dieser unerwarteten Bemerkung, stand Crösus von seiner Unternehmung gegen die Inselbewohner ab, und beschloß,

statt auf neue Eroberungen zu denken, im Frieden der schon errungenen Lorbeern zu genießen.

Zu einer andern Zeit kam der berühmte athenienſische Geſetzgeber Solon an ſeinen Hof, mit dem er eine ſehr merkwürdige Unterredung hatte. Der prachtliebende Fürſt empfing ſeinen Gaſt mit vieler Herablaſſung, und brachte ſeiner Eitelkeit das Opfer, ihm alle Herrlichkeiten ſeines Palaſtes, und beſonders die Reichthümer ſeines Schatzes zu zeigen. Wie alles aufs vortheilhafteſte vorgewieſen war, ſagte der König dem Solon viel Verbindliches über ſeine Neugierde und Wißbegierde, und fragte ihn als einen Mann, der viele Länder geſehen, und über das Geſehene reiflich nachgedacht hätte: wen er wohl für den glücklichſten aller Menſchen hielte? Mit triumphirender Miene erwartete er eine Antwort, wie er ſie von ſeinen Schmeichlern ſchon oft genug gehört haben mochte. Allein der Grieche, deſſen Charakter durch die entnervende Hofluft nicht geſchwächt worden war, beſann ſich eine Weile, und erwiederte dann mit männlicher Freimüthigkeit: „Tellus, den Athenienſer.“

Crösus hatte nie gelernt, zwiſchen Reichthum und Glückſeligkeit einen Unterſchied zu machen. Kein Wunder, daß ihn dieſe Antwort des Weiſen ſehr überraſchte, und daß er betroffen und voller Verwunderung ausrief: „Tellus?“

„Ja, fuhr Solon fort, den Tellus halt' ich für den glücklichſten Menſchen, ob er gleich ein bloßer Bürger von Athen war. Er ſtammte von Aeltern ab, welche die erſten Ehrenſtellen des Staats verdient hatten, war ſelbſt brav und in der ganzen Gegend geſchätzt,

hatte schöne und tugendhafte Söhne, und von diesen sah er wieder gute Kinder, die alle am Leben blieben. Das schönste Ende krönte seine Tage; er starb im rühmlichen Kampfe für sein Vaterland, das in einem zweifelhaften Treffen durch ihn den Sieg erlangte. Daher begruben ihn seine Mitbürger auf der Stelle, wo er fiel, und ertheilten ihm alle Ehrenbezeugungen, die dem glänzenden Verdienste gebühren."

So wenig diese Antwort dem Könige Lust machen konnte, zum zweiten Male zu fragen, so trieb ihn doch die Eitelkeit, sich wieder mit den Worten an Solon zu wenden: „wer dünkt dir denn nach Tellus der glücklichste zu seyn?" Er hoffte doch wenigstens diesmal die Frage zu seinem Vortheile entschieden zu erhalten. Aber er betrog sich auch dieses Mal.

„Wer mir nach Tellus der glücklichste dünkt? sagte Solon. O König, ich wüßte niemand zu nennen, der glücklicher gewesen wäre, als die beiden Brüder Cleobis und Biton, zwei Jünglinge von Argos, deren Stärke und Geschicklichkeit mit wiederholten Siegen in den olympischen Spielen gekrönt wurden, welche die Liebe ihrer Aeltern, die Dankbarkeit ihres Vaterlandes und die Bewunderung Griechenlands verdienten, und die nach ihrem Tode mit den auszeichnendsten Denkmälern unsterblichen Ruhms beehrt wurden. Höre nur, was diese edlen Jünglinge einst thaten. Ihre Mutter war eine Priesterin der Here zu Argos, und ließ sich nach der Landessitte an Opferfesten von zwei Ochsen nach dem entlegenen Tempel fahren. Einmal, am großen Feste der Here, da die Rinder nicht zur rechten Zeit vom Felde kamen, spannten sich die beiden braven

Söhne selbst vor den Wagen und zogen ihre Mutter im raschen Laufe, mehr denn zwei Meilen weit, nach dem Tempel hin. Das Volk, von dem Anblick gerührt, brach in ein lautes Beifallsgeschrei aus, die Mutter drückte den edlen Jünglingen die Hände, und die Weiber wünschten der Mutter Glück, solche Söhne geboren zu haben. Die gute Frau stieg weinend aus dem Wagen, umfaßte das Bild der Göttin im Tempel, und betete mit Inbrunst: „Erhabene Here, schenke meinen braven Söhnen für ihre heutige Edelthat das beste Loos, das Sterbliche treffen kann!“ — Unterdessen waren die beiden Brüder nach vollbrachtem Opfer im Tempel vor Mattigkeit eingeschlummert, und da man sie wecken wollte erwachten sie nicht wieder. O welches Glück ist es, nach einer so schönen That in Todesschlummer zu sinken! Und du wolltest nicht mit mir diese Brüder glücklich preisen, Crösus?“

Der König faßte noch immer nicht, was der Weise sagte. Er konnte seinen innerlichen Unwillen nicht länger verbergen, sondern fragte verdrüßlich: „Kommt denn bei dir die Glückseligkeit eines Königs so wenig in Betracht, daß du ihr den geringen Stand eines athenienfischen oder argivischen Bürgers vorzieheſt?“

Solons Antwort zeigt, daß er mit Recht den Namen eines Weisen führte. „Das Leben des Menschen, sagte er, besteht aus siebenzig Jahren, welche sechs und zwanzig tausend zwei hundert und funfzig Tage ausmachen — eine sehr große Zahl, und dennoch sind in dem längsten Leben die Begebenheiten eines Tages den Begebenheiten des andern nicht vollkommen gleich. Die Schicksale der Menschen sind einem steten Wechsel unter-

worfen, und in einer langen Zeit muß der Mensch vieles sehen, was er nicht zu sehen wünscht, und vieles leiden, was er gern abwenden möchte. Du, o König, bist ein Herr vieler Güter und vieler Völker; aber ich werde dich nicht eher glückselig nennen, als bis ich weiß, daß du auch ein glückliches Ende gehabt habest. — Es gibt auch viele Menschen, die bei allem Ueberfluß nicht glückselig sind; und wieder andere, die bei mittelmäßigen Reichthümern des höchsten Glücks genießen. Denn wer nur keinen Mangel fühlt, kann in stiller Niedrigkeit gesünder seyn, weniger Böses leiden, mehr körperliche Kraft und mehr geistige Gaben besitzen, kann seine Kinder besser erziehen, und kommt dann noch ein gutes Ende hinzu, so ist er, was du suchst, ein glückseliger Mann. — Die Götter überhäufen viele mit Wohlthaten, aber ehe man sich's versieht, nehmen sie ihnen alles weg, und stürzen sie tiefer, als sie dieselben vorher erhöheten."

So sprach der weise Solon, aber der König achtete nicht darauf, denn die Stimme der Schmeichler, die seinen Thron umlagerten, und die ihn alle Tage glücklich priesen, hatte ihm die Empfänglichkeit für dergleichen Belehrungen geraubt. Der Grieche verließ den Hof und Crösus dachte weiter nicht mehr an das, was derselbe gesagt hatte.

Es währte indessen nicht lange, als Crösus auf eine sehr schmerzliche Art daran erinnert wurde, daß man Fürst seyn und sich doch sehr unglücklich fühlen könne. Siegreich im Kriege, unübertroffen an Reichthümern, groß an Macht, fühlte er, wie wenig dieß alles wahre Zufriedenheit gewähren könne. Die innigste

innigste Zärtlichkeit hegte er gegen seinen Sohn Atys, einen Jüngling, der zu den größten Hoffnungen berechtigte, und der oft an der Seite seines Vaters gekämpft und gesiegt hatte. Ungern ließ ihn dieser von sich, denn das zärtliche Vaterherz ahndete überall Gefahr für den Liebling. Ungern ertheilte er ihm einst die Erlaubniß zu einer Jagdlust, und die möglichen Gefahren, denen der Prinz ausgesetzt war, störten die Ruhe des väterlichen Schlafs. Es träumte ihm, sein Liebling sey von einem Wurfspieße getödtet worden — eine Ahndung, die bald zur schrecklichsten Gewißheit wurde. Der Prinz war durch einen Wurfspieß getödtet worden, der auf einen wilden Eber von ungeheurer Größe gerichtet war, welcher lange Zeit Schrecken umher verbreitet hatte. Adrast, ein phrygischer Prinz, ein Flüchtling, den Crösus von dem unwillkürlichen Verbrechen eines Brudermordes freigesprochen und lange Zeit durch besondere Beweise von Güte ausgezeichnet hatte, warf den unglücklichen Spieß; — und Crösus hatte die Sicherheit seines Lieblings gerade dem Schutze dieses Phrygiers anvertraut. — Ein trauernder Zug von Lydiern brachte den todten Körper des Atys nach Sardis; der unglückliche Mörder folgte hinten nach. Wie sie dem Könige sich näherten, trat Adrast hervor, und bat den König, ihm das Leben nehmen zu lassen; es war ihm unerträglich länger zu leben, nachdem er das Unglück gehabt hatte, zuerst seinen Bruder, und dann den Sohn seines Wohlthäters zu tödten. Aber Crösus sprach zu ihm: „Fremdling, du bist nicht strafbar, denn du hast ohne Vorsatz gefehlt. Ich weiß, daß mein Sohn zu einem unnatürlichen Tode bestimmt war.“ Aber Adrast

konnte sich selbst nicht verzeihen, ob ihm gleich der König verzieh; mit düsterer Schwermuth nahte er sich Atys Grabe, und nahm sich dann selbst das Leben.

Crösus blieb zwei Jahre lang untröstlich über den Tod seines Sohnes, und würde sich vielleicht Zeitlebens einer fruchtlosen Betrübniß überlassen haben, wenn nicht die zunehmende Größe von Persien, welche die Sicherheit seiner Staaten bedrohte, ihn aus dem Schlummer der Betrübniß erweckt hätte. Der kühne und tapfere Cyrus, ein Fürst von außerordentlichen Talenten, eroberte ein Land nach dem andern, und war schon bis Armenien vorgedrungen, einer dem lydischen Reiche nahe liegenden Provinz. Dieß beunruhigte den Crösus, und er beschloß nun, den Fortschritten des kühnen Eroberers Einhalt zu thun, um so mehr, da er ihm auch darum feind war, weil sich Cyrus widerrechtlich auf den Thron seines Großvaters gesetzt hatte, der noch dazu des Crösus Schwager war.

Sobald der Krieg beschlossen war, rüstete sich der lydische Monarch mit aller der Vorsicht und Anstrengung, die im Kampfe mit einem so kühnen und tapfern Gegner nöthig war. Abergläubisch, wie seine Zeitgenossen, befragte er alle Orakel, welche bei den Griechen ihrer Zuverlässigkeit wegen in vorzüglicher Achtung standen, über den Ausgang dieses Kriegs. Das delphische Orakel beschenkte er bei dieser Gelegenheit so freigebig, daß die Einwohner von Delphi ein Dekret abfaßten, kraft dessen der lydische König und sein Volk den Vortritt beim Befragen des Orakels, und ein jeder Lydier das Vorrecht erhielt, nach Gefallen ein delphischer Bürger zu werden. Wirklich zeugen die Gaben und Opfer,

die Crösus dem delphischen Apoll darbrachte, von seinem unermeßlichen Reichthume. Es wurden drei tausend auserlesene Thiere geopfert, und auf einem großen Scheiterhaufen eine Menge Betten, die mit Gold und Silber gestickt waren, goldene Schalen, Purpurdecken und Kleider verbrannt. Aus der geschmolzenen Masse wurden ein hundert und siebenzehn Halbziegel, wovon die größten sechs, die kleinsten drei Hände lang, sämmtlich aber eine Hand dick waren, gemacht; viere waren von Gold. Andere vorzügliche Stücke, die Crösus nach Delphi schickte, waren: ein Löwe aus dem feinsten Golde gearbeitet, zwei große Mischkessel (Krater), ein goldener und ein silberner, in welchen letztern sechs hundert Krüge gingen; vier silberne Fässer, eine goldene und silberne Gießkanne, silberne Schüsseln, eine drei Ellen hohe weibliche Bildsäule, und endlich den Halsschmuck und einen kostbaren Gürtel seiner Gemahlin. Jeder Delphier bekam überdieß ein Geschenk von zwei Goldstater, etwa anderthalb Louisd'or nach unserm Gelde.

Alle diese großen Geschenke konnten aber die Vorsteher des Orakels doch nicht bewegen, dem Crösus einen glücklichen Erfolg bei einer Expedition gegen Persien zu versprechen. Auf alle seine Fragen hierüber ertheilten sie so zweideutige Antworten, daß welche Partei auch Crösus ergreifen, und welchen Ausgang auch der Krieg nehmen mochte, doch der Credit des Orakels gesichert blieb. Es hatte ihm geantwortet: „Crösus wird ein großes Reich zerstören, wenn er über den Halys geht;“ einen Fluß, der Lydien von Armenien trennte, das nun dem Cyrus gehörte. Diese zwei-

deutige, nichtssagende Antwort deutete aber Crösus zu seinem Vortheile, verband sich mit mehrern andern Nationen zur Zerstörung der noch so jungen Macht des Cyrus, und eröffnete den Feldzug, noch ehe seine Bundesgenossen sich versammelt hatten. Er zog gegen den Fluß Halys, und nachdem er mit vieler Schwierigkeit über diesen tiefen und breiten Strom gegangen war, rückte er in die Provinz Cappadocien ein. Dieses unglückliche Land erfuhr sehr bald alle Drangsale eines Einfalls. Die schönsten und fruchtbarsten Gegenden wurden verwüstet, die Städte geplündert und ihre harmlosen Bewohner entweder getödtet oder gefangen fortgeschleppt.

Schon hatte Crösus beschlossen, bis zu den Gebirgen von Persien vorzudringen, als Cyrus, der nicht von der Art war, daß er sein Gebiet ungestraft verheeren ließ, mit einer großen Macht von den Ufern des kaspischen Meeres herbei eilte. Die beiden Heere begegneten einander bei der Stadt Pteria, und es kam hier zu einer blutigen Schlacht, die aber nichts entschied. Indessen übertraf der Muth und die Zahl der Perser bei weitem die Erwartungen des Crösus. Er beschloß daher in seine Residenz zurück zu ziehen, den Winter in den Vergnügungen seines Palastes zuzubringen, und im kommenden Frühlinge mit verstärkter Macht die Feinde anzugreifen. Allein Cyrus war anderes Sinnes, denn kaum war der lydische Monarch in seiner Residenz angekommen, so stand der Feind mit einem großen Belagerungsheere vor derselben. Crösus ließ es in dieser drohenden Gefahr an nichts fehlen, was er seinem Ruhme und dem Glanze seines Thrones schuldig war;

und seine Soldaten brannten vor Begierde, die kühne Unverschämtheit der Angreifer zu züchtigen. Sie gingen mit ihrer besten Reiterei auf die Perser los; allein diese hatten zum Unglück viele Kameele bei sich, vor deren Geruch sich die Pferde scheuen, und daher wurden die Lydier genöthigt, ihre Zuflucht zu der befestigten Stärke von Sardis zu nehmen, wo sie sich hinlänglich sicher hielten. Sie besetzten die Mauern, vernachlässigten aber einen Ort, den sie für unersteiglich hielten, und gerade diesen erklimmten die beherzten Perser in der Nacht. Die Besatzung wurde überrascht, die Festung bestürmt, und die reiche Hauptstadt des kleinen Asiens der rachsüchtigen Raubsucht eines aufgebrachten Siegers unterworfen. Die Soldaten mordeten auf eine schreckliche Weise, und schon war auch einer im Begriff, den Crösus, den er nicht kannte, zu durchbohren, als der älteste Sohn des Königs, der bis dahin stumm gewesen war, auf einmal schrie: „Schone des Königs!“ —

Der unglückliche lydische Fürst schien nur deswegen dem Tode entgangen zu seyn, um auf eine schrecklichere Art das Leben zu verlieren. Man schleppte ihn vor seinen Ueberwinder hin, er wurde in Fesseln geworfen, und der unbarmherzige Cyrus befahl, ihn mit seinen Begleitern den Flammen zu übergeben. In dem geräumigsten Theile der Stadt wurde ein ungeheurer Holzstoß errichtet, und die unglücklichen Opfer, an Händen und Füßen gebunden, auf den Gipfel desselben gestellt. Cyrus, umringt von seinen Feldherren, war Augenzeuge des gräßlichen Schauspiels. Schon ergriff das Feuer den Scheiterhaufen, als Crösus, wie aus

einer tiefen Ohnmacht erwachend, dreimal den Namen Solon ausrief. Cyrus wollte wissen wen er anrufe, aber Crösus gab den Dolmetschern keine Antwort. Endlich nach langem Fragen sagte er mit schwacher Stimme: „O wenn doch der, den ich meine, mit allen Herrschern reden könnte!“ Der Ueberwinder war neugierig mehr zu erfahren; er befahl daher den Scheiterhaufen zu löschen und den Crösus zu ihm zu führen. Man hatte Mühe, das Feuer, das schon stark um sich gegriffen hatte, zu bändigen; ein starker Regen aber kam dem Könige zu Hülfe, daß er den Flammen entging und seinem Besieger vorgestellt werden konnte. Diesem erzählte er nun das wichtige Gespräch mit Solon, dessen große Moral darin bestund, daß kein Mensch vor dem Tode glücklich gepriesen werden könne.

Die Worte eines Sterbenden sind sehr geschickt, tiefe Eindrücke auf das Herz des Menschen zu machen. Die Worte des Crösus rührten den Cyrus tief; er sah Solon's Worte so an, als ob sie an ihn gerichtet wären, bereute seine vorgehabte Grausamkeit, und begnadigte den Besiegten. Ja er gab sogar Befehl, daß derselbe an seiner Seite sitzen und von nun an als König behandelt werden sollte; ein Glückswechsel, der eben so plötzlich als unerwartet war. Crösus sandte darauf seine Fesseln in den Tempel des delphischen Apollo, mit den Worten: „Siehe da die Trophäen des uns versprochenen Sieges! Siehe die Denkmäler der unfehlbaren Wahrhaftigkeit des Gottes!“ Aber das Orakel antwortete: „Die Götter selbst können ihrem eigenen Schicksale nicht entgehen, noch viel weniger das

verschiedene Schicksal der Menschen abwenden, ob sie es gleich aufzuhalten vermögen. Ueberdieß habe der König sich sehr geirrt, denn recht verstanden, haben die Worte des Orakels nicht die Zerstörung des persischen, sondern des lydischen Reiches vorausgesagt."

Crösus vernahm mit Ergebung die ihm gebrachte Antwort, und lebte von der Zeit an bei seinem Ueberwinder, der ihn als Freund behandelte, und dem er in der Folge durch seine Klugheit manche nützliche Dienste leistete.

V.

Sizilianer.

Agathokles.

Tyrann von Sizilien.

Die Geschichte muß uns nicht blos sittlich gute und der Menschheit zur Ehre gereichende Handlungen erzählen, denn auf solche Weise würde unsere Menschenkenntniß sehr eingeschränkt werden; sondern sie muß auch boshafte Menschen, die eine schlechte Rolle auf der Bühne der Welt spielten, mit wahrhaften Zügen schildern. Die besten Menschen dürfen zu diesen Gemälden hinzu treten, denn die Tugend wird ihnen bei Beschauung dieser verworfenen Gegenstände noch erhabener, noch liebenswürdiger und das Laster häßlicher werden. Sie bestreben sich dann um so stärker, auf dem bisher betretenen richtigen Wege gerade fortzuwandern und ihr und ihrer Nebenmenschen Glück nach Vermögen zu fördern. — Aber auch dem Boshaften und dem Leichtsinnigen, dessen Leben von wenig guten Thaten geprägt ist, kann eine solche Erzählung überaus nützlich werden. Sie

werden einsehen, wie meistentheils schon hier auf der Welt das Böse nicht unbestraft und das Gute nicht unbelohnt bleibt. Sie werden zittern bei dem Ende jener verworfenen Buben, und wie jener, der einem Weisen zuhörte um ihn verspotten zu können, umkehrte, durch seine Reden gerührt; werden auch sie zur Selbsterkenntniß gelangen, die Stimmen der Vernunft und der Religion anhören, und bessere Menschen werden. —

Agathokles, ein berüchtigter Tyrann Siziliens, lebte in den Jahren drei hundert und dreißig bis zwei hundert und vier und achtzig vor Christi Geburt. Die Natur gab ihm keine Ansprüche auf ein glänzendes Glück, denn sein Vater war ein gemeiner Töpfer, der sich nicht einmal mit der Erziehung dieses Sohnes belästigen wollte. Denn als ihm das Orakel sagte: „dein Kind wird einst über Sizilien und Karthago viel Unglück bringen!“ so besann er sich nicht lange, setzte es weg, und glaubte so das gedrohte Ungewitter abzuwenden. Allein die Mutter, mitleidiger als er, erbarmte sich des verlassenen Geschöpfes, nahm es wieder auf, und brachte es ihrem Bruder zur Erziehung.

Als der Knabe sieben Jahre alt war, bekam ihn sein Vater einst unvermuthet zu sehen, freute sich der Schönheit des Knaben, nahm ihn zu sich, erzog ihn zu seinem Handwerk und verzieh der Mutter den gespielten Betrug. So verschafte dem jungen Agathokles seine schöne Gestalt zuerst einen Vater, der ihn erzog, und in der Folge einen Gönner, der ihm den Weg zu seinem Glücke bahnte. Denn als einst Damas, einer der vornehmsten und reichsten Männer zu Syrakus, ein

Freund von schönen Jünglingen, vor seiner Werkstätte vorüberging, so ward er von der Schönheit des aufblühenden Jünglings so entzückt, daß er ihn sogleich zu sich in sein Haus nahm. Die Natur hatte dem Agathokles aber nicht nur Schönheit, sondern auch Stärke des Körpers verliehen, die er durch fleißige Uebungen bis zur Bewunderung entwickelte. Er widmete sich dem Kriegsdienste, und zeichnete sich schon als gemeiner Krieger dadurch aus, daß er Waffen führte, schwerer als sie ein anderer tragen konnte. Bald erhob er sich aus der niedrigen Sphäre. Damas machte ihn zum Befehlshaber über tausend Mann, und seine Unerschrockenheit in Gefahren, so wie die Dreistigkeit in seinen Reden an das Volk zogen aller Augen auf ihn. Nach Damas Tode heirathete er dessen Witwe, die Erbin seines ganzen Vermögens, und war auf einmal der reichste Bürger von Syrakus. Als darauf die Syrakuser den Bruttiern ein Heer zu Hülfe schickten, bewies er große Tapferkeit, blieb aber aus Verdruß, daß ihm der Feldherr die verdiente Belohnung entzog, in Italien zurück. Ueberall, wohin er kam, ließ er seine Begierde merken, sich der Oberherrschaft zu bemächtigen, wurde aber aus allen Städten verjagt. Nun zog er eine Menge von Landesverwiesenen an sich, und machte sich dem ganzen Lande furchtbar.

Ein so unruhiger, emporstrebender Kopf fand sich nirgend mehr in seinem Elemente, als da, wo Unordnung und Meutereyen herrschten. Als daher in Syrakus öffentliche Unruhen ausgebrochen waren, kehrte er dahin zurück, und that sich bald als Soldat, bald als Befehlshaber durch Muth und Klugheit hervor. Aber

seine Verschlagenheit brachte ihn aufs neue in Verdacht, daß er nach der Oberherrschaft strebe, und der Verdacht in Lebensgefahr. Er nahm daher die Flucht und sammelte sich im Innern des Landes ein so furchtbares Heer, daß die Syrakusaner sich mit ihm verglichen und seine Rückkehr bewilligten. Der Heuchler täuschte das Volk durch seine scheinbare Anspruchlosigkeit, und es glaubte in ihm den Mann zu sehen, der Ruhe und Eintracht wieder herstellen könnte. Er wurde zum Feldherrn ernannt, und hatte nun als solcher die ganze Macht des Staats in Händen.

In Syrakus herrschten damals sechshundert vornehme Männer, die, zum Verdrusse der gemeinen Bürger, die Verfassung dieses Staats ganz aristokratisch einrichteten. Agathokles mußte also, wenn er den großen Haufen für seine Absichten gewinnen wollte, die herrschende Partei der Vornehmen zu unterdrücken suchen. Er verfuhr dabei mit außerordentlicher Grausamkeit. Als er im Begriff war, an der Spitze eines Heeres, welches gegen eine aufrührerische Stadt marschiren sollte, aufzubrechen, stellte er den um ihn versammelten Soldaten in einer Rede vor, daß sie jetzt die beste Gelegenheit hätten, die innern Feinde des Vaterlandes zu unterdrücken. Die Soldaten rückten hierauf wieder in die Stadt ein, überfielen die vornehmen und reichen Bürger in ihren Häusern, machten, ohne auf Alter und Geschlecht Rücksicht zu nehmen, alles nieder, und tödteten in einer Zeit von wenigen Stunden über viertausend Menschen. Für den grausam ehrgeizigen Agathokles war aber noch nicht genug gemordet. Man setzte das Spiel des schreck-

lichsten Muthwillens noch zwei ganze Tage fort, mordete und plünderte ohne alle Schonung, und erfüllte Alles mit Entsetzen und Wehklagen. Das Winseln der Unglücklichen erfüllte die Lüfte und die Straßen waren mit Leichen bedeckt.

Am dritten Tage ließ der Wüthrich den raub- und mordsüchtigen Haufen durch Trompeten zusammen rufen, rühmte sich vor ihm, daß er durch diese heftige Kur das gemeine Beste von einer gefährlichen Krankheit und das Vaterland von den abscheulichsten Bedrückern befreit habe. „Nun will ich die Volksregierung, sprach er, wieder einführen, und im stillen Privatstande ohne Sorgen und Mühe leben.“ Bei diesen Worten warf er seine Waffen hin, und mischte sich wie ein gemeiner Bürger unter das Volk. Er wußte aber, daß ihm deßhalb die Oberherrschaft nicht entgehen konnte, weil keiner mehr am Leben war, der zum Regieren Fähigkeit und Macht besaß; überdieß sah er voraus, daß ihm diejenigen, die auf sein Geheiß ihre Mitbürger beraubt und erschlagen hatten, den Oberbefehl antragen müßten, wenn sie nicht bestraft zu werden befürchten wollten. Kaum hatte er auch seine Rede geendigt, so schrie alles, er sollte sie nicht verlassen, sondern die höchste Gewalt übernehmen. Nach einiger Weigerung, wobei der Pöbel immer heftiger in ihn drang, bewilligte er endlich wieder Feldherr zu seyn, doch so, daß ihm allein die höchste Würde übertragen werde, damit er nicht für seiner Kollegen Fehler haften dürfe. Man ernannte ihn also zum Feldherrn mit unumschränkter Gewalt, und so war Agathokles, der Sohn eines geringen Mannes, und erst zum Handwerke eines Töp-

fers bestimmt, unter Begünstigungen des Glücks, durch List, Betrug und Grausamkeit, Oberherr von Syrakus.

Von einer Regierung, die auf so blutigen Wegen und durch die schrecklichsten Mittel erlangt wird, konnte man sich wenig Gutes versprechen; aber dießmal täuschte der Schein. Der neue Regent erwarb sich bald durch Mäßigung, Wohlthätigkeit und Leutseligkeit fast allgemeine Hochachtung. Er trug kein Diadem, hatte keine Leibwache und war bemüht, dem zerrütteten Staate durch heilsame Gesetze aufzuhelfen. Gleich anfangs gab er die Verordnung, daß alle vorherigen Schulden aufgehoben, und die Aecker zu gleichen Theilen vertheilt werden sollten. Die wenigen Reichen, die dem Blutbade entronnen waren, durften nicht den geringsten Widerstand wagen, und das gemeine Volk liebte seinen Regenten, als es sich zur Gleichheit mit den Reichen erhoben sah. Er ließ jeden vor sich kommen, hörte die Klagen sehr geduldig an, und stellte sie aufs liebreichste ab. Viele seiner Anordnungen und Gesetze waren für das gemeine Beste so wohlthätig, daß die Syrakusaner sich keinen bessern Regenten wünschen konnten. Seine Absicht war, sich ganz Sizilien zu unterwerfen, und deshalb die übrigen Städte dieser Insel einzunehmen. Er fand seine Unterthanen dazu gar nicht abgeneigt, und das Glück begünstigte seine Unternehmungen so, daß er hoffen konnte, bald das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Allein die Vergrößerung seiner Macht zog ihm einen Feind zu, der gegen seine Fortschritte nicht gleichgültig seyn konnte. Dieß waren die Karthaginenser, die sich schon lange in Sizilien angesiedelt hatten, und

denen ihre Niederlassungen daselbst, der Handlung wegen, von der äußersten Wichtigkeit waren. Sie sandten daher ihren General Hamilkar mit fünf und vierzig tausend Mann nach Sicilien, um die Eroberungsplane ihrer Feinde zu zerstören.

Agathokles, der dieser Macht nicht gewachsen war, suchte sich zuerst der Stadt Gela zu bemächtigen. Er wußte nach und nach so viele von seinen Soldaten in die Stadt zu bringen, daß sie an Zahl den Bürgern überlegen waren. Dann ließ er mehr als viertausend Bürger unter dem Vorwande hinrichten, sie hätten von ihm abfallen wollen, bemächtigte sich ihres Vermögens, nöthigte die übrigen ihm alles gemünzte und ungemünzte Gold und Silber auszuliefern, und brachte dadurch große Summen zusammen. Dann zog er gegen Hamilkar zu Felde, ward aber von ihm mit einem Verluste von mehr als sieben tausend Mann geschlagen, und mußte sich nach Syrakus zurück ziehen, wo er nun von den Feinden belagert wurde.

In der Verlegenheit, in der sich jetzt Agathokles befand, faßte er einen Entschluß, der die Kühnheit seines Charakters verräth. Während die Karthaginenser Syrakus belagerten, wollte er mit dem besten Theile seiner Macht nach Afrika übergehen, und die Feinde in ihrem eigenen Lande angreifen. Ohne sich von diesem Anschlage das mindeste merken zu lassen, versah er Syrakus mit hinlänglicher Besatzung und ließ das übrige Heer sich in Bereitschaft halten, wobei er die Familien vorsichtig von einander trennte, und von jeder nur Einige mitnahm, die ihm für die Treue der Zurückgebliebenen gleichsam Bürgschaft leisten mußten. Um an-

dere Uebelgesinnte los zu werden ließ er, mitleidig wie es schien, bekannt machen: wer die bevorstehende Belagerung auszuhalten fürchtete, könnte sich mit seinen Gütern wegbegeben. Sechszehn hundert Bürger bedienten sich dieser Erlaubniß, aber zu ihrem Verderben. Der Wütherich schickte ihnen einzelne Parteien nach, ließ sie niederhauen, und bemächtigte sich ihrer Schätze. So bekam er das zur Ausführung seines Entwurfs nöthige Geld.

Schon waren sechszig Schiffe bemannt, und niemand wußte noch, wohin der Zug gehen sollte. Jedermann gab Flotte und Mannschaft verloren, da eine stärkere karthaginensische Flotte vor dem Hafen lag, und das Auslaufen hinderte. Doch der schlaue Agathokles, der jeden für die Ausführung seiner Unternehmungen günstigen Umstand zu nutzen wußte, schlich sich, als die Karthaginenser einer Transportflotte, die ihnen Lebensbedürfnisse zuführte, entgegen gingen, glücklich aus dem Hafen heraus, und entfernte sich mit solcher Geschwindigkeit, daß sie ihn nicht eher einholen konnten, als bis er an der Küste von Afrika angelangt war. Zwar griffen sie ihn hier an, konnten aber seine Landung nicht hindern.

Jetzt erst eröffnete Agathokles seinem Heere den Zweck dieser Expedition, nämlich den karthaginensischen Staat in seinem eigenen Lande zu bekriegen. Die Ausführung dieses Unternehmens, setzte er hinzu, werde von manchen Umständen begünstigt. Die Karthaginenser wären weichliche, üppige Leute; ihre Städte befänden sich in schlechtem Vertheidigungsstande, und die Afrikaner, die gegen ihre Herrschaft einen unüberwindlichen Abscheu heg-

ten, würden den Feinden derselben mit Vergnügen beistehen. Als er durch diese Vorstellungen den Muth seiner Truppen belebt hatte, so eröffnete er ihnen einen Plan, der allgemeines Erstaunen erregte. Er hätte, sprach er, auf der Fahrt nach Afrika der Ceres und Proserpina, den Schutzgöttinnen Siciliens, das Gelübde gethan, ihnen zu Ehren seine Schiffe in brennende Fackeln zu verwandeln, wenn sie ihn glücklich landen ließen. Jetzt wär' er im Begriff, dieses Gelübde zu erfüllen. Mit diesen Worten nahm er eine Fackel und zündete eines seiner Schiffe an. Seine Offiziere, die von seiner Absicht schon vorher unterrichtet waren, folgten seinem Beispiele, die Soldaten ahmten es nach, und so brannte unter dem Schall der Trompeten und einem erhobenen Feldgeschrei die ganze Flotte auf. So unüberlegt und so abenteuerlich das, was Agathokles hier that, auf den ersten Anblick scheint, so hatte er doch seine guten Gründe dazu. Er hatte den Soldaten die Möglichkeit zu fliehen benommen, damit sie ihre Hoffnung allein auf den Sieg setzen müßten. An der Küste von Afrika gab es keinen Hafen, der seiner Flotte zum sichern Zufluchtsort hätte dienen können; auch durfte er sein kleines Heer nicht theilen, und noch weniger war es rathsam, die Flotte den Karthaginensern preis zu geben.

So rasch aber die Soldaten im ersten Taumel ihre Flotte in Brand gesteckt hatten, so schnell folgte die Reue, als dieser Taumel vorüber war. Sie sahen mit Entsetzen auf ihre Gefahr, und bereuten es schmerzlich, sich selbst den Untergang bereitet zu haben. Um

ihre bange Furcht zu vertreiben, führte sie Agathokles unverzüglich gegen Megalopolis. Der blühende Landstrich, durch welchen der Zug ging, machte den Soldaten neuen Muth. Die Stadt ward im ersten Sturm erobert, so wie bald hernach Tunes, das funfzig deutsche Meilen von Karthago lag. Beide Städte wurden geschleift: denn Agathokles wollte dem Heere, so lange es noch keine Schlacht gewonnen hätte, keinen Zufluchtsort verstatten.

Karthago zitterte bei der ersten Nachricht von diesem Einfalle. Alle Einwohner der Stadt glaubten, ihre Land- und Seemacht in Sizilien sey zerstört. Schon wollte man um Frieden bitten, als die Nachricht einlief, der gefürchtete feindliche Einfall sey nichts als ein tollkühnes Wagestück, das in einer verzweifelten Lage unternommen worden wäre. Schnell sammelte sich jetzt ein Heer von vierzig tausend Mann zu Fuß, tausend Reitern und hundert Streitwagen, und zog den Feinden muthig entgegen. Agathokles konnte den Karthaginensern nur vierzehn tausend Mann entgegen führen, welche nicht einmal hinlänglich mit Waffen versehen waren. Seine Soldaten stutzten bei dem Anblick der großen Menge; der schlaue Agathokles aber wußte ihren Muth wieder anzufeuern. Er ließ einige Eulen unter die Soldaten fliegen. Man hielt diese der Minerva geweihten Vögel für ein günstiges Zeichen. Mit begeistertem Muthe griffen sie also den Feind an, und schlugen ihn nach einem harten Gefechte.

Die Karthaginenser sahen in diesem Unglücke nur den Zorn ihrer Götter, besonders des Saturns, dem

sonst Kinder aus den angesehensten Familien geopfert worden waren, statt deren man aber zeither fremde, die dazu insgeheim erkauft und erzogen wurden, untergeschoben hatte. Diesen Frevel auszusöhnen, wurden jetzt zweihundert Kinder aus den vornehmsten Häusern geopfert, und noch dreihundert Menschen, welche sich anderer Vergehungen schuldig wußten, boten sich freiwillig zum Opfer dar. Von Hamilkar in Sizilien wurde schleunige Hülfe verlangt, und man sandte ihm die Schiffsschnäbel der verbrannten Flotte, um damit den Syrakusanern zu beweisen, daß Agathokles mit seiner ganzen Macht vertilgt sey, und sie dadurch zur Uebergabe zu bereden. Allein die Syrakusaner waren fest entschlossen, das Aeußerste zu wagen, und aus Vorsicht trieben sie gegen acht tausend misvergnügte Bürger und andere verdächtige Personen aus der Stadt. Bald darauf erfuhren sie den wahren Zustand ihrer Angelegenheiten in Afrika, und nun wuchs ihnen der Muth noch mehr. Hamilkar hatte einen vergeblichen Sturm gewagt, und sah sich gezwungen, die Belagerung aufzuheben. Nach Karthago schickte er nur fünf tausend Mann, denn noch immer schmeichelte er sich mit der Hoffnung, Siziliens Hauptstadt doch endlich in seine Gewalt zu bekommen.

Agathokles machte inzwischen in Afrika rasche Fortschritte, und überall verbreitete er Furcht und Entsetzen. Viele Städte traten auf seine Seite, und sein Heer wurde ansehnlich durch Afrikaner verstärkt, welche sich bei dieser Gelegenheit dem drückenden Joche der Karthaginenser zu entziehen hofften. So bekam er in Kurzem durch Waffen und Uebergabe mehr als zwei

hundert Orte in seine Gewalt, der größte Theil des karthaginensischen Gebiets erkannte jetzt seine Befehle, und er drang sogar in Lybien ein. Die Nachrichten, welche er aus Sizilien bekam, erhöhten den Muth seiner Soldaten noch mehr. Die Syrakusaner hatten einen glücklichen Ausfall gemacht, in welchem Hamilkars Heer, ob es gleich hundert und zwanzig tausend Mann stark war, geschlagen, und der General selbst gefangen genommen wurde. Sie führten ihn gefesselt durch alle Straßen der Stadt, kühlten ihren Zorn durch die heftigsten Martern, die sie ihm anthaten, und hieben ihm endlich den Kopf ab. Diesen schickten sie darauf an Agathokles, der damit an das Lager der Karthaginenser ritt, welche durch diesen grausen Anblick in die äußerste Bestürzung geriethen. Ihre Lage verschlimmerte sich immer mehr. Agathokles schlug sie noch in zwei Treffen, und machte dann Anstalten, Karthago selbst zu belagern. Vorher lud er alle afrikanische Könige zu einer Verbindung gegen den ihnen so verhaßten Staat ein. Unter andern versprach er dem Ophellas, einem ehemaligen General Alexanders des Großen, der über Cyrene herrschte und eine ansehnliche Armee besaß, die Oberherrschaft über ganz Afrika, wenn er ihm gegen Karthago beistehen würde. Ophellas konnte der reizenden Einladung nicht widerstehen; er brach mit zehn tausend Mann zu Fuß, sechshundert Reitern und hundert Streitwagen auf, denen noch ein Schwarm von zehn tausend Mann, zum Theil mit Weibern und Kindern nachfolgte, so daß das Ganze einer auswandernden Kolonie ähnlich sah. Diese Menschenmenge mußte sich zwei Mo-

nate lang durch sandige und unfruchtbare Gegenden durcharbeiten, in denen eine nicht kleine Zahl von Hunger, großen Schlangen und anderm Ungemach aufgerieben wurde.

Agathokles empfing seinen Bundesgenossen aufs freundlichste, und wiederholte seine lockenden Versprechungen. Bald aber, da Ophellas Mannschaft größtentheils auf Fütterung ausgegangen war, ließ er sein eigenes Heer zusammen kommen, klagte seinen Bundsgenossen wegen verrätherischer Nachstellungen an, und rückte in Schlachtordnung gegen die Cyrener. Ophellas vertheidigte sich mit seinen wenigen Leuten vergebens; er wurde getödtet, und sein ganzes Heer verband sich darauf durch täuschende Versprechungen gelockt, mit den Syrakusanern.

Jetzt nahm Agathokles, dessen Stolz mit seinem Glücke wuchs, den Titel eines Königs von Afrika an, und schmeichelte sich mit der baldigen Zerstörung des karthaginensischen Staats, als das Glück anfing, ihm den Rücken zu drehen, und seine hochfahrenden Anschläge zu vereiteln. Die ersten unangenehmen Nachrichten bekam er aus Sizilien. Hier hatten sich inzwischen die Agrigentiner mit den Bewohnern vieler anderer Städte zur Vertheidigung ihrer Freiheit vereinigt. Ihre Waffen waren bereits so glücklich gewesen, daß Agathokles es für nöthig erachtete, ihnen persönlich Einhalt zu thun, und die Rebellen zu züchtigen. Er eilte mit nur zwei tausend Mann nach Sizilien zurück, wo die Verbundenen schon von einem Heere aus Syrakus waren geschlagen worden, und eroberte einige abgefallene Städte. Allein die Vertheidiger der Freiheit

hatten sich bald wieder so gemehrt, daß er jetzt ein Heer von fast zwanzig tausend Mann zu Fuß und funfzehn hundert Reitern gegen sich hatte, welches ihn zum Rückzug nöthigte. Oefters wurde er angegriffen und mußte sich mit Nachtheil zurück ziehen. Auch in Afrika verschlimmerten sich seine Angelegenheiten. Sein Sohn Archagatus, den er dort zurückgelassen hatte, war anfangs in seinen Unternehmungen gegen die Feinde nicht unglücklich, als die Karthaginenser auf einmal drei Heere ausrücken ließen. Archagatus mußte ihnen eben so viele Abtheilungen des seinigen entgegen stellen, und als zwei davon völlig geschlagen wurden, fielen seine meisten Bundesgenossen ab, er ward ziemlich enge eingeschlossen, und schien sich nicht mehr halten zu können. Diese schlimme Botschaft bewog den Vater, alle seine Kräfte aufzubieten, um seinen Angelegenheiten wieder eine bessere Wendung zu geben. Schleunig rüstete er siebenzehn Schiffe aus; zugleich kamen ihm achtzehn Schiffe aus Etrurien zu Hülfe, und es gelang ihm, die karthaginensische Flotte, welche den Hafen von Syrakus besetzt hielt, bei seinem Auslaufen zu schlagen — ein unerwarteter Sieg, denn Agathokles hatte sich nie Hoffnung gemacht, die Karthaginenser zur See zu überwinden. Aber bei seiner Ankunft in Afrika fand er im Lager gänzliche Muthlosigkeit und großen Mangel an Lebensmitteln. Er mußte also, ungeachtet seines schwachen und zusammengesetzten Heeres, mit den stärkern Karthaginensern ein Treffen wagen. Er verlor es mit einem Verlust von drei tausend Mann. Ein unglücklicher Irrthum war Ursache, daß er in der darauf folgenden Nacht die Afrikaner an-

greifen ließ, die zu ihm zurück kehren wollten, und es wurden in der Dunkelheit vier tausend von ihnen getödtet. Nun fielen vollends alle Afrikaner von ihm ab, daß er sich nur durch die Flucht nach Sizilien retten konnte. Weil er aber nicht Schiffe genug hatte, um sein ganzes Heer mit wegzuführen, so suchte er nur mit wenig Leuten heimlich zu entkommen. Von seinen Söhnen wollte er blos den jüngsten mitnehmen, weil er den Archagatus im Verdacht hatte, er möchte wohl bei Gelegenheit eine Verschwörung gegen ihn anstiften. Dieser aber kam hinter das Geheimniß, entdeckte es einigen Befehlshabern, und diese dem ganzen Heere. Alles gerieth in Wuth über die Treulosigkeit eines Anführers, dem man so vieles aufgeopfert hatte, und der nun seine Leute so unbarmherzig den Feinden preis geben wollte. Sie fielen über ihn her, schlugen ihn in Fesseln, und vielleicht wär' er dem Tode nicht entgangen, wenn nicht einige seiner Anhänger in der Dunkelheit heimlich seine Bande gelöst, und ihm zu einer schleunigen Flucht Gelegenheit verschaft hätten.

Agathokles rettete sich mit einigen seiner Getreuen in ein kleines Fahrzeug und überließ sich in einer stürmischen Jahrszeit den Wellen. Wie die Soldaten seine Entweichung gewahr wurden, hieben sie seine beiden Söhne auf der Stelle nieder, wählten sich sodann aus ihrem Mittel Anführer, und schlossen mit Karthago einen Vergleich, daß sie gegen dreihundert Talente aus den besetzten Städten herausziehen, und entweder bei den Karthaginensern Dienste nehmen, oder nach Sizilien sich begeben sollten, wo ihnen die Stadt

Selinus zum Aufenthalte angewiesen wurde. So endigte sich dieses kühne Unternehmen, drei hundert und sieben Jahre vor Christi Geburt.

Der Aerger und Verdruß über dieses Mißgeschick machte den Agathokles grausamer und wüthender als jemals. Er forderte von der Stadt Egesta eine große Geldsumme, und da sie ihm nicht gleich bezahlt ward, beschuldigte er die Bürger einer Verschwörung gegen sein Leben. Auf diese grundlose Beschuldigung hin übte er die grausamste Rache an den Unglücklichen aus. Sie wurden nicht nur erschlagen, sondern mußten unter schrecklichen Martern sterben, und der Barbar selbst erfand eine neue qualvolle Todesart. Die nicht gemordet wurden, nahmen sich in der Verzweiflung selbst das Leben. Weiber und Kinder ließ er in Italien an die Bruttier verkaufen, und nicht einmal den Namen ließ er der Stadt. Er nannte sie Dikäopolis (Stadt der Gerechtigkeit) und räumte sie in der Folge den Ueberläufern zum Aufenthalte ein. Aufs neue entbrannte seine Wuth, als er den Tod seiner Söhne erfuhr. Auf seinen Befehl wurden in Syrakus alle Verwandten derer, die mit ihm nach Afrika gezogen waren, niedergehauen; Väter, Brüder, Kinder und Weiber, sogar Groß- und Urgroßväter wurden Scharenweise an das Meer geschleppt und niedergemetzelt, daß das Meer weit hinein vom Blute gefärbt war.

So sehr dieses unmenschliche Verfahren den Haß gegen den Agathokles vermehrte, so gelang es ihm dennoch, ganz Sizilien, bis auf die karthaginensischen Besitzungen, wieder zu erobern. Als er hier nichts mehr zu thun hatte, setzte er nach Italien über, un-

terwarf sich, blos durch den Schrecken seines Namens, die Bruttier, legte sodann den Bewohnern der liparischen Inseln eine Kriegssteuer von hundert Talenten Goldes auf, welches ihr ganzes Vermögen hinnahm, und plünderte sodann den heiligen und reichen Tempelschatz und andere Tempel. Allein, als er mit eilf reich beladenen Schiffen nach Sizilien zurück kehrte, litt er Schiffbruch und entging mit Mühe dem Tode.

Da der Wütherich immer fortfuhr, seine Regierung mit Menschenblut zu bedecken, und dadurch immer verhaßter wurde, so machten seine eigenen Söhne und Enkel Anstalten, ihn aus dem Wege zu räumen. Sie wandten sich an einen gewissen Mänon, einen schönen Jüngling, der Agathokles ganze Liebe genoß. Diesen kränkte nicht nur das Schicksal seines Vaterlandes, sondern auch sein eigenes trauriges Loos, die Liebkosungen des grauen Tyrannen sich gefallen lassen zu müssen. Aufgemuntert durch die Verschwornen, strich er Gift an einen Federkiel, mit dem sich Agathokles nach der Mahlzeit die Zähne zu reinigen pflegte. Das verursachte eine Fäulniß des Zahnfleisches mit unsäglichen Schmerzen. Wie es damit aufs äußerste gekommen war, daß er keinen Laut mehr vorbringen konnte, ward er auf einen Scheiterhaufen getragen und noch lebendig verbrannt. Das war (im Jahr zweihundert und neun und achtzig vor Christi Geburt) das Ende eines Mannes, der unstreitig große Talente und viel Geistesstärke besaß, aber mit Recht unter die moralischen Ungeheuer gerechnet wird. Er war zwei und siebenzig Jahre alt, und hatte acht und zwanzig Jahre lang nur Unglück und Verderben über die Men-

schen gebracht. So unmenschlich grausam er aber verfuhr, so war ihm doch Demuth eigen. Gewöhnlich ließ er ein irdenes Tischgeschirr auf seine Tafel bringen. Als ihn einst ein großer Herr nach der Ursache fragte, antwortete er: „Es erinnert mich immer an meine niedrige Herkunft; dadurch such' ich den Stolz zu unterdrücken, zu welchem mich der Glanz der königlichen Würde leicht verführen könnte." —

Zweite Abtheilung.

Neuere Geschichte.

6 2 3

3 2

I.

Regenten.

1) Deutsche.

Karl der Große,

König der Franken und erster deutscher Kaiser.

Ein Fürst, eben so ausgezeichnet durch seine körperlichen Eigenschaften, als durch seinen erhabenen, vielumfassenden Geist. Wenige Menschen verdienten mit mehrerm Recht den Namen der Großen, als er, wenn man ihn vollends mit seinen Zeitgenossen vergleicht. Held, Eroberer, Gesetzgeber, Oekonom, Freund und Beschützer der Künste und Wissenschaften, Wohlthäter seiner Völker, und ein zärtlicher Vater seines Hauses war er. Von der Natur mit den herrlichsten Anlagen ausgerüstet, bildete und erhöhte er sie durch eigenen Fleiß. Seine unaufhaltbare Wirksamkeit arbeitete sich durch alle Gefahren und Hindernisse glücklich durch, und mit seltener Geisteskraft regierte er das größte Reich, welches das Abendland seit der Römer Zeit gekannt hatte. Sein Scepter beherrschte die Nationen vom Ebro bis in die Nähe der Weichsel und Theis, und von der Nordsee bis in das südliche Italien. Diese an Sprache, Gesetzen, Religion und Sitten so sehr verschiedenen Völkerschaften, von denen

viele das Joch unwillig trugen, wurden doch von ihm mit so vieler Staatsklugheit und nach so weisen Maßregeln regiert, daß man mit Recht den Geist bewundert, der so vieles und alles mit so viel Verstand und Klugheit ausführte.

Lange schon hatten Karls Vorältern, besonders sein tapferer Großvater, Karl Martel, Frankreich unter dem Titel der Major Domus regiert, und den Königen war nichts als der Titel übrig geblieben. Ein Major Domus war am fränkischen Hofe eigentlich ein vornehmer Hofbediente, welcher die Aufsicht über den Hofstaat und die königlichen Einkünfte führte. Nach und nach dehnte sich die Macht dieser Herren immer weiter aus, und zuletzt waren sie die eigentlichen Könige, und wurden auch nicht mehr von den Regenten, sondern von der Nation angestellt. Die fränkischen Könige selbst waren meist schwache Wüstlinge, hatten mehrere Weiber zugleich, und hielten Meineid und Untreue für eine Kleinigkeit. Ein Schriftsteller, der noch dazu ein Geistlicher war, Gregor von Tours, lobt den König Guntram, als einen recht ehrlichen Mann, — außer daß er seine heiligsten Schwüre gebrochen habe. Um die Regierung bekümmerten sich diese Schwächlinge äußerst wenig: diese war fast ganz in den Händen der Major Domus. Karls Vater, Pipin der Kurze, bekleidete diese Würde unter dem Könige Childerich dem Dritten seit dem Jahre sieben hundert und drei und vierzig. Als ein Mann von unersättlichem Ehrgeize konnte er mit seinem Titel nicht zufrieden seyn, so lange noch jemand da war, der einen höhern führte. Es ärgerte ihn, daß ein so elender

Wicht, wie Childerich, den Königstitel führen sollte. Er wendete sich also, nachdem er sich der Zuneigung aller Franken versichert hatte, an den Papst Zacharias, und fragte: wer denn des königlichen Titels würdiger sey, ein Schwachkopf ohne Verstand und ohne Ansehen, oder ein Mann, der in allen Stücken das Amt eines Königs schon verwalte? Die Antwort fiel aus, wie Pipin erwartete, und die Nation entsetzte im Jahr sieben hundert und funfzig zu Soissons den König Childerich, auf Befehl des Papstes, seiner Würde und steckte ihn in ein Kloster. Bonifacius, Erzbischof von Mainz, der Apostel der Deutschen, salbte Pipin zum Könige der Franken. Stephan, der Papst, salbte den neuen König und dessen Söhne nochmals, und sprach den Bann gegen alle Franken aus, die aus einer andern Familie Könige wählen würden. Von diesem Pipin also und der Berthe oder Berthrude wurde Karl im Jahr sieben hundert und zwei und vierzig, am zweiten April, vermuthlich zu Achen, geboren.

Prinzen haben zu allen Zeiten nicht die beste Erziehung genossen, denn es gibt an den Höfen gar Viele, denen daran gelegen ist, daß der Thronerbe alles eher lerne, als die schwere Kunst zu regieren; diejenigen, denen daran gelegen seyn sollte, daß der Prinz etwas Rechtes lerne, wissen es gewöhnlich mit aller Verschlagenheit so einzurichten, daß ihm Fleiß und Anstrengung ein Ekel wird. Man schmeichelt den Neigungen des Zöglings, ist ihm gewöhnlich in allen Dingen zu Willen, macht ihn frühe mit allen Arten sinnlicher Vergnügungen bekannt, huldigt seinen Launen, spricht von der Größe und Herrlichkeit, die seiner wartet, bewun-

dert seinen Verstand und seine Einsichten, und erzeugt in ihm den leidigen Dünkel, daß er schon sey, was er durch beharrlichen Fleiß und eifriges Studium werden könnte.

Auf Karls Erziehung wurde keine besondere Sorgfalt gewendet; aber ein guter Genius wachte über ihm, daß er wenigstens nicht verdorben, daß der Sinn für Belehrung und Unterricht nicht in ihm abgestumpft wurde. Sein Körper war groß und robust, und in seiner Seele schlummerten die herrlichsten Anlagen; aber es währte lange, bis sie geweckt wurden. Im Reiten und Jagen wurde er von frühen Jahren geübt, und dieß hatte den Vortheil, daß sein Körper zur Ertragung aller Strapazen abgehärtet wurde. Aber für den eigentlichen Unterricht wurde so wenig gesorgt, daß Karl erst als Mann aus eigenem Antrieb schreiben lernte. Indessen mußten doch die Zeiten, in denen er lebte, und die Verhältnisse, in die er frühe kam, manchen großen Gedanken in seiner Seele erwecken. Er war zehn Jahre alt, da sein Vater zum König der Franken gesalbt wurde. Zwölfjährig ward er selbst vom Papst Stephan zum künftigen Nachfolger seines Vaters und zum römischen Patricier gewählt. Er sahe griechische, römische und arabische Gesandtschaften an seines Vaters Hofe. Vielleicht daß unter diesen irgend ein treflicher Mann ihm mit tief eindringenden Worten Bericht von jenen Römern gab, die einst das waren, was er aus seinem Volke zu machen bis dahin dunkel geträumt hatte. Denn immer war sein Streben nach dem Höchsten und Besten gerichtet, und sein größter Schmerz bis ans Ende war der Schmerz edler Seelen, seine Ideale von

allgemeiner Wohlfahrt und Ordnung nicht erreichen zu können.

Als er sieben und zwanzig Jahre alt war starb sein Vater, und nun theilte er sich mit seinem Bruder Karlmann in die Regierung der Franken und anderer mit denselben verbundener Völker. Aber über dem Theilungsgeschäfte entzweiten sich die Brüder, und kaum konnte die Mutter verhüten, daß die gegenseitige Eifersucht beider Prinzen nicht in einen blutigen Streit ausartete. Wahrscheinlich wär' es noch dahin gekommen, wenn nicht der Tod die Lage der Sachen verändert hätte. Karlmann starb schon im dritten Jahre seiner Regierung, ohne etwas gethan zu haben, das des Sohns Pipins des Kurzen würdig gewesen wäre. Da seine hinterlassenen zwei Söhne noch sehr jung waren, so riß Karl die gesammten Länder des Verstorbenen an sich, und wurde von den Großen als alleiniger Beherrscher der Monarchie anerkannt. Und nun war er auf einmal der mächtigste Fürst in ganz Europa. Sein Land enthielt das heutige Frankreich und einen großen Theil des heutigen Deutschlands. Einige deutsche Gränzvölker waren zwar noch ihren eigenen Einrichtungen überlassen; aber sie mußten doch gewissermaßen die fränkische Hoheit anerkennen und Tribut entrichten. Rings um die Gränzen seines weiten Reichs her sah Karl nirgend ein Volk, das ihm mit Nachdruck hätte widerstehen können. Weichlichkeit und Trennung hatten seine Nachbarn in Süden entkräftet, und denen in Osten und Norden waren die Franken durch Zucht, Uebung, Rüstung und Kunst überlegen; und Karl hatte Muth und Verstand genug, diese Ueberlegenheit geltend zu machen.

Seine ganze Regierung ist eine ununterbrochene Reihe großer und glücklicher Begebenheiten, wodurch sein Reich eine weitere Ausdehnung erhielt, als irgend jemals ein anderer europäischer Staat, Rom und Rußland ausgenommen.

Kriegerisch war Karls ganzes Regentenleben, ob man ihm gleich mit Recht den Vorwurf nicht machen kann, daß er kriegslustig gewesen sey. Den wichtigsten, fast durch seine ganze Regierung fortdauernden Krieg führte er gegen die Sachsen, das einzige deutsche Volk, welches bis dahin seine volle Freiheit behauptet und sich sogar auf Kosten der Franken ausgebreitet hatte. Es besetzte den größten Theil der nördlichen Hälfte von Deutschland, theilte sich in Ostphalen, Westphalen und in die Engern in der Mitte von beiden, und lebte noch, wie ehemals alle westlichern deutschen Völker, in viele kleine Völkerschaften getheilt, welche von einander unabhängig ihr Wesen besorgten und nur zur Zeit eines allgemeinen Kriegs ein gemeinschaftliches Oberhaupt aus den Vorstehern der einzelnen Zweige sich wählten. Jagd, Raub und Viehzucht waren die einzige Beschäftigung der Sachsen. Noch hatte ihr Land nichts, was einen Eroberer reitzen konnte. Die reichen Bergwerke im Harz waren noch nicht entdeckt, und durch ihr ganzes Land fand man keinen Ort, der des Namens einer Stadt würdig war. Aber den Franken, welche die Gemächlichkeiten eines gesitteten Lebens zu fühlen begannen, waren die räuberischen Einfälle der Sachsen höchst unangenehm. Zudem waren die Gränzen zwischen beiden Völkern nicht genau bestimmt, obschon zwischen den Vorfahren Karls und den Sachsen verschiedene Verträge geschlossen wor-

den waren, an die sich aber die rohen und wilden Sachsen nie banden. Es fiel ihnen wieder ein, den Tribut von einigen hundert Pferden und Kühen zu verweigern, wegen dessen sie von den Franken schon einigemal mit Krieg überzogen worden waren.

So scheinbar diese Ursachen waren, so waren sie doch nicht der Hauptgrund, warum der Krieg gegen die Sachsen mit so schneller Wuth losbrach. Die Geistlichkeit trug das meiste dazu bei. Der eifrige Apostel Bonifazius ging schon lange mit Entwürfen schwanger, die Friesen, Thüringer und Sachsen zu Christen zu machen. Für die Kirche war diese Eroberung auch in der That glänzender und wichtiger als für den Staat. Der Papst selbst betrieb die Sache aufs eifrigste. In einem mit Pipin geschlossenen Friedensvertrag mußten sich die Sachsen dazu verstehen, Missionairs unter sich aufzunehmen und sie das Christenthum ausbreiten zu lassen. Dieses Christenthum bestand damals hauptsächlich darin, daß man getauft war und das Kreuzzeichen machen konnte. Die Sachsen hatten aber wenig Lust, diesem Religionsgepränge ihre alten Meinungen aufzuopfern; sie schlugen die Missionairs todt, oder jagten sie aus dem Lande. Die gesammte fränkische Geistlichkeit gerieth darüber in Harnisch. Man schilderte die Sachsen als ein teuflisches Volk, das man mit Waffen in der Hand taufen oder vertilgen müsse. Auf einem Reichstage zu Worms betrieben die Geistlichen die Sache so eifrig, daß Karl und seine Großen unverzüglich die Waffen zu ergreifen beschlossen. Und so entstand ein drei und dreißigjähriger Krieg, der sich endlich mit der gänzlichen Unterjochung

und Belehnung der Sachsen endigte, nachdem viele Tausende von ihnen ermordet worden waren.

Freudig rückte das erste fränkische Heer im Jahr siebenhundert und zwei und siebenzig gegen die Feinde ins Feld; Karl führte es selbst an, und Geistliche begleiteten es, um die Sachsen zu bekehren, die man Rebellen schalt, weil sie das aufgedrungene Joch Pipins abwarfen, und den ihnen vom Mönch Bonifazius gepredigten Crucifix- und Marien-Glauben wieder abschaften. Zuerst marschirte Karl durch das Hessencasselische und Waldeckische auf das Paderbornische los. Er machte so geschwinde Fortschritte, daß die Sachsen nicht Zeit gewannen, sich zu vereinigen. Nach einer tapfern Gegenwehr eroberte er Eresburg, den Hauptort der Sachsen, und ließ alle Einwohner niederhauen. Dann drang er durch einen großen Wald bis an die Weser vor. Der Wald, durch welchen das fränkische Heer zog, stand bei den Sachsen im Rufe einer großen Heiligkeit, wegen eines großen Götzenbildes, bei dem sie sich oft versammelten und opferten. Besonders sollen sie sich daselbst versammelt haben, wenn sie gegen ihre Feinde auszogen, und sich durch Verehrung desselben zu Muth und Tapferkeit angefeuert haben. Dieses Götzenbild hieß die Irmensäule; Karl ließ sie niederreißen, und gänzlich zerstören. Dann zwang er die überwundenen Sachsen, das Christenthum neuerdings anzunehmen, das heißt, sich taufen zu lassen, das Kreuz zu machen, dem Frankenkönige und dem ihnen ganz unbekannten Bischoff zu Rom Gehorsam zu versprechen, Zehnten einzureichen, und die Missionarien ungestört ~~heilige~~ [illegible] predigen zu lassen. Aber kaum war Karl mit seinem Heere fortgezogen, so

fielen die Sachsen wieder ab. Sie blieben immer bei ihrer alten Art. Sie gehorchten nie länger als das Schwert des Feindes über ihren Nacken gezückt war, und strebten sogleich wieder nach Freiheit, wenn er den Rücken kehrte. Da sie die Franken in Italien beschäftigt sahen, fielen sie in das Gebiet derselben ein und plünderten. Karl eilte an den Rhein zurück und schlug die Sachsen in verschiedenen Treffen. Dann kehrte er nach Italien zurück, — um von neuem an die Weser zurückzukehren. Die Sachsen hatten ihren ehemaligen Hauptort Eresburg wieder eingenommen, und belagerten Siegburg, welches Karl als eine Gränzfestung gegen sie hatte erbauen lassen. Wie ein jäher Sturm überfiel er sie hinter ihren Verhauen, und zwang sie von neuem sich zu ergeben. Aus Vorsicht ließ er jetzt feste Plätze mit fränkischer Besatzung in ihrem Lande anlegen, und sie zitterten so vor seinem gerechten Zorn, daß sie niemals wieder ungehorsam zu werden versprachen und sich taufen ließen. Nun endlich hofte Karl aller Gewaltthat gegen das Volk überhoben zu seyn. Er berief eine Versammlung der Edeln zur Huldigung nach Paderborn; die meisten kamen; er ließ Kirchen bauen, stellte Geistliche an, und schickte die Sachsen, die ihm als Geißeln gegeben waren, in Klöster, dort unterrichtet zu werden.

Karl zog nach Spanien, wo man seine Hülfe begehrt hatte. Kaum sahen ihn die Sachsen sich so weit von ihnen entfernen, als sie die christlichen Kirchen zerstörten, die Geistlichen verjagten, bis an den Rhein vordrangen und alles verheerten. Der muthige Edle, der dieses Heer anführte, war Wittekind, einer der vornehmsten Männer unter den Westphalen, der, als die

übrigen Fürsten der Sachsen Karln huldigten, sich allein standhaft weigerte, diesen Beweis der Unterwürfigkeit abzulegen.

Von seinem gewöhnlichen Glücke begleitet, kam Karl zurück, und nach zwei blutigen Feldzügen war die Ruhe wieder hergestellt. Die Festungen, die er an der Elbe bauen ließ, machten ihn so sicher, daß er in der festen Zuversicht nach Italien ging, nicht wieder durch unangenehme Nachrichten aus Deutschland gestört zu werden. Aber auf Wittekinds Antrieb fielen die Sachsen wieder ab, traten mit den Sorben wider die Franken in Verbindung, und schlugen Karls Truppen aufs Haupt. Ergrimmt darüber sammelte Karl seine ganze Macht, drang bis an die Aller vor, rief die Vornehmsten der Nation zusammen, und ließ auf Einen Tag vier tausend fünfhundert Sachsen als Rebellen hinrichten. Diese schreckliche Grausamkeit that die gehofte Wirkung nicht: vielmehr gerieth alles in Wuth, und ein mächtiges Heer zog sich bei Detmold zusammen. Hier kam es zu einem mörderischen Treffen, in welchem die Sachsen mit einem Muth fochten, den nur die Verzweiflung eingibt. Karl zog sich nach Paderborn zurück, sammelte frische Truppen, es kam an der Hase im Osnabrückischen wieder zu einem Treffen, und hier trug die Tapferkeit der Franken den Sieg davon.

Jetzt fühlten sich die Sachsen so entkräftet, daß sie, wenigstens auf einige Zeit, keines Widerstandes mehr fähig waren. Ihr ganzes Land zwischen der Weser und Elbe wurde von den Franken mit Feuer und Schwert verwüstet. Dann traf das nämliche Schicksal die Gegend zwischen der Elbe, der Saale und dem Harz, und Karl

setzte den Krieg gegen die Sachsen mit solchem Eifer fort, daß Wittekind und sein Vetter Albion nach Frankreich kamen und sich dem mächtigen Sieger unterwarfen. Sie ließen sich taufen, und nun folgte auf die bisherigen Verwüstungen eine tiefe Stille. Aber bald fanden es die freiheitliebenden Sachsen unerträglich, ihrem verhaßten Oberherrn auf seinen beständigen Heerzügen zu folgen, und sobald sie sich wieder gesammelt hatten, kehrten sie die Waffen von neuem gegen ihm. Karls Waffen trugen immer neue Siege über sie davon, aber immer erneuerte sich die Scene des Abfalls bei seiner Entfernung in entlegene Länder. Erst nach vielem Blutvergießen von beiden Seiten, als Karl die zu spät vereinigten Sachsen in einem entscheidenden Treffen geschlagen, mehrere ihrer tapfern Anführer gewonnen, und viele tausend Einwohner des Landes in fremde Gegenden verpflanzt hatte, erlebte er, im Jahr achthundert und drei, die Endigung des Kriegs durch völlige Unterwerfung des tapfern Stammes. Die Sachsen behielten die nämliche Freiheit, welche der Franke selbst besaß, das heißt, im Grunde sehr wenige, erhielten fremde Vorgesetzte, und auch Gesetze, denen man es ansieht, daß der Sieger sie diktirte, ob sie sich gleich die Behaltung der ihrigen ausbedungen hatten.

Die Geschichte hat wenige Beispiele von einem Volke, das so lange, so muthig und mit so ungleichen Kräften seine Freiheit vertheidigt hat, wie die Sachsen. Sie allein waren damals noch von dem Geiste der alten Deutschen beiebt, die der Herrschsucht der Römer Schranken setzten. Nach ihrer Unterwerfung war nun keine Spur von der ursprünglichen Verfassung und den alten

Sitten der Germanier mehr übrig. Ohne Zweifel hätten sie sich eher unter die Herrschaft der Franken gefügt, wenn man ihnen nicht zugleich eine neue Religion mit aller unmenschlichen Härte hätte aufdringen wollen. Die gute Seite dieser ungerechten Bezwingung ist, daß nun mehr zum ersten Male Deutschland, so weit es von Deutschen bewohnt war, Ein Ganzes wurde; und daß Sachsen einen Grad von Kultur annehmen mußte, den es bei seiner unabhängigen Verfassung in Jahrhunderten nicht erhalten haben würde. Es wurden nun darin Burgen und Bischofssitze angelegt, aus denen nachher große Städte entstanden sind, z. B. Magdeburg und Halle, Halberstadt, Hildesheim, Bremen, Osnabrück, Münster u. s. w.; und die Sachsen wurden nun eben so fromme eifrige Christen, als sie vorher Feinde dieser Religion gewesen waren.

Während des großen und langwierigen Sachsenkrieges besiegte Karl auch viele andere Völker. Hauptsächlich die Slaven in Böhmen und die eingefallenen Araber in Spanien; letztere durch seinen tapfern Feldherrn Roland, der dabei sein Leben verlor.

Einer der Kriege Karls, welcher die merkwürdigsten Folgen hatte, war der in Italien gegen die Longobarden. Diese Völker waren schon seit den Zeiten Alboins, ihres Königs, oder seit dem Jahre fünfhundert und acht und sechszig Meister von Oberitalien. Ihre Händel mit den Griechen und den Römern fielen meistens glücklich für sie aus, und der Papst befürchtete, die Longobarden möchten sich endlich gar zu Herren von Rom erheben. In diesen Bedrängnissen wandte er sich an den tapfern Frankenkönig Karl, der in einem Jahre das

ganze Longobardische Reich zerstörte. Noch mehr, er nahm den größten Theil Italiens in Besitz, und bewog dadurch die Römer und den Papst, sich dem morgenländischen römischen Kaiser zu Konstantinopel zu entziehen, und sich Karls Herrschaft zu unterwerfen. Karl war nicht undankbar dagegen; er vermehrte die Güter der Kirche und des Papsts ansehnlich, und bewies sich überall als den wärmsten Freund und Verehrer des letztern. Einst wurde dieser (damals Leo der Dritte) von einer großen und mächtigen Partey in Rom gehaßt und verfolgt, und zuletzt bei einer öffentlichen Procession auf eine so gewaltthätige Art gemißhandelt, daß er Mühe hatte, aus den Händen seiner Feinde sich zu retten. Er trug die Zeichen der an ihm verübten Grausamkeit noch an sich, da er zu Paderborn vor Karln erschien, und ihn um Schutz und Beistand anflehte. Karl empfing ihn mit zärtlicher Achtung, ließ ihn nach Rom zurückkehren, schickte seine Gesandte voran und trat bald hernach selbst seine Reise dahin an. In der hierauf veranstalteten Untersuchung übte Karl sein höchstes Richteramt aus. Leo wurde für unschuldig erklärt, nachdem er der angeschuldigten Verbrechen halber noch mit einem Eide sich gereinigt hatte. Und Karl setzte ihn aus oberherrlicher Macht wieder in den Besitz seiner Würde.

Für das römische Volk konnte es jetzt um so weniger auffallend seyn, die Zeichen der Majestät mit der Ausübung der Oberherrschaftsrechte in Einer Person vereinigt zu sehen. Karls große Thaten und erhabene Eigenschaften hatten ihm die allgemeine Bewunderung und Verehrung der Römer erworben. Der Papst aber sah wohl ein, wie viel er dem Helden zu danken hatte, und so

ward beschlossen, dem mächtigen Frankenkönige die römische Kaiserkrone aufzusetzen.

In der prächtigen Peterskirche in Rom, der schönsten in der ganzen Christenheit, wurde am Weihnachtsfest gewöhnlich unter Begleitung einer herrlichen Musik ein ausgezeichnet feierlicher Gottesdienst gehalten. Römer und Franken drängten sich in die große Kirche, die glänzende Feier mit anzusehen, und des heiligen Vaters segnende Stimme zu hören. Da trat auch Karl in die Kirche, im langen Purpur eines vornehmen Römers, um seine Andacht zu verrichten. Als er am Hochaltar knieend gebetet hatte, und eben wieder aufstehen wollte, ergriff der Papst eine prächtige Krone, die er schon vorher zurecht gelegt hatte, setzte sie dem Könige Karl auf, und rief ihn zugleich zum Kaiser aus. Der Papst selbst warf sich zuerst vor dem neuen Kaiser nieder, und von allen Seiten ertönte das Freudengeschrey des versammelten Volks: „Heil und Sieg dem uns von Gott geschenkten „Kaiser Karl!“ So kam die römische Kaiserwürde im Jahr achthundert auf Deutsche, und auf diese Art wurde das abendländische Kaiserthum, welches mit dem Augustulus im Jahr vierhundert und sechs und siebenzig zu Grunde gegangen war, gewissermaßen wieder hergestellt. Im Grunde war es aber doch nichts weiter als ein Titel. Nachher ward er die Auszeichnung des Oberhaupts im deutschen Reich. Rom ward von der Zeit an eine Untergebene des Kaisers, blieb aber eine Republik. Der Kaiser war ihr Schutzherr, der Beschützer des Papsts und der Kirche zu Rom. Der Papst verlor freilich etwas von seinem Ansehen, indem er sich selbst einen Herrn gegeben hatte; aber er erhielt dagegen sehr viel, indem er sich

das Recht erwarb, in Zukunft die römischen Kaiser zu krönen.

Nun kamen Gesandte aus allen Ländern an Karl, der schon lange der Große hieß. Die Emirn und christlichen Fürsten in Spanien, die englischen und schottischen Könige, die Anführer der Normänner unterhandelten mit ihm. Selbst Harun al Raschid, der Kalife, dessen Ruhm im Orient eben so groß war, als Karls Ruhm im Occident, schickte eine Gesandtschaft an ihn, und ließ ihm Glück wünschen. Unter den Geschenken des Kalifen war eine äußerst künstliche Schlaguhr. Karl dagegen schickte ihm Hunde, Pferde und Maulthiere. Der Kalife schenkte ihm auch noch das heilige Grab zu Jerusalem.

Karl blieb nach seiner Krönung noch einige Zeit in Rom, beschenkte die Kirche, übergab dem päpstlichen Stuhl die Ländereyen wieder, welche ihm die Longobarden entrissen hatten, machte verschiedene ganz Italien betreffende Verordnungen, und kehrte sodann nach seiner gewöhnlichen Residenzstadt Aachen zurück, um die Entwürfe auszuführen, die er zur Aufnahme seiner Länder längst gemacht hatte. Schon durch die Besiegung so mancher äußern Feinde der seiner Herrschaft unterworfenen Länder hatte er für die Sicherheit derselben gesorgt. Im Süden stürzte er das Reich der Longobarden und behauptete ein entscheidendes Uebergewicht über die Araber in Spanien; im Norden bezwang er die Sachsen und einen Theil der Slaven; im Westen unterwarf er sich das heutige Bretagne, und in Osten demüthigte er die Avaren, und vereinigte Baiern wieder mit seinem Reiche. Er besaß demnach ganz Frankreich, ganz Deutschland, ei-

nen Theil von Ungarn, einen Theil von Spanien, die Niederlande und das feste Land von Italien bis Benevento. An denjenigen Gränzen, wo vorher das meiste von feindlichen Einfällen für unser Vaterland zu fürchten war, legte er feste Plätze an, z. B. an der Saale und Elbe. In solchen Gränzgegenden setzte er Grafen, welche von dem alten deutschen Wort, Mark, das so viel als Zeichen oder Gränze bedeutet, Markgrafen genannt wurden. Diese Markgrafen bekamen mehrere Gaue und Grafschaften unter sich, und mußten die Gränze gegen feindliche Einfälle vertheidigen. Zu Richtern bestellte er die Pfalzgrafen; zu Vertheidigern des flachen Landes die Landgrafen; und die Burggrafen zu Vertheidigern in Städten. Als diese nachher sich alle unabhängig machten, so entstanden hierdurch die vielen kleinen Staaten in Deutschland.

Karl war Regent im eigentlichsten Sinne des Worts, und jede Stunde, die er erübrigen konnte, war dem Wohl seines Reichs gewidmet. Dieses ungeheure Reich regierte er fast ganz allein, und wenn er auch bei wichtigen Vorfällen seine Reichsstände und Minister zu Rathe zog, so that er doch, wie alle großen Regenten, meistens nur dasjenige, was ihm gut schien. Nichts entging seinem scharfen Blicke. Die Kirchen, die Schulen, die Stiftungen, sogar die deutsche Sprache haben ihm Verbesserungen zu danken. Schon sein Vater hatte die übermäßige Macht der Großen einzuschränken gewußt, er verminderte sie noch mehr, ohne Druck und Gewaltthätigkeit, indem er alles Land in kleinere Bezirke zerlegte. Aus allen Provinzen mußten ihm Berichte eingeschickt werden, und nach allen Seiten hin schickte er Befehle. Sein

Petschaft war in seinen Degenknopf gegraben. Hatte er nun einen Befehl an einen halsstarrigen Vasallen unter-siegelt, so pflegte er wohl zu sagen: „Hier ist mein Be-„fehl, und hier (indem er sein Schwert schüttelte) der, „der ihm Gehorsam schaffen soll.“

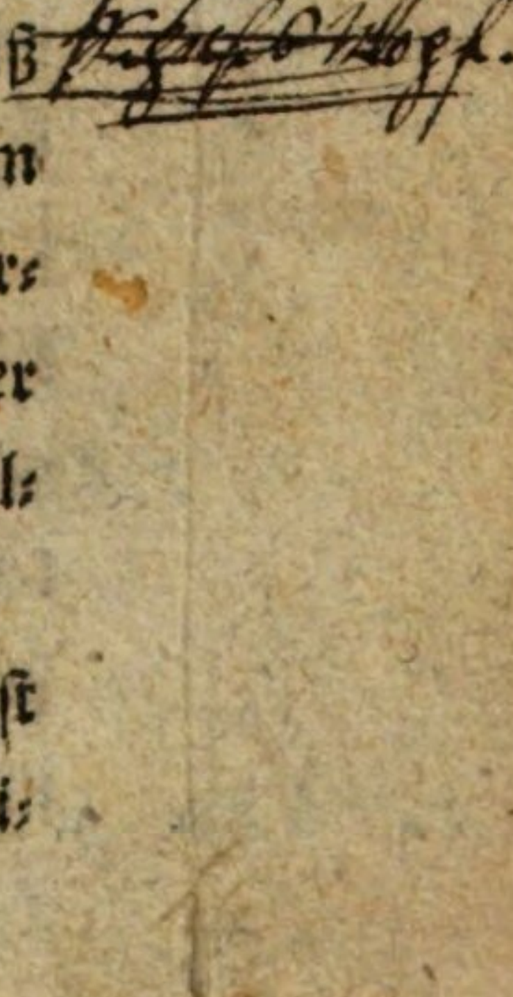
Nichts beweist mehr die Größe eines Fürsten, als wenn sich unter seiner Regierung eine vor ihm ungewöhnliche Thätigkeit durch sein Volk verbreitet. Alle Arten bürgerlicher Verhältnisse haben unter Karl große Fortschritte zur Vollkommenheit gemacht. Der Ackerbau, die Handwerke und die Handlung belebte eine ganz neue Betriebsamkeit. Auf seinen Landgütern wurde nicht allein Getreide- und Obstbau mit dem glücklichsten Erfolge getrieben, sondern es gab auf denselben auch mancherlei Manufakturen und Fabriken. Diejenigen Landgüter, wo sich Karl am liebsten aufhielt, waren Aachen und Ingelheim, und er hatte daselbst Paläste, die von italiänischen Künstlern mit italiänischen Kunstwerken ausgeschmükt waren. Aachen ward durch ihn die blühendste Stadt im Norden, und er wollte es zu einem zweiten Rom umschaffen. Schiffahrt und Handlung, als Quellen des Reichthums, beförderte er auf alle Art. Sein Vorhaben, die Donau mit dem Rhein, oder das Weltmeer mit dem schwarzen Meer zu vereinigen, würde den Handel unendlich befördert haben; aber er konnte es nicht ausführen.

Viele Verordnungen, die Karl gab, zeigen aufs deutlichste, daß es ihm darum zu thun war, Ordnung herzustellen, und sein Volk vernünftig und gesittet zu machen, soweit es damals anging. Er gab Gesetze wider die Betteley, und befahl, den Armen Nahrung und

Arbeit zu schaffen. Der Trunkenheit, dem Straßenraub, dem Todschlag ꝛc. suchte er aus allen Kräften zu steuern. Er hob durch Gesetze den Luxus auf in Kleidern, bei Gastereyen und dergleichen. Er bestimmte die Preise der Lebensmittel, milderte die Strafgesetze, und führte einen guten Münzfuß ein. Die Bewohner seines Reichs sollten nicht nur Christen heißen, sondern wirklich seyn. Deswegen sah er mit großem Eifer auf das Leben, die Sitten und die Beschäftigungen der Geistlichen, als der eigentlichen Lehrer des Volks. Er verehrte die Würdigen unter ihnen mit aufrichtigem Herzen; dagegen eiferte er gewaltig gegen die geistlichen Herren, welche nur große Freunde von reichlichen Einkünften waren, und jedes Mittel anwandten, ihre eigenen und die Einnahmen ihrer Kirchen zu vermehren. Damit aber die Geistlichen ihr gutes Auskommen hätten, so sah er sehr darauf, daß ihnen die Zehnten ordentlich entrichtet würden, und ging hierin seinen Unterthanen selbst mit einem guten Beispiele voraus, indem er den Verwaltern seiner Kammergüter ernstlich befahl, von seinen Gütern ja die Zehnten redlich an die Geistlichen abzuliefern. Da indessen viele Kirchen und Geistliche weit mehr einnahmen als sie bedurften, so ließ er den Ueberfluß den Armen geben.

Vom öffentlichen Gottesdienste hatte Karl ungleich richtigere Vorstellungen, als wohl der größte Theil der Christen der damaligen Zeit und auch der gegenwärtigen nicht hatte. Er hielt dafür, wenn der öffentliche Gottesdienst der Christen wirklich Nutzen schaffen soll, so müsse er auch so eingerichtet seyn, daß bei demselben die Menschen vernünftig belehrt, und ihnen gezeigt werde,

wie sie, nach der Anweisung Jesu, nicht nur hier ruhig und zufrieden leben, sondern sich auch durch die gute Anwendung des gegenwärtigen, zur Erlangung eines künftigen bessern Lebens vorbereiten könnten. Viele Geistliche waren aber damals selbst so unwissend, daß sie ihren Gemeinen beim öffentlichen Gottesdienste wenig Erbauliches und Lehrreiches zu sagen wußten. Deswegen ließ Karl Predigten, die lange vor seiner Zeit von verständigen Männern in lateinischer und griechischer Sprache geschrieben worden waren, ins Deutsche übersetzen; befahl den Geistlichen, diese Predigten ihren Gemeinen an Sonn- und Festtagen vorzulesen, und auf diese Weise ihren Zuhörern allerlei gute Lehren und Ermahnungen beizubringen. Er ermahnte auch die Geistlichen, die Bibel fleißig zu studiren, und sorgte für eine Verbesserung der lateinischen Uebersetzung derselben. So verordnete er auch, daß die Bilder der Heiligen zwar zum Andenken an die Tugenden und Verdienste dieser Menschen in den Kirchen bleiben könnten, daß man ihnen aber keine Verehrung erweisen solle, was doch eigentlich der Papst verlangte. Manche andere religiöse Mißbräuche, die sich nach und nach eingeschlichen hatten, suchte er ebenfalls wegzuschaffen. So fand er es z. B. unschicklich, die Glocken zu taufen. Er wollte es auch nicht leiden, daß Leute, um ihre Sünden abzubüßen, im Lande herum zogen, und auf diese Art mit Nichtsthun die Zeit verschwendeten. Er befahl, daß kein Frauenzimmer eher zur Nonne eingekleidet werden durfte, als bis sie die völlige Reife ihres Verstandes erlangt hätte.



Es kostete dem Kaiser nicht wenige Mühe, zuerst selbst richtige Einsichten zu erwerben, bevor er sie sei-

nem Volke mittheilen konnte. In seiner Jugend hatte er nur wenig zu lernen Gelegenheit gefunden, und in männlichen Jahren wollte es das Schicksal, daß er einen großen Theil seines Lebens im Felde an der Spitze seiner Heere zubrachte. Aber sein Beispiel zeigt, daß einem festen Entschlusse und unverdrossener Beharrlichkeit sehr vieles möglich ist, was der Träge für unmöglich hält. Er lernte sich seiner Unwissenheit schämen, beschloß ihr abzuhelfen, und — ward einer der geehrtesten Männer seiner Zeit. Da er um sich her niemand fand, der ihn bei seinen Bemühungen so recht unterstützen, und Lehrerstelle bei ihm hätte vertreten können, so berief er aus andern Gegenden, und selbst aus fremden Ländern, einsichtsvolle und gelehrte Männer an seinen Hof, und ließ sich von ihnen Unterricht geben. So wurde er, ohne seine Regentenpflichten zu vernachläßigen, Kenner einiger Fächer der Gelehrsamkeit, verstand das Lateinische und Griechische vollkommen, wenn er das letztere gleich nicht sprach, war in die Geheimnisse der Dialektik eingeweiht, und brachte es unter andern in der Sternkunde dahin, daß er brauchbare astronomische Tafeln verfertigen konnte. Da er in seiner Jugend nicht schreiben gelernt hatte, so setzte er, der Held, dem halb Europa gehorchte, sich noch in seinen männlichen Jahren an den Schreibtisch, die Buchstaben nachmachen zu lernen, was seiner des Schwertes gewohnten abgehärteten Hand wahrlich schwerer werden mußte, als den weichen Knabenfingern. Ja, er war so emsig, diese nützliche Kunst zu lernen, daß er auf seinen Feldzügen und auf seinen Reisen immer die Schreibmaterialien bei sich führte und unter seinem Kopfkissen verwahrte, um die Augenblicke,

welche er von Geschäften frei war, sogleich zur Uebung in dieser Kunst benutzen zu können.

Karl hatte immer eine Gesellschaft von Gelehrten um sich, mit denen er oft freundschaftlich zusammen kam, den Kaiser ganz verläugnete, und sich mit ihnen über die Mittel besprach, sein Volk und seine Sprache zu bilden. Diese Gesellschaft sammelte die Volkslieder der alten deutschen Barden, die uns aber leider verloren gegangen sind. Sie bestimmten die Gesetze des deutschen Sprechens, erfanden für mehrere Wörter aus fremden Sprachen echt deutsche Namen, z. B. für die Monate. Den Januar nannte Karl den Wintermonat; den März Lenzmonat; den April Ostermonat; den Junius Brachmonat; den Julius Heumonat; den August Aehrenmonat; den December den heiligen Monat.

Jeder freie Augenblick wurde von Karln sorgfältig benutzt, um ihn aufs zweckmäßigste anzuwenden, er hatte sich täglich bestimmte Stunden zum Studiren festgesetzt, und selbst die Zeit des Essens durfte ihm nicht ohne Belehrung verstreichen. Es gewährte ihm bei der Tafel ein großes Vergnügen, sich aus historischen oder solchen Schriften vorlesen zu hören, die von Künsten, Handwerken, dem Ackerbau und den Mitteln handelten, sie in Aufnahme zu bringen. Seine Vorleser mußten besonders geübt seyn; sie mußten sich dasjenige, was vorgelesen werden sollte, so gut bekannt machen, daß sie, sobald Karl auf sie hinwies, sogleich ohne Anstoß und Fehler fortlesen konnten. Das Zeichen zum Aufhören gab er ihnen durch einen gewissen brummenden Ton. Sie waren auf denselben so aufmerksam, daß sie selbst in der Mitte des Satzes einhielten. Da-

her gab es nirgend geschicktere Vorleser als an Karls Hofe, und doch verstanden sie nicht alles, was sie lasen.

Die Schulen, ein wichtiges Bedürfniß aller Zeiten, ein würdiger Gegenstand der Aufmerksamkeit jedes Regenten, behaupteten einen vorzüglichen Platz unter den Planen von Karls landesväterlicher Sorgfalt. Er sah wohl ein, daß er sein Absehen hauptsächlich auf die Unterweisung der Jugend richten müßte, wenn der groben Unwissenheit gesteuert werden sollte. Besonders richtete er dabei sein Augenmerk auf unser Vaterland, so wie ihm überhaupt Deutschland sehr am Herzen lag, und er dieses Land für den wichtigsten Theil der seiner Herrschaft unterworfenen Länder hielt. Er befahl, daß in allen Klöstern und in allen bischöflichen Sitzen Schulen angelegt werden sollten. In den Klosterschulen mußten die Mönche unentgeldlich den Unterricht geben und bekamen dadurch ein neues Geschäfte, wodurch sie in ihrer Einsamkeit ihren Nebenmenschen nützlich werden konnten, welches sie um so mehr zu thun verbunden waren, da sie von den Christen nach und nach so viele Güter erhalten hatten, daß sie bequem genug leben konnten. Auch die Bisthümer waren reichlich genug mit Gütern versehen und wurden es immer mehr, so daß die Bischöfe und die zu den Domkirchen gehörigen Geistlichen den Unterricht in den neu gestifteten Domschulen ebenfalls unentgeldlich geben sollten. Diese Kloster- und Domschulen, welche Karl errichten ließ, waren freilich vorzüglich für die Bildung der Geistlichen bestimmt, und darnach war auch der Unterricht in denselben eingerichtet. Die Unwissenheit der damaligen Geistlichen war so groß,

daß manche derselben kaum lesen konnten, und öfters das, was sie lasen, nicht einmal verstanden. Es konnten aber auch solche an dem Unterrichte in den Schulen Theil nehmen, die sich nicht dem geistlichen Stande widmeten, und nicht nur die Kinder der Adelichen und der freien Leute, sondern auch die Kinder der Leibeigenen, weil auch Leibeigene Geistliche werden konnten. Unter andern Kenntnissen, die man in diesen Schulen trieb, lehrte man auch Lesen, Schreiben, Rechnen und Musik. Der Unterricht in der Musik bestand im Singen. Damals sangen nämlich bei den gottesdienstlichen Versammlungen nicht die Gemeinen, weil diese es nicht konnten, sondern nur die Geistlichen. Bei den großen Kirchen, z. B. an den Domkirchen, waren besondere Geistliche, welche das Chor hießen und in der Kirche sangen. Kaiser Karl war selbst ein ungemein großer Freund vom schönen Singen in der Kirche, daß er aus Italien schöne Sänger kommen ließ, welche mehrere seiner Unterthanen im Singen unterrichten mußten; und so wurde vorzüglich, da nun in den neuerrichteten Schulen besonderer Unterricht im Singen gegeben werden mußte, auch in Deutschland ein besserer Gesang in den Kirchen eingeführt. Kaiser Karl pflegte auch, wenn er in seinem Reiche herum reiste, sein Singchor immer bei sich zu haben, welcher an den Oertern, wo er sich einige Zeit aufhielt, beim Gottesdienste singen mußte.

Zum Besten seiner eigenen Kinder und seiner adelichen und unadelichen Hofbedienten errichtete Kaiser Karl auch an seinem Hofe eine besondere Schule, welche aber auch wohl andere Kinder besuchen durften. Auf diese Schule hatte er, da sie ihm so nahe war, besonders ein

wachsames Auge, ohne deßhalb die übrigen Schulen in seinem Reiche außer Achr zu lassen. Vielmehr mußten ihm die Bischöfe und Vorsteher der Klosterschulen von Zeit zu Zeit genaue Berichte von dem Zustande ihrer Schulen abstatten; und fand er da Ursache, hier und da mit etwas unzufrieden zu seyn, so theilte er derbe Verweise aus. So oft er von einer Reise oder aus einem Feldzuge nach Hause kam, so war es eines seiner ersten Geschäfte, daß er sich die Ausarbeitungen der Schüler in seiner Hofschule vorzeigen ließ, oder selbst in die Schule ging und ein Examen mit den jungen Leuten anstellen ließ. Einst ließ er in der Schule zu Paris Prüfungen mit der Jugend anstellen, und er bemerkte, daß die Söhne der Bürgerlichen die jungen Edelleute an Fleiß und Geschicklichkeit weit übertrafen. Er wandte sich zu den fleißigen aber armen Kindern und sagte: „Ich freue mich, meine lieben Kinder; daß ihr so gut einschlagt; bleibet dabei, und werdet immer vollkommener. Ihr verfolgt euer wahres Beste, und zu seiner Zeit soll euch mein Lohn nicht fehlen. Ihr aber, ihr Söhne der Edeln, ihr feinen Püppchen, die ihr euch so reich und vornehm dünkt, und des Wissens nicht noth zu haben meint, ihr faulen und unnützen Buben: ich sage euch bei Gott! euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir; von mir habt ihr nichts Gutes zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut macht.“

Zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Wissenschaften legte Karl auch an seinem Hofe eine Bibliothek an, aus welcher man heut zu Tage noch Bücher an mehrern Orten z. B. in Paris, in Wien und Aachen

in den dasigen Bibliotheken, sehen kann. Auch in den Klöstern wurden auf seinen Befehl dergleichen Bücher-sammlungen angelegt, und er ermahnte die Mönche zum fleißigen Bücherabschreiben. In den eingesandten Briefen korrigirte er den Geistlichen manchmal die Sprachfehler, und sein scharfer Blick drang überall auf Regelmäßigkeit und Ordnung. Bei allen seinen weitläuftigen Unternehmungen zeigte er einen Geist, den kein Gegenstand ganz fesseln konnte, und der auch die größten Schwierigkeiten überstieg, welche ihm die Verschiedenheit der Zeit, des Orts und anderer Umstände in den Weg legte. Wenn er an dem fernen Po die Longobarden schlug, war sein Schwert auch zugleich gegen die Sachsen jenseit der Weser gezückt, und mitten unter dem Geräusche der Waffen machte er Kirchen- und Policeyverbesserungen und war zugleich so sehr Oekonom, daß er die bis auf die Eyer detaillirten Rechnungen des Ertrags seiner Meyerhöfe durchging.

Vieles von dem Guten, was Karl der Große wirkte, muß man aber auf die Rechnung seiner vornehmsten Rathgeber, eines Alcuin's und eines Eginhard schreiben. Jenen, einen Engländer, den der Erzbischof Egbert zu York gebildet hatte, lernte Karl in Italien kennen, wo er sich dessen Zutrauen so sehr erwarb, daß er (seit sieben hundert und zwei und achtzig) erst auf einige Jahre, und hernach immer, bei ihm bleiben mußte. Von ihm ließ sich Karl in der Philosophie, Dialektik, Arithmetik und Astronomie unterweisen. Er nennt ihn seinen Lehrer, er nennt sich seinen Schüler. Zu einem ruhigen Aufenthalte schenkte er ihm die Abtey des heiligen Martins bei Tours, wo Alcuin junge Leute mit

so großem Beifall unterrichtete, daß sie von allen Seiten herbeiströmten. Der vorzüglichste Schüler Alcuins aber war Eginhard, der Patriarch der deutschen Schriftsteller, der erste Deutsche, dem die Lesung der römischen und griechischen Schriftsteller den Wunsch ihrer Nachahmung einflößte. Die damaligen Gelehrten verstanden im Grunde weiter nichts, als die Kunst, Stellen aus den Werken der Kirchenväter auszuschreiben, und bei jeder Gelegenheit mit der Hersagung derselben zu prahlen. Da fand kein Selbstdenken, kein Gefühl des Schönen Statt. Eginhard zeichnete sich aber als Schriftsteller, durch die sorgfältigste Wahl seines Gegenstandes, durch anziehende Darstellung, durch richtigen und zierlichen Ausdruck, und durch zartes Gefühl aus. Karl gesellte den jungen Odenwälder seinen Prinzen in ihren Lehrstunden zu; er ernannte ihn zu seinem geheimen Sekretär, zu seinem Baudirektor, und Eginhard hatte auch bei dem Bauen das Muster der Alten im Auge. Er hinterließ uns eine vortrefliche Lebensgeschichte Karls, die er nach Suetons Plane bearbeitete, den er, so wie den Cicero, zum Vorbild seines lateinischen Styls wählte.

Karls häusliches Leben ist in gewisser Hinsicht eben so interessant, als seine politische Existenz. Er war als Privatmann eben so liebenswürdig, als groß in Verwaltung der Staatsgeschäfte. Das ist der wahre Probirstein des großen Mannes: Wenn ihn Humanität ins bürgerliche Leben, Freundlichkeit und Güte in sein Haus begleitet, während Thätigkeit und Genie seine politischen Geschäfte schlichten, dann hat sein Charakter jenen Anstrich von Festigkeit und Vollendung, welche den Mann

bezeichnen. Karl war ein eben so gütiger Vater, als zärtlicher Gatte und großmüthiger Freund. Sein inneres Hauswesen war ein Muster der Sparsamkeit, seine Person ein seltenes Beispiel der Simplicität und Größe. Er war ökonomisch, aber freigebig, und sehr dankbar. Er ließ sich alle Rechnungen vorlegen, und rechnete selbst nach, und da mußten alle Einnahmen und Ausgaben treu eingetragen seyn. In seinem gewöhnlichen Anzuge war er fast nichts von den Gemeinern unterschieden. Er bediente sich stets der fränkischen Kleidung; auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemde, (von seinen Töchtern gesponnen und gewebt) darüber ein Wamms, das von einer seidenen Leibbinde zusammen gehalten ward, an den Beinen Strümpfe und Schuhe, um die Lenden Binden (die Vorläufer der später erfundenen Hosen), im Winter auch noch um Schultern und Brust einen Panzer von Fischotterhäuten. Sein Oberkleid war ein kurzer venedischer Mantel. Immer sah man ihn mit dem Schwert umgürtet, dessen Griff und Gehenk von Gold oder Silber, bei feierlichen Gelegenheiten auch wohl, wie die Schuhe und das alsdann hervorgesuchte Diadem, mit Edelsteinen besetzt war. Die ausländische Kleidung war ihm verhaßt, und nur zweimal in seinem Leben hat er zu Rom, auf Bitten der Päpste Hadrian und Leo, die lange römische Tracht angelegt. Das allerzweckloseste war ihm die Kleidertracht des männlichen Geschlechts, das nach seinen Ideen von Mannheit und männlicher Würde über dergleichen Nebendinge erhaben seyn sollte. So bemerkte er einst zu seinem großen Verdrusse, daß einige von seinem Adel bei einer gewissen Gelegenheit viel prächtiger gekleidet waren, als es der

Wohlstand verlangte, und sagte mit Unwillen: „Schämt euch! Ihr nennt euch Männer, lernt euch auch kleiden wie Männer. Sucht euren Rang nicht durch die Pracht eurer Gewänder zu erhöhen. Die Welt wird eure Verdienste nicht nach dem äußern Prunk beurtheilen, der euch umgibt. Ueberlaßt Seide und Putz den Weibern, oder spart ihn wenigstens für die Tage der Feyer, wo man die Kleider zur Schau und nicht des Gebrauchs wegen trägt.“ Bei dergleichen feierlichen Gelegenheiten zeigte sich Karl selbst in aller Pracht der Majestät, und scheute zur Vergrößerung des kaiserlichen Ansehens keinen Aufwand.

Eine starke Leibesbeschaffenheit, eine seltene Lebhaftigkeit und sein langes Leben setzten ihn in den Stand, seine großen Entwürfe durchzusetzen und Lasten zu tragen, die jeden andern niedergedrückt hätten. Vom Körper war er so groß, daß dieser das Maß seines eigenen Fußes siebenmal an Länge übertraf. Auf diesen erhob sich ein mehr runder als länglicher, mit der übrigen Leibesgestalt aber doch sehr in Verhältniß stehender Kopf, mit großen feurigen Augen, einer etwas langen Nase, einer blendend weißen Gesichtsfarbe, einem kleinen abgestutzten Barte. Seine Miene war heiter und fröhlich, und, stehend und sitzend, voll hoher Würde. Obgleich der Nacken ein wenig gebückt und kurz, und der Bauch etwas zu weit vorragend war, so deckte doch das schöne Verhältniß der übrigen Glieder diesen Fehler. Sein Gang war fest, die ganze Haltung des Körpers männlich, die Stimme hell, wiewohl der Kraft des Körpers nicht ganz angemessen. Seine Rede floß weniger gekünstelt als natürlich. Der ansehnlich und schön gebaute Körper ge-

noß einer fast ununterbrochenen Gesundheit, die Karl durch allerlei Leibesübungen zu erhalten suchte. Man sagt, er habe die Arzneikunst sehr wenig geachtet, und unter allen Wissenschaften sorgte er in der That zuletzt für die Aufnahme derselben: allein wie wenig waren auch die Mönche seiner Zeit im Stande, ihrer Kunst die Achtung dieses denkenden Fürsten zu verschaffen. Sein Leibarzt, der von einigen Winter genannt wird, hatte dem Kaiser, der in den letzten Jahren seines Lebens viel vom Fieber litt, gebratnes Fleisch verboten, und nur gekochtes erlaubt, wodurch er sich in solchen Mißkredit bei dem Monarchen setzte, daß er Winters Vorschriften gar nicht mehr Folge leistete. Der Aachenschen Bäder bediente sich Karl ungemein gern, wählte auch vermuthlich deswegen diesen Ort zur Residenz, und beredete alle seine Hofleute, diese Bäder zu gebrauchen. Gewöhnlich badete er in Gesellschaft seines ganzen Hofstaats, und diese Gesellschaft belief sich zuweilen auf hundert Personen.

So stärkte Karl seine gute körperliche Konstitution durch Bewegung, Mäßigkeit und Diät. Weder im Essen noch im Trinken überschritt er die Gränzen der Ordnung, und die Gesetze, welche er gegen die Trunkenheit gab, beobachtete er selbst gewissenhaft — damals eine ziemlich seltene Tugend. Nur selten, und nur bei feierlichen Gelegenheiten stellte er Gastereyen an, wo er dann gern viele Menschen um sich sah. An seiner gewöhnlichen Tafel wurden vier Gerichte gegeben, außer den Braten, die die Jäger an den Spießen hereinbringen mußten. Bei der Tafel machten Musik, pantomimisches Spiel und das oben erwähnte Vorlesen seine vornehmste Beschäfti-

gung aus. Nach Tische ruhte er zwei bis drei Stunden, dagegen unterbrach er seinen nächtlichen Schlaf vier bis fünfmal, nicht bloß durch Erwachen, sondern selbst durch Aufstehen. Beim Ankleiden unterhielt er sich mit seinen Freunden, oder ließ auch wohl Geschäftsleute oder Kläger vor, und entschied ihre Händel auf der Stelle.

Karls wahre Größe war vorzüglich die, daß sein von aller Welt anerkanntes Uebergewicht, vor welchem sich die Großen in Europa, Asia und Afrika beugten, niemals in Stolz und Ueberhebung überging. Wo er erschien, achtete man ihn; fürchtete man ihn nie. Gegen jeden, auch gegen Geringe, zeigte er sich freundlich; jeder konnte ihn anreden und ohne Zwang mit ihm reden. Persönliche Beleidigungen ahndete er gar nicht. Ein edler Deutscher erstach in seiner Gegenwart seinen Beleidiger. Karl verdammte ihn darüber zum Tode. Der Verdammte fiel in der Raserey über den Kaiser her und riß ihm seinen ehrwürdigen Bart aus, und nun erst schenkte Karl ihm Leben und Freiheit. Kein Verdienst übersah er; allein seine Freunde besaßen bloß seine Freundschaft, nie sein Vertrauen. Er war ein großer Kriegsmann, aber kein Freund des Kriegs; er war bloß Eroberer, um eine selbstständige Monarchie zu bilden.

Das Frauenzimmer liebte Karl sehr, aber nie hatte ein Weib Gewalt über ihn. Gegen seine galanten Töchter bewies er eine Nachsicht, die zur Schwäche wurde. Er ließ sie, vielleicht aus übertriebener Zärtlichkeit, weil er seine Kinder immer gern um und bei sich haben wollte, sehr lange unvermählt. Die Prinzessinnen, welche dem

Drange ihrer zärtlichen Gefühle nicht immer widerstehen konnten, ließen sich in manchen Liebeshandel ein, der dem kaiserlichen Vater nicht eben sehr gefiel. Sie fanden besonders die jungen Hofgeistlichen sehr liebenswürdig, und Karl mußte zwei seiner Töchter an Geistliche verheirathen. Emma, die eine von ihnen, schenkte ihr Herz dem oben angeführten kaiserlichen Secretär, dem gelehrten Einhard. Beide liebten einander ohne die Hofnung, daß der Kaiser die ungleiche Vereinigung billigen werde. Daher hinterging die unbesonnene Liebe den edlen Vater mit unredlichem Geheimniß: sie sahen und sprachen sich nur des Abends, wenn sie glaubten, daß alle schon schliefen. Einst als spät Abends Einhard aus der Kaiserburg nach Hause gehen wollte, war frischer Schnee gefallen. Beide fürchteten sie könnten verrathen werden, wenn man am Morgen die Fußtritte eines Mannes aus Emma's Thür fände; urd Emma kam auf den Einfall, den Geliebten auf ihre Schultern zu nehmen, und und ihn über den Schloßhof zu tragen. Sie that es. Allein ihr alter Vater, der Kaiser, der Nachts oft aufwachte, war wach und stand am Fenster. Als Emma zurück kam, sah sie ihn und erschrack. Doch Karl ließ sie gehen und schwieg mehrere Tage lang. Da wagte es Einhard, der das schlimmste fürchtete, um seine Entlassung zu bitten. „Komm morgen auf den Gerichtstag!“ antwortete der Kaiser. Er kam, ward aber nicht vorher vorgelassen, als bis Karl seinen Räthen den ganzen Vorfall erzählt hatte. Einige drangen auf harte Bestrafung; andere auf gelinde. Doch Karl schüttelte den Kopf und rief: „Laßt ihn hereinkommen!“ — „Einhard!“ redete er ihn an: „Du

hast mir treu gedient, und willst jetzt deine Entlassung. Ich wünsche dich zu belohnen für deinen treuen Dienst, und gebe dir daher meine Tochter Emma, und ein Heirathsgut, womit ihr zufrieden seyn sollt.“ — Doch hatten mehrere Gelehrte diese Erzählung nicht ohne Grund für ein Mährchen, das ein Mönch erdichtet habe.

Karl war ein Vater vieler Kinder, die er mit mehrern Gemahlinnen und Beischläferinnen erzeugte. Seine erste Gemahlin Bertha, eine Tochter des longobardischen Königs Desiderius, schickte er ihrem Vater zurück, weil sie unfruchtbar war. Mit seiner zweiten Gemahlin Hildegard, aus einem vornehmen schwäbischen Hause, zeugte er drei Prinzen: Karl, Pipin und Ludwig, und eben so viele Töchter. Aus der dritten Ehe mit der Fastrada, von fränkischer Herkunft, hatte Karl noch einige Prinzessinnen, und außer diesen noch mehrere natürliche Söhne.

Da zu besorgen war, daß der ungeheure fränkische Staatskörper nach Karls Tode durch Zwietracht oder Ungeschicklichkeit seiner Nachfolger leicht zerfallen könnte, so legte Karl im Jahr achthundert und sechs, auf einer Versammlung zu Thionville den Großen eine Verordnung vor, worin er seine gesammten Staaten unter seine drei Söhne, Karl, Pipin und Ludwig getheilt, und zur Erhaltung der Eintracht unter ihnen sehr gute Verfügungen gemacht hatte. Diesen seinen letzten Willen ließ er von den Großen eidlich bestätigen, und schickte ihn zu mehrerer Sicherheit dem Papst Leo zur Unterschrift zu. Aber Karls große Monarchie sollte bei seinem Tode noch nicht getheilt werden; der zärtliche Vater hatte den Schmerz, seine beiden ältern Söhne Karl

und Pipin ins Grab senken zu sehen. Jetzt beschloß er, seinen einzigen noch übrigen Sohn Ludwig zum Mitregenten und Mitkaiser anzunehmen. Karl übernahm, als hätte er die künftigen Anmaßungen der Päpste geahndet, das Geschäft seiner Krönung selber, auf einem Reichstage zu Aachen im Jahr achthundert und dreizehn. Er unterredete sich mit seinen Großen, ermahnte sie, seinem Sohne allezeit treu zu verbleiben, und fragte sie vom Größten bis zum Kleinsten: ob er sein Vorhaben ins Werk richten solle? Sie antworteten einmüthig: „Gott wolle es also haben.“ Karl ging demnach des Sonntags im kaiserlichen Ornate in die Marienkirche in Aachen, ließ eine goldene Krone auf den Altar legen, verrichtete sein Gebet und nahm die Krönungsfeierlichkeit vor. Karl hielt selbst dabei eine lehrreiche und vortrefliche Rede, legte seinem künftigen Reichsfolger die Pflichten eines Regenten in den rührendsten Ausdrücken ans Herz, ermunterte ihn, — als ein weiser und gerechter Fürst, die ihm vertraute höchste Gewalt nicht anders als zur Ehre Gottes, zum Glück seiner Unterthanen und zur Aufnahme seines Reichs zu gebrauchen; Religion und Tugend auszubreiten, sein Volk als Vater zu lieben; sich gegen seine Schwestern und jüngern (außerehelichen) Brüder allzeit gütig zu erweisen, den Armen Trost zu verschaffen, getreue und gottesfürchtige Beamte zu bestellen, keinen seiner Lehen und Ehren ohne hinlängliche Ursache und Untersuchung zu entsetzen, sich selbst aber vor Gott und Menschen jederzeit unsträflich zu erhalten. — Nach dieser Ermahnung fragte der gerührte Greis: „Willst du das alles erfüllen, mein lieber Sohn?“ Ludwig versprach es mit Thränen. „Nun wohl, so

setze dir selbst diese Krone auf, und stets erinnere sie dich an dein Versprechen.“ Er thats vor allem Volke. Der Vater beschenkte ihn hierauf herrlich, und schickte ihn nach einem unter vielen Thränen genommenen Abschied nach Aquitanien, seiner Provinz. Das war das letztemal, da er ihn sah.

Karl machte hernach sein Testament, wies darin seinen übrigen Kindern ihre Versorgung an, und verordnete, daß das Königreich Italien dem jungen Bernhard, seinem Enkel, verbleiben sollte; der auch nachher in dessen Besitz gelassen wurde. Seine noch übrige Zeit weihte der betagte Kaiser dem Gebete, den Wissenschaften und den Werken der Menschenliebe. Kein Bischoff seines Reichs war ein so großer Theolog, als er, wie er denn in allen der größte Mann seiner Zeit war. Er verschrieb sich Grammatiker aus Griechenland und Syrien, die ihm den Grundtext der vier Evangelisten wieder herstellen helfen mußten, welches die letzte Arbeit seiner kränklichen Tage war, die mancher, der Beruf dazu hätte, auch in gesunden Tagen verabscheuen würde.

Endlich kam die Stunde des Todes, im Jahre achthundert und vierzehn. Ein Fieber kündigte sie Karln an, das mit Seitenstechen begleitet war. Fasten war sonst seine gewöhnliche Kur, aber auch Fasten hilft für's Sterben nicht. Seine Natur war durchs Alter und die angestrengte Arbeitsamkeit so geschwächt, daß sie unterliegen mußte. Er starb in dem genannten Jahre, am acht und zwanzigsten Januar, nachdem er siebenzig Jahre gelebt und sieben und vierzig regiert hatte. Sein Körper wurde zu Aachen in der von ihm selbst erbauten Marienkirche beigesetzt.

Karls Geist ging nicht auf seine Nachfolger über; und so war es unausbleiblich, daß die Nation, anstatt Fortschritte zu machen, nach seinem Tode in Barbarey zurück sank. Ludwig erbte zwar die ganze väterliche Monarchie, bis auf Italien; aber bald nachher folgte eine Ländertheilung über die andere.

2) Morgenländer.

Saladin.

Sultan von Aegypten.

Nicht unwürdig einer Stelle neben dem großen Frankenkönige Karl, ist der Sultan Saladin oder Selaheddin, der im zwölften Jahrhundert seine merkwürdige Rolle spielte. Er war einer der größten, geschicktesten und weisesten Regenten, welche die Geschichte kennt; ein tapferer und glücklicher Krieger, ein geschickter Staatsmann, und, seine Thron-Usurpation ausgenommen, einer der tugendhaftesten Menschen, voller Menschenliebe und Sanftmuth.

Saladin war aus Kurdistan gebürtig, einer großen und fruchtbaren Landschaft zwischen der Türkey und Persien in Asien, längs dem östlichen Ufer des Tigris. Frühe trat er mit seinem Bruder Schirgoueh in die Dienste des Nurredin, eines weisen Regenten und unumschränkten Beherrschers von Aleppo, Damaskus, und vieler andern syrischen und mesopotamischen Landschaften. Saladin gewann durch Klugheit und Tapferkeit die volle Gunst seines Oberherrn, und als dieser einst

dem Sultan Adhad von Aegypten Hülfstruppen sandte, so stellte er den Saladin und dessen Bruder an die Spitze derselben. Saladin blieb von der Zeit an in Aegypten, schwang sich von einer Würde zur andern, und nach des Sultans Tode selbst auf den Thron. Nicht zufrieden mit diesem ansehnlichen Reiche, verdrängte er nach Nurredins Tode dessen eilfjährigen Prinzen von der Thronfolge, ohne sich daran zu erinnern, daß er dessen Vater sein ganzes Glück zu danken hatte. Diesen Flecken möchte man um so mehr aus Saladins Geschichte hinweg wünschen, da er das Scepter selbst mit so viel Weisheit und Güte führte. Menschenliebe, Wohlthätigkeit, Religion, Gerechtigkeit und Freigebigkeit machten seinen Charakter aus. Seine Gestalt erregte mehr Liebe als Ehrfurcht; sein Blick hatte nicht das trotzige Wesen, das bisweilen die Herren der Welt ankündiget; seine Gespräche waren simpel, artig, und von einer gewissen natürlichen Beredsamkeit, seine Einbildungskraft aber erhob sich nie bis zur Poesie, und selten zu jenen kühnen Figuren und Metaphern, die den Morgenländern so gewöhnlich sind.

Saladin besaß keine von den großen Leidenschaften, welche den Menschen aus der gemeinen Sphäre herausreißen; Leidenschaften, die dem menschlichen Geschlechte so nachtheilig sind, wenn sie die Seelen ihrer Beherrscher beunruhigen. Mehr die Religion, als die Staatsklugheit gab ihm die Waffen in die Hand, und machte, daß er Blut vergoß, wovor er sonst überall einen Abscheu hatte. Er eroberte Syrien, Arabien, Persien, Mesopotamien, und ging auf Jerusalem los, das er den

Christen entreißen wollte. Die Veranlassung dazu war folgende.

Renaud de Chatillon, Herr zu Krak, einer festen Stadt auf der syrischen Gränze, hatte einen zwischen den Christen und Muselmännern geschlossenen Waffenstillstand gebrochen. Eine Karavane ging aus Aegypten nach Syrien, und er ließ alle, aus denen sie bestand, in Ketten und Banden legen. Saladin forderte die Loslassung dieser Gefangenen, Renaud aber kehrte sich daran nicht. Er begegnete dem Deputirten des Saladin hart, und schimpfte auf alle Muselmänner. Saladin ward darüber so aufgebracht, daß er Gott zum Zeugen der Untreue der Christen anrief, und bei ihm schwur, er wolle sie mit seiner ganzen Macht bekriegen, und den Renaud mit eigener Hand umbringen. Er marschierte im Jahr eilfhundert und acht und achtzig gegen die Christen, und lieferte bei Tiberias eine Schlacht mit mehr als funfzig tausend Mann. Diese Schlacht dauerte drei Tage, und war sehr blutig. Die Christen mußten endlich der stärkern Anzahl weichen, und wurden gänzlich geschlagen. Während man die Flüchtlinge verfolgte, und einer barbarischen Staatsklugheit zu Folge, alle Tempel- und Hospitalritter, als unversöhnliche Feinde der Mahomedaner umbrachte, ließ Saladin ein Zelt mitten auf dem Schlachtfelde aufrichten, und die vornehmsten Gefangenen zu sich bringen, unter denen Guido von Lusignan, König zu Jerusalem, und Renaud de Chatillon waren. Der Sultan nahm den König sehr gnädig auf, bedauerte ihn wegen seines Unglücks, ließ ihn zu seiner Rechten sitzen, und unterhielt sich mit ihm vermittelst eines Dollmetschers.

Da er sah daß dieser Prinz sehr durstig war, ließ er ihm einen erfrischenden Trank herbei holen. Lusignan reichte, nachdem er getrunken hatte, den Becher dem Renaud; aber der Sultan rief: „Halt, ich will nicht, daß dieser Ungetreue in meiner Gegenwart trinke; denn ihm kann ich keine Gnade wiederfahren lassen.“

Es war eins von den Gastrechten, das bei den Arabern unverbrüchlich beobachtet ward, daß sie einem Gefangenen, dem sie zu Essen und zu Trinken gegeben hatten, allen Schutz und Sicherheit schuldig zu seyn glaubten. Der Sultan fuhr daher gegen den Chatillon fort: „Endlich hat dich der Himmel, der jedes Verbrechen bestraft, in meine Gewalt gegeben. Erinnere dich, wie du bundbrüchig geworden bist; erinnere dich der, selbst zur Zeit des Friedens, gegen die Muselmänner verübten Grausamkeiten, deiner begangenen Räubereyen, der Lästerungen des Propheten, der strafbaren Unternehmungen gegen die heiligen Städte Mekka und Medina. Es ist Zeit, alle diese Verbrechen zu bestrafen, und mich meines Eides zu entledigen. Ich habe geschworen, daß du von meiner eigenen Hand sterben sollst. Es ist dir indeß noch ein Mittel übrig dem Tode zu entgehen, wenn du nämlich meine Religion annimmst, die du zerstören wolltest.“

Renaud, den es verdroß, daß man ihn einer solchen Niederträchtigkeit fähig glaubte, trotzte dem Sultan mit hochtrabenden und beleidigenden Worten. Saladin, den der Zorn übereilte, stand auf, faßte ihn beim Leibe, zog ihn mitten in die Versammlung, und hieb ihm auf einen Streich den Kopf ab. Sein blutiges Haupt rollte bis vor die Füße des Königs, welcher vor Schrecken blaß

ward, und für sich ein gleiches Schicksal befürchtete. „Sey ruhig," sagte der Sultan zu ihm; „die Untreue trift nur ihren eigenen Urheber. Ich räche mich an einem Verräther; ich weiß aber auch die Rechte der Menschheit gegen diejenigen zu beobachten, die sie nicht verletzt haben." Er begegnete in der That diesem Prinzen, und den andern Gefangenen mit einer solchen Großmuth, wovon man in diesen Ländern noch kein Beispiel gesehen hatte.

Nachdem Saladin die Citadelle zu Tiberias erobert hatte, belagerte er Acra, welches sich nach zwei Tagen ergab. Er bemächtigte sich hierauf aller übrigen Plätze und fand nirgends viel Widerstand. Endlich ließ er sich vor Jerusalem sehen, welches das Hauptaugenmerk seiner Unternehmung war; diese Stadt mußte sich am zweiten Oktober des Jahrs eilfhundert und sieben und achtzig ergeben. Man hat dabei die Anmerkung gemacht, daß diese heilige Stadt, die von Kreuzbrüdern zur Zeit des Papstes Urban des Zweiten erobert ward, den Ungläubigen unter der Regierung Urbans des Dritten wieder in die Hände gerieth. Die Franken hatten sie acht und achtzig Jahre inne gehabt, und sie durch neun Könige, die alle fränkischen Ursprungs waren, regieren lassen. Der Sultan hatte jedem Einwohner zu seinem Lösegelde zehn Besans oder Goldthaler auferlegt, für eine Frau durften nur fünf, und für ein Kind nur zwei bezahlt werden. Alle, die dieses Geld nicht bezahlen konnten, sollten Sclaven bleiben. Die Anzahl der Armen, und folglich der Sclaven war sehr beträchtlich. Der Bruder des Sultans bat für Befreyung von tausend Mann; ein anderer Offizier wagte eben diese Bitte; der Sultan wil-

ligte darein und sagte: „Ihr habt euer Almosen gegeben: es ist billig, daß ich auch das meinige gebe. Macht in der Stadt bekannt, daß alle Arme sich hinwenden können, wohin sie wollen, und daß ich ihnen allen die Freiheit schenke.“

Der Sultan legte seine großmüthigen Gesinnungen noch auf verschiedene andere Weise an den Tag. Er erlaubte der Gemahlinn des Lusignan, sich anderswohin zu begeben; den Griechen und Syrern gab er die Freiheit, zu Jerusalem zu bleiben, und räumte ihnen die Kirche des heiligen Grabes ein. Alle Kranken sollten in den Hospitälern gelassen werden; er verordnete, sie auf seine Kosten zu verpflegen, und erlaubte den Hospitalbrüdern, bis zu ihrer völligen Genesung für sie zu sorgen.

Saladin, der stets voll Eifers für seine Religion war, legte in dem eroberten Lande mahomedanische Schulen an. Er reinigte alle Moscheen, und ließ den Jakobsstein, eine Moschee, die zur Kirche war gemacht worden, selbst durch die Hände der Christen mit Rosenwasser waschen. Er setzte eine prächtige Kanzel hinein, an welcher ein Sultan von Aleppo mit eigenen Händen gearbeitet hatte, und ließ über der Thüre die Worte eingraben: „Der König Saladin, ein Diener Gottes, setzte diese Aufschrift, nachdem Gott durch seine Hand Jerusalem erobert hatte.“

Ganz Europa rüstete sich, um Asien zu Hülfe zu kommen, da sich das Gerücht von den Siegen des Sultans von Aegypten ausbreitete. Die Staaten, die keine Truppen lieferten, gaben die Zehnten von ihren Einkünften und Vermögen dazu her; man nannte das den saladinischen Zehnten. Die asiatischen Christen, die

sich nach Tyrus gewandt hatten, machten, da sie solche Verstärkung bekamen, Anstalt, Saint Jean d' Acre zu belagern, schlugen die Muselmänner, und bemächtigten sich dieser Stadt nebst Cäsarea und Jaffa. Die Kreuzbrüder nahmen sich nun vor, Jerusalem zu belagern, da aber zwischen ihren Anführern eine Uneinigkeit entstanden war, sahe sich der König von England, Richard, gezwungen, einen Stillstand auf drei Jahre und drei Monate mit dem Saladin zu schließen, durch welchen die Christen auf den Küsten von Tyrus bis Joppe Sicherheit erhielten. Saladin, der zu Damas von einer tödtlichen Krankheit befallen ward, überlebte diesen Stillstand nicht lange. Die Geschichtschreiber erzählen, daß Saladin kurz vor seinem Tode befohlen habe, die Leinwand, in welche man ihn, wenn er begraben würde, wickeln sollte, an eine Lanze zu binden, sie auf den Straßen zu Damas herum zu tragen, und dabei auszurufen: „Sehet, das ist es, was Saladin, der Bezwinger des Orients, von allen seinen Eroberungen mit sich nimmt!“

Saladin beobachtete die Verordnungen des Alkorans so gewissenhaft, daß ihn die Muselmänner unter ihre Heiligen gesetzt haben. Er ließ während seiner Krankheit an alle Arme, selbst an Christen, Almosen austheilen. Man mußte endlich sein Geschmeide und seinen Hausrath verkaufen, weil er alles weggegeben, und nichts für sich gespart hatte. Saladin sah das Herz seiner Unterthanen als den einzigen Schatz eines Königs an.

Nie war ein Prinz von der Pflicht, seinen Unterthanen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, mehr überzeugt,

als er. Er hielt selbst alle Montage und Donnerstage einen Divan (Staatsrath), er mochte in der Stadt oder bei der Armee seyn. An andern Tagen in der Woche nahm er dessenungeachtet noch Bittschriften von den Unterthanen an, und entschied in Sachen, die keinen Aufschub litten. Alle Personen ohne Unterschied des Standes, des Alters, des Landes, der Religion, hatten einen freien Zutritt bei ihm. Muselmänner und Christen, Freunde und Einheimische, Arme und Reiche, alle wurden zu seinem Tribunale zugelassen, und erhielten, was den Gesetzen, oder vielmehr der natürlichen Billigkeit gemäß war. Als ein gemeiner Mann den Neffen des Sultans verklagte, befahl ihm dieser zu erscheinen. Ein gewisser Omar, ein Kaufman aus Akhlat, einer dem Saladin nicht unterworfenen Stadt, gab sogar eine Klage gegen diesen Monarchen beim Kadi (Richter) zu Jerusalem ein, wegen eines Sclaven, den der Sultan bei sich hatte, und an den der Kaufmann ein Recht zu haben vorgab. Der Kadi gab dem Sultan von diesem sonderbaren Vorfalle Nachricht, und fragte, wie er sich dabei zu verhalten habe? „Thue, was Recht ist“, gab ihm der Sultan zur Antwort. Er erschien am bestimmten Tage vor dem Richter, vertheidigte seine Sache selbst, gewann sie; und statt die Verwegenheit des Kaufmanns zu bestrafen, ließ er ihm vielmehr eine Summe Geldes auszahlen, um ihn für die gute Meinung zu belohnen, die er von seiner Redlichkeit gehabt hatte, indem er vor seinem eigenen Tribunale Recht gesucht hatte, ohne zu befürchten, daß es da aus Begünstigung verletzt werden könnte.

Seine Unterthanen, die seine Gütigkeit kannten, trugen kein Bedenken, ihm zu allen Stunden beschwerlich

zu fallen. Eines Tages, als dieser Prinz den ganzen Morgen mit seinen Emiren und Ministern gearbeitet hatte, begab er sich aus dem Gedränge bei Seite, um ein wenig auszuruhen. In dem Augenblick kam ein Sclav und bat um Audienz. Saladin sagte, er solle nur morgen wiederkommen. Der Sclave sagte, seine Sache litte keinen Aufschub, und warf ihm das Memorial vor die Füße. Der Sultan hob es selbst auf, las es, fand die Bitte billig, und versprach sie ihm zu gewähren. Er sagte sodann zu seinen Ministern, die über diese ungemeine Gnade erstaunten: „Dieser Mensch hat mich nicht beleidigt; ich habe ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und habe damit nur meine Schuldigkeit gethan.“

Bei einer andern Gelegenheit, als er mit seinen Generalen sich wegen der Kriegsoperationen besprach, überreichte ihm eine Frau eine Bittschrift. Saladin ließ ihr sagen: daß sie warten sollte. „Ey, warum bist du König,“ sagte sie, „wenn du nicht unser Richter seyn willst.“ — Sie hat Recht, sagte der Sultan, verließ die Versammlung, hörte das Anbringen der Frau, und ließ sie befriedigt von sich gehen.

Einst zankten sich zwei Mamelucken (Soldaten von der Leibgarde) nicht weit von Saladin, und einer warf den Pantoffel nach dem andern, dieser wich aus, und der Pantoffel traf den Sultan. Er that als ob er es nicht bemerkte, kehrte sich nach einer andern Seite, und sprach mit seinen Generalen, damit weder er noch sonst jemand weiter an den Zufall gedächte, und er sich nicht genöthigt sahe, ihn zu bestrafen.

Zu der Zeit, als der Sultan am meisten gegen die Franken aufgebracht war, und er allen, die zu Gefange-

nen gemacht wurden, die Köpfe abschlagen ließ, brachte man einen christlichen Offizier in sein Lager, der voll Todesangst war. Als ihn Saladin um die Ursach dieser Furcht fragte, sagte er: „Ich zitterte, als ich mich deiner Person näherte, aber ich höre auf mich zu fürchten, da ich dich sehe: ein Prinz, dem Gnade und Güte aus den Augen leuchtet, kann nicht die Grausamkeit haben, mich zum Tode zu verurtheilen.“ Der Sultan lächelte, und schenkte ihm Leben und Freiheit.

Saladin hinterließ sehr viele Söhne, die unter sich blutige Kriege führten, und sein Reich in mehrere kleine Staaten theilten. Den Hauptthron von Aegypten riß Saladins Bruder, Adel Seifeddin an sich.

II.

Religionsstifter.

Mahomed.

Stifter der mahomedanischen Religion.

Im Anfange des siebenten Jahrhunderts that sich im glücklichen Arabien ein Mann hervor, der ohne große Kenntnisse und ohne Wunderthaten, blos durch die Hülfe des uneingeschränktesten Vertrauens, welches er sich erwarb, mit außerordentlichem Glück eine neue Religion stiftete, die sich in drei Welttheilen ausbreitete, und zu der sich noch jetzt mehrere große Länder bekennen. Mahomed ist der Stifter dieser Religion, welche von ihm die mahomedanische genannt wird. Das Geburtsland derselben, Arabien, behauptete sich beständig im Besitz einer ungestörten Freiheit. Große Sandwüsten, Mangel an Wasser und heißes Klima schützten es gegen die Einfälle auswärtiger Eroberer. Unverdienter Weise pries man schon im Alterthum Arabiens Reichthümer; nur ein kleiner Theil des großen Landes hat reine Luft, gesundes

DANTE ALIGHERI.

MAHOMED.

Wasser, schöne Baumfrüchte und edle Pferde. Indessen sind die Einwohner bei ihrer Armuth gastfrei und gutmüthig, nur daß sie Straßenraub für erlaubt halten. Ihr Körper ist stark und geschmeidig; ihr Ansehen offen und heiter; sie sind zur Fröhlichkeit geneigt, und haben eine leicht gereitzte Lebhaftigkeit des Geistes. Es stunden vortrefliche Volksdichter unter ihnen auf, deren Gesänge noch jetzt in jedermanns Munde sind, und ihre Weisheitssprüche, Fabeln und Mährchen sind eben so schön gedacht als eingekleidet. Ihre Religion hatte die Gestirne und die Weltkörper zu Gegenständen der Verehrung. Es wohnten aber auch viele Juden und Christen in Arabien, die sich im fünften und sechsten Jahrhundert vor dem Verfolgungsgeist dahin geflüchtet hatten.

Arabien war der Zufluchtsort der Gewissensfreiheit. In seinem Schoße nährte es vertragsame Bewohner, und Hand in Hand sah man daselbst, neben Christen Heiden, neben Juden Sabäer. Die Einwohner bildeten mehrere kleinere Republiken, die man Stämme nannte und zu ihrem Oberhaupte die Aeltesten ihrer vornehmsten Familien hatten. Die Fürsten von Mekka waren die gebornen Heerführer derselben, und zugleich die Beschützer der alten Religion der Araber, die sie von Ismael und Hagar, oder noch lieber von Abraham herleiteten. Der Haupttempel, welcher von zahlreichen Karavanen oder zahlreichen Pilgerscharen fleißig besucht wurde, befand sich ebenfalls zu Mekka.

Hier wurde Mahomed im Jahr fünfhundert und ein und siebenzig der christlichen Zeitrechnung geboren. Der Stamm, zu dem er gehörte, hieß Koraisch, und seine Familie war die vornehmste in diesem Stamme,

die ihr Geschlechtsregister bis zu Abrahams Sohne Ismael hinauf führte. Schon hatten einige seiner Vorfahren, namentlich sein Urgroßvater Haschem, die Gelegenheit benutzt, sich und ihren Staat durch einen ausgebreiteten und sichern Handel nach dem glücklichen Arabien und Syrien, und durch bewafnete Geleitung, die sie selbst übernahmen, reich zu machen. Sein Großvater Motaleb war Priester im Tempel zu Mekka, Oberhaupt dieses Stammes, Fürst über das dazu gehörige Gebiet, und war im Stande, wider benachbarte Völker Krieg zu führen. Mahomeds Aeltern selbst traten mit Ruhm in die Fußtapfen ihrer edlen Vorfahren. Seine Mutter Aminah war eben so schön als tugendhaft; aber sein Vater Abdallah hatte eine so entzükkende Gesichtsbildung, daß jedes Frauenzimmer, das ihn sah, sich den Besitz desselben wünschte, daß an seinem Hochzeittage manches Mädchen, das sich nun getäuscht sah, aus Verzweiflung starb.

Mahomed genoß das Glück nicht, unter den Augen dieser Aeltern groß zu wachsen; als er noch nicht zwei Jahr alt war, verlor er seinen Vater, und im achten Jahre ward auch die trefliche Mutter eine Leiche. Die ganze Erbschaft, die ihm zufiel, bestand in fünf Kameelen und einem äthiopischen Sclaven. Seine Geburt gab ihm zwar gegründete Ansprüche auf die Regierung, aber seine Armuth nöthigte ihn, dem Vorschlage seines Onkels Abu Taleb Gehör zu geben, und sich der Handlung zu widmen. Er ließ sich den Vorschlag gefallen, und der Onkel, der jetzt Fürst von Mekka war, und zugleich als Kaufmann große Geschäfte machte, sandte seinen Neffen in Handelsangelegenheiten nach Syrien, Aegypten und

Palästina. In dieser Schule der Erfahrung sammelte sich der emporstrebende Jüngling einen Schatz von Menschenkenntniß, und es blieb nicht unbemerkt, daß die Natur ihn mit vorzüglichen Fähigkeiten ausgerüstet habe. Seiner treflichen Mutter dankte er herrliche Gaben des Geistes und eine einschmeichelnde, unwiderstehliche Beredsamkeit, und seinem Vater die vollkommenste männliche Schönheit. Wer ihn sah, liebte ihn; wer ihn hörte, mußte ihn achten. Ein Feuergeist, der aus den durchbohrenden schwarzen Augen blitzte und durch den kühnen majestätischen Schritt sich kund that; eine kraftvolle Gesundheit, die seine Wangen ründete und mit einer sanften Bräune färbte; die feinen Züge, die seinem Gesicht eine edle Milde gaben, zarte Augenbraunen, eine Adlernase, ein wohlgebildeter Mund mit schönen Zähnen; ein nervigter Bau, nicht allzugroß — das war die Mitgabe der Natur, durch die er sich, wohin er kam, die Herzen unterwarf.

Frühe verließ Mahomed das Haus seines Oheims und wurde Handelsfactor bei einer reichen, noch nicht alten Witwe zu Mekka, Namens Chadischah, die einen starken Handel nach Syrien trieb. Mahomed besorgte die Geschäfte dieser Witwe mit sehr vielem Fleiß und großer Geschicklichkeit, und erwarb sich dadurch ihre Zuneigung, aus der endlich Liebe wurde. Sie gab ihm ihre Hand, und machte ihn dadurch zu einem der reichsten und angesehensten Männer ihrer Vaterstadt. Freilich würde Chadischah diesen Schritt nicht gethan haben, wenn sie seine epileptischen Zufälle gewußt hätte: allein er verbarg ihr dieselben dadurch, daß er sich immer unter dem Vorwand wichtiger Geschäfte, oder einer

besondern Andacht entfernte, wenn er einen Anfall verspürte.

Schon auf seinen Handelsreisen hatte sich in ihm der Wunsch erregt, die alte und echte Religion seiner Vorfahren von den Verunstaltungen, die sie durch Sternendienst, Abgötterey, Bilder und fremde Gebräuche erlitten hatte, zu reinigen. Er gab, da er durch seine Heirath ein so ansehnliches Vermögen erlangt hatte, bald die Handlungsgeschäfte völlig auf, folgte seiner Neigung zum einsamen Grübeln, und beschloß nach manchem Hin- und Hersinnen, Stifter einer neuen Religion zu werden, wodurch er die Einfalt der Vorwelt unter seine Volksgenossen zurückführen, ihnen würdige Vorstellungen von Gott und der Zukunft beibringen, und sie mit dem Wege zur wahren Glückseligkeit bekannt machen könnte. In Arabien fand er in diesem Punkte nichts als Aberglauben; die jüdische Religion war so feindselig und engherzig, und das Christenthum richtete, durch den gegenseitigen Verfolgungsgeist und Haß der Theologen und sogenannten Ketzer, in den griechischen Staaten so viel Streit und Unfug an, daß die Heiden es als eine Quelle alles Bösen verabscheuten. Aber in jeder dieser Religionen lag doch etwas das Gemüth ansprechendes, und dieß alles in ein neues Bild zu vereinigen und der Phantasie des Morgenländers gefällig darzustellen, war das stille Dichten des tiefsinnigen Mannes. Er führte von nun an ein äußerst eingezogenes Leben, brachte die meiste Zeit in der Einsamkeit und in stillen Betrachtungen zu, und erlangte dadurch allmählich den Schein einer besondern Heiligkeit. Oefters hielt er sich mit seiner Familie auf dem nahe bei Mekka gelegenen Berge Hora auf, und entfernte sich auch hier zuweilen

von den Seinigen. Das beständige Sinnen und Brüten über seinem gewagten Vorhaben gab seiner Phantasie einen solchen Schwung, daß er im Traum Erscheinungen hatte. Allmählich träumte er auch bei Tage, hatte Offenbarungen, und meldete einst seiner Gattinn, da er aus seiner Einsamkeit zurück kehrte, in einem feierlichen Tone: ein Engel Gottes sey ihm in großem Schimmer erschienen, und habe ihm gemeldet, daß er zu einem besondern Gesandten Gottes an die Menschen auserseben worden sey.

Die gute Frau mochte wohl große Augen machen, als ihr diese Eröffnung gemacht wurde. Sie fand in ihrer frommen Einfalt keinen Grund, die Wahrheit des Vorgebens zu bezweifeln, und hegte nun die innigste Hochachtung gegen den Mann, den die Gottheit selbst zu ihrem Liebling erkoren hatte. In der Freude ihres Herzens entdeckte sie das Wunder einem ihrer Verwandten, der im Hause wohnte, und auch dieser fand kein Bedenken, den Vorgang als wahr anzunehmen.

So hatte nun Mahomed seine prophetische Laufbahn eröffnet. Er war damals vierzig Jahre alt, daher dieses Jahr von seinen Anhängern das Jahr der Sendung genannt wird. Er wagte es jetzt aber doch noch nicht, öffentlich aufzutreten, und seine neue Lehre vorzutragen. Freundschaftliche Unterredungen unter denen, mit welchen er Umgang hatte, sollten anfänglich seine Erdichtungen verbreiten. Die Bewohner seines Hauses waren bald auf seiner Seite. Unter diese gehörte sein junger Vetter Ali, Abu Talebs Sohn — ein Feuerkopf, der seine ganze Beredsamkeit aufbot, um den Ungläubigen die göttliche Sendung Mahomeds zu beweisen. Die Gattin des letztern war auch nicht müßig, ihm im Kreise ihrer Be-

kannten Anhänger zu verschaffen, unter denen dann wieder viele die Sache noch mehr verbreiteten, so daß der Prophet in einer Zeit von drei Jahren schon ganze Familien für sich gewonnen hatte. Das Ansehen seines neuen Glaubens wuchs hauptsächlich von der Zeit an, als Abu Becr, einer der vornehmsten und geschicktesten Männer in Mekka, sich für denselben erklärte, und als, durch dessen Beispiel verleitet, noch mehr Männer von Bedeutung denselben annahmen.

Im Vertrauen auf diesen glücklichen Erfolg wagte es nun Mahomed, seine Sache öffentlich bekannt zu machen. Ali mußte alle Abkömmlinge seines Großvaters zu Gaste bitten. Als die Gesellschaft, mehr als vierzig an der Zahl, bei Tische saß, sich durch Speise und Trank erquickte und frohen Muthes war, redete sie Mahomed unvermuthet in einem feierlichen Tone also an: „Ich biete euch Glückseligkeit an, sowohl für dieses als für jenes Leben; Gott der Allmächtige hat mir befohlen euch zu berufen; auf welchen aus euch ich mich also verlassen kann, wer meine Sache vertheidigen will, der sage es an.“ Alle staunten, alle schwiegen; nur Ali sprang auf, erklärte sich für seinen eifrigsten Vertheidiger, und drohte allen, die sich widersetzen würden. Mahomed umarmte den Ali aufs zärtlichste, und ungeachtet alle übrigen in ein lautes Gelächter und Gespött ausbrachen, ließ er sich doch nicht aus der Fassung bringen; vielmehr fing er von diesem Augenblicke an, öffentlich vor dem Volke die Erscheinungen zu erzählen, die er gehabt haben wollte. Das Volk hörte ihn anfangs gelassen an; sobald er aber anfing, den bisher üblichen Götzendienst als verabscheuungswürdig zu schildern, so wurde es aufs äußerste gegen ihn aufge-

bracht, und erklärte ihn für seinen Feind; es würde auch einen förmlichen Aufruhr angefangen haben, wenn nicht der vielgeltende Abu Taleb es verhindert hätte. Er versuchte es, seinen Vetter Mahomed auf andere Gesinnungen zu bringen, aber dieser ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Dadurch reizte er die Menge so sehr, daß es nun nicht rathsam war, länger in Mekka zu bleiben. Er rieth selbst seinen Anhängern, anderswo ihre Zuflucht zu suchen. Sechszehn seiner treuesten Anhänger flohen nach Aethiopien; unter diesen war auch seine geliebte Tochter Fatime, die Gemahlin des Ali; ihnen folgten mehrere nach, so daß die Zahl der Flüchtlinge sich auf drei und achtzig Männer und achtzehn Weiber belief, ohne ihre Kinder. Die Wuth ihrer Verfolger ging so weit, daß sie von dem Beherrscher Aethiopiens die Auslieferung der Flüchtlinge verlangten; aber dieser schützte sie nicht nur, sondern nahm sogar ihre Religion an.

So hatte also auch Mahomed das Loos der meisten Propheten, daß er nichts in seinem Vaterlande galt. Seine Feinde schlossen ein förmliches Bündniß zur Unterdrückung seiner Lehre. Der Prophet kam dadurch in nicht geringe Gefahr, und er war genöthigt, sich in dem Hause eines seiner Freunde außerhalb Mekka zu verbergen. Der Tod raubte ihm jetzt auch seine treue Gattin und seinen mächtigsten Beschützer Abu Taleb, wodurch er in große Betrübniß versetzt wurde.

Wenn gleich Mahomed mehrmals gezwungen wurde, seinen empörten Verfolgern durch die Flucht zu entrinnen so schlug dies doch seinen Muth nicht in dem Grade nie der, daß er sein Vorhaben aufgegeben hätte. Wie alle

Begeisterte seiner Art ward er allmählich von den Schöpfungen seiner Dichtungskraft so hingerissen, daß er nicht mehr sein eigenes Ich, sondern die Gottheit selbst in seinem Innersten wirken fühlte. So oft sich daher die Wuth seiner Gegner nur einigermaßen gelegt hatte, kehrte er immer wieder nach Mekka zurück, und suchte seine Lehre auszubreiten. Bei einer Nation, die eine so lebhafte Einbildungskraft besitzt, wie die Araber, waren schlechterdings Wunder nöthig, um einen neuen Glauben bei ihr in Ansehen zu bringen. Mahomed säumte auch nicht, dieses Kennzeichen seiner göttlichen Sendung immer mehr geltend zu machen. So mußte z. B. eine Taube, die er abgerichtet hatte, aus seinen Ohren Erbsen zu holen, einen Botschafter des Engels Gabriel vorstellen. Dann stattete er feierlich von einer Reise Bericht ab, die er in den Himmel gemacht hatte. Von dem Engel Gabriel, der seinen Stallmeister vorstellte, von Sünden gereinigt, ritt er auf dem Esel Borak durch die Luft nach Jerusalem. Von hier stieg er auf einer Leiter von einem Himmel zum andern, bis in den siebenten, wo er am Throne Gottes die Worte las: „Nur Gott ist Gott, und Mahomed ist sein Prophet.“ Aus Gottes eigenem Munde empfing er nun die Anweisung wegen seines künftigen Verhaltens.

Die Erzählung dieses großen Wunders fand anfangs wenig Glauben, und man war geneigt, Mahomed für wahnsinnig zu halten. Aber ein angesehner und allgemein beliebter Mann trat auf, und behauptete, diese himmlische Reise habe nicht nur nichts Falsches, sondern alle Umstände verbürgten sogar die Wahrheit derselben. Dieses Zeugniß aus dem Munde eines vielgeltenden Mannes

verstärkte den Glauben an den Propheten, und es geschahen jetzt schon häufige Wallfahrten nach Mekka, um den Gesandten Gottes predigen zu hören. Viele wurden von seinen Vorträgen so dahin gerissen, daß sie bei ihrer Nachhausekunft überall sein Lob verbreiteten, und ihm neue Anhänger gewannen. Er selbst sandte, nach Christi Beispiel, zwölf Apostel in die umliegende Gegend, und vermehrte auch durch ihre Bemühungen die Zahl seiner Verehrer. Den meisten Eingang fand seine Lehre in der berühmten Stadt Medina, welche damals Yatreb hieß. Es kamen aus derselben zwölf Männer nach Mekka zu ihm, die sich eidlich verpflichteten, ihm in allen rechtmäßigen Stücken strengen Gehorsam zu leisten. Er schickte sie mit Masab, einem seiner vorzüglichsten Schüler, nach Medina zurück, um sie und mehrere andere in den Lehren und äußern Gebräuchen seiner Religion zu unterrichten. So wuchs die Zahl seiner Freunde in Medina, aber in Mekka wurden seiner Feinde immer mehr. Die Einwohner von Medina schwuren, ihn mit aller Macht gegen seine Feinde zu vertheidigen; er hingegen versprach ihnen dafür das Paradies, und sie waren zufrieden.

Bisher hatte er nur sanfte Mittel gebraucht, seine Religion zu verbreiten, nun aber, da er sich durch seinen Anhang stark genug fühlte, seinen Feinden Widerstand zu leisten, schritt er zur Gewalt, und gab vor, Gott habe ihm und seinen Nachfolgern erlaubt, sich wider die Ungläubigen zu vertheidigen. Er ging bald weiter und sagte, er habe sogar die Macht seine Feinde anzugreifen, die Abgötterey mit Gewalt auszurotten, und den Glauben mit dem Schwerte fortzupflanzen. Um dieser Freiheit gemäß zu handeln, rieth er allen seinen Anhängern zu

Mekka, daß sie sich nach Medina begeben sollten. Ohne Widerrede gehorchten sie; er aber blieb mit einigen seiner Vertrautesten noch zurück. Seine Feinde unter dem Stamm Koraisch fürchteten sich vor seiner wachsenden Macht; ihn entfliehen zu lassen dünkte ihnen gefährlich, und so beschlossen sie denn, ihn bei der ersten guten Gelegenheit zu ermorden. Glücklicherweise erhielt Mahomed noch zur rechten Zeit von diesem Mordanschlage Nachricht, und schlich sich deswegen mit List aus Mekka heraus. Ergrimmt setzten ihm seine Feinde nach, fanden ihn aber nicht, weil er sich drei Tage lang in einer Berghöle versteckte, und als er nachher dennoch einer Streifpartey in die Hände fiel, so wußte er den Anführer derselben zu gewinnen, daß er auch dieser Gefahr entging. So kam er denn glücklich nach Medina.

Weil diese Flucht Mahomeds, die im Jahr Christi sechs hundert und zwei und zwanzig geschah, der Grund zu seiner nachmaligen Größe und Herrschaft wurde, so haben die Araber und andere Nationen, die seinen Glauben annahmen, ihre Zeitrechnung von dieser Begebenheit angefangen. Daher die Jahre der Hegira, Hedschra, weil dieses Wort im Arabischen Flucht bedeutet.

Sobald der neue Gesetzgeber sich in Medina gesichert sah, so fing er wieder an, seine Lehren auszubreiten. Der Ruf, den er sich erwarb, als wenn er mit göttlichen Eingebungen, und der Gabe der Weissagung begnadigt wäre, nebst der bequemen Sittenlehre, nach seinem neuen Gesetze, verschafte ihm in kurzer Zeit eine Menge von Anhängern aus den angränzenden Oertern. Sein Unwille wider seine Mitbürger von Mekka, die ihn aus

seinem Geburtsorte vertrieben hatten, flößte ihm ein Verlangen ein, sich an ihnen zu rächen. Er glaubte, es wäre die empfindlichste Art, dieß zu thun, wenn er erklärte, daß Medina seine Stadt, und der Sitz seines Reichs für ihn und seine Nachfolger seyn sollte. Er baute daselbst einen zum Gottesdienste seiner Religion gewidmeten Tempel, und für sich ein Haus; auch sein Grab ließ er bauen. Ehrgeitz und Rachgier ließen ihm jetzt keine Ruhe. Er schickte Streifparteien aus, um sich an seinen Feinden zu rächen, führte einige selbst an, lieferte seinen Feinden viele Schlachten, und auch seine Generale unternahmen glückliche Züge. Es gehörte jetzt mit zu den Offenbarungen, die Gott ihm gab, daß es recht sey, für die wahre Religion Gewalt zu brauchen und Blut zu vergießen. Selbst in den zwei Monaten ruhte er nicht, welche, den Handelswallfahrten zur Sicherheit, die Religion dem Stillstand aller Waffen geheiligt hatte, weil er der Knecht Gottes war, dessen Verwerfung bestraft werden mußte. Seine Siege waren Bestätigungen seiner himmlischen Sendung; je stärker er wurde, um so kühnere Entwürfe faßte er. Bald war ein kleiner Staat errichtet, welcher ihn als Propheten und Beherrscher ehrte. Wenn sich seine Religionslehre gar bald auch unter den Christen ausbreitete, so geschah es unter andern, einerseits aus Aergerniß und Unwillen über Streithändel in der christlichen Kirche, andrerseits wegen Unwissenheit der christlichen Flüchtlinge, deren Nachkommen in Arabien nicht genug Exemplare von den heiligen Schriften antrafen, nicht mehr den Grundtext verstanden und auch noch mit keiner Uebersetzung versehen waren.

Seine Truppen erhielt Mahomed theils durch freiwillige Beiträge seiner Anhänger, theils durch die Verordnung, jedesmal den fünften Theil der gemachten Beute in eine Schatzkammer zu legen, wozu er von Gott Befehl zu haben vorgab. Da er sich schon in seiner Jugend durch Reisen, kriegerische Unternehmungen, und durch die Verfolgung der Löwen und anderer wilder Thiere abgehärtet hatte, und da es ihm eben so wenig an Tapferkeit als Einsicht und Verschlagenheit gebrach, so spielte er seine kriegerische Rolle fortdauernd mit vielem Glück. Kein Unglück konnte ihn niederschlagen, keine Niederlage ihn entkräften. Oft erschien er nachher noch mächtiger und furchtbarer, weil eben der unerschütterliche, vertrauungsvolle Muth, der aus seinen Handlungen hervor leuchtete, und der seiner Behauptung, daß er in Gottes Namen Krieg führe, ein großes Gewicht gab, die Zahl seiner Bewunderer und Verehrer nothwendig vergrößerte. Als sich seine Anhänger durch den Beitritt der um Medina gelegenen Ortschaften ansehnlich vermehrt hatten, so fing er an, seine Religion auch außer den Gränzen Arabiens auszubreiten, und trachtete durch Gesandte und Briefe die benachbarten Fürsten zur Annahme derselben zu bewegen. Viele stimmten ihm bei, nur der König von Persien wies die Gesandten mit Unwillen und Verachtung ab. Da aber dieser bald darauf von seinem Sohne ermordet wurde, und der letztere den Propheten gelinder behandelte als sein Vater, so fielen dem neuen Glaubensverbreiter viele angesehene Perser zu. Unter andern hatte er auch die Freude, daß der Regent von Yemen, der bisher ein Vasall von Persien war, sich seiner Oberherrschaft unterwarf. Auch der Statthalter

von Aegypten nahm seine Botschaft gut auf, schenkte ihm nebst andern Kostbarkeiten auch zwei sehr schöne Sclavinnen, und ließ seine Religion im Lande verbreiten. Einer seiner Feldherren, den er das Schwert Gottes nannte, eroberte ihm Syrien. Nirgend hatte er mehr Feinde als in seiner Vaterstadt, wo man öfters Versuche machte, ihm gewaltsamen Widerstand zu thun. Aufgebracht darüber rückte er mit zehntausend Mann vor dieselbe, eroberte sie im Sturm, behandelte aber die Besiegten mit eben so großmüthiger als kluger Schonung. Seine Siege und Eroberungen gingen nun immer mehr ins Große; er hatte unter seinen Befehlen ein Heer von dreißig tausend Mann, und wer ihm nicht gerne huldigte, wurde gezwungen. So bewirkte er die Unterwerfung mehrerer ansehnlicher Länder in Asien und Afrika, die vorhin von kleinern Fürsten beherrscht wurden; selbst größere Fürsten huldigten ihm, und bekannten sich zu seiner Religion und zu seiner Oberherrschaft. Von mehr als hunderttausend Menschen begleitet, machte er eine Wallfahrt nach Mekka, und sah nun alle seine vormaligen Feinde gedemüthigt.

Mitten im Laufe eines so seltenen Glückes starb er, im Jahr Christi sechshundert und zwei und dreißig, im zehnten Jahre nach seiner Flucht, und nach dem Anfange des zwei und sechszigsten seines Lebens. Sein Tod war die Folge des Giftes, das ihm ein Weib vorlängst beigebracht hatte, um sich von seiner Unverletzlichkeit zu überzeugen. Er hinterließ seinem Nachfolger Abubeker ein weitläuftiges Reich, und dieser wählte Medina, den Begräbnißort Mahomeds, zur Residenz seiner neuen Herrschaft. Es war kein Jahrhundert verflossen, so hat-

ten die Araber Persien, Syrien, einen Theil von Klein-asien, Aegypten, die Küsten von Afrika, und Spanien erobert, und wo sie Sieger waren, da mußte auch Mahomeds Religion triumphiren. Sie predigten mit Feuer und Schwert, und zertrümmerten fast alles, wo sie hinkamen. Es ist indessen nicht zu läugnen, daß die große Ausbreitung des Islam *) auf jene Völker eine gute sittliche Wirkung hervorgebracht habe, indem dieselben dadurch zu dem Begriff eines heiligen, höchst erhabenen, allmächtigen und allgütigen Wesens, zum Glauben an ein künftiges Leben und zur Beobachtung vieler moralischen Vorschriften geleitet worden sind, die ohne die Empfehlung einer so phantasiereichen Religion keine Kraft über ihren Willen gewonnen haben würden. Der äußere Gottesdienst, den Mahomed anordnete, ist auch zum Theil nicht tadelnswürdig. Ueberhaupt empfahl sich diese Religion einer Menge Menschen dadurch, daß sie ziemlich ungekünstelt, eines kurzen Inhalts, leicht zu behalten, und ungefähr eben so leicht zu beobachten war. Außerdem vereinigte ihr Urheber gleichsam die Anhänger mehrerer Religionen mit einander, indem er einiges aus der jüdischen und christlichen nahm; den Heiden aber wenigstens durch seine Sittenlehre gefallen konnte, die doch lange noch nicht die Strenge der christlichen hatte, und unter an-

*) Die vornehmsten Punkte des Glaubens, die Mahomed als Bevollmächtigter des Himmels in Ansehen brachte, nannte er den Islam d. i. den Glauben an Gott, und diejenigen, die ihn annahmen, wurden Moslemin d. i. Gläubige genannt; ein Name, der sich, im Munde der Unkundigen, in Muselmänner verwandelt hat.

dern die Vielweiberey, obgleich etwas eingeschränkt, erlaubte.

Die vielen grausamen, arglistigen und betrügerischen Mittel, die Mahomed anwandte, um seine Lehre auszubreiten, sind Beweis genug, daß er kein von Gott gesandter Lehrer einer bessern Religion gewesen seyn könne. Seine Lehren sind alle willkürlich, und wollen geglaubt, nicht geprüft seyn. In ihnen ist Wahres und Falsches, gute und schlechte Einfälle unter einander gemengt; vieles aber, was der Mensch zu seiner richtigen Erkenntniß und völligen Beruhigung von einer göttlichen Religion erwartet, findet man in der von Mahomed vorgetragenen gar nicht. Sein wollüstiges Paradies, seine hartherzige Lehre von der Gnadenwahl und von der schrecklichen Hölle der Ungläubigen, seine feste Versicherung, daß der Mensch keine Linie breit von dem Weg abweichen könne, der ihm von der Stunde seiner Geburt vorgezeichnet sey: alle diese Lehren waren darauf angelegt, den Kriegsmuth anzufeuern und blinden Gehorsam zu fordern. Nach Mahomeds Versicherung gab es kein sichereres Mittel Vergebung der Sünden und den Himmel zu erlangen, als für die Sache Gottes zu fechten.

Das Buch, woraus die Türken die zuverläßige Erkenntniß ihrer Religion schöpfen, heißt der Koran oder Alkoran, d. i. Lesebuch. Es ist eine von Mahomeds Nachfolger Abubeker veranstaltete Sammlung von theils mündlich aufbewahrten, theils ihm nachgeschriebenen Reden, Lobpreisungen und Bekenntnissen Gottes, Ermahnungen, Widersprüchen gegen Götzendiener und Christen, Entscheidungen und Erzählungen, ohne Plan und Ordnung an einander gereihet. Frühzeitig

hielt man es für das vortreflichste Muster der arabischen Schreibart. Die Mahomedaner hegen gegen dieses Buch eine heilige Ehrfurcht, und ihr Vertrauen zu seiner Göttlichkeit geht so weit, daß sie häufig einen aufgeschriebenen Spruch daraus als einen Talisman auf dem bloßen Leibe tragen, oder in Gefahren wie eine Zauberformel zwischen den Zähnen murmeln. Mahomed selber hatte weder lesen noch schreiben gelernt, und die Türken haben eine Tradition, wie der Engel Gabriel ihm zuerst in einer Höle bei Mekka erschienen sey, und ihm gesagt habe: „Gott hat dich zu seinem Propheten erkoren, siehe hier diese Schrift!“ Er aber hat geantwortet: er könne nicht lesen. Da habe ihn der Engel beim Schopf ergriffen, und dreimal zur Erde geworfen, und darnach habe er lesen können. Ob er auch das Schreiben nach dieser Methode gelernt habe, wird nicht berichtet; die Tradition sagt nur, daß derselbe Engel ihm die Lehren des Koran in einzelnen Bruchstükken innerhalb drei und zwanzig Jahren eingegeben habe.

Ein Hauptartikel der Religion Mahomeds besteht darin: Es ist ein einziger wahrer Gott, und Mahomed ist sein Gesandter. Ein zweiter Artikel ist das Gebet mit den häufigen Abwaschungen und Reinigungen. Ein dritter Artikel empfiehlt die Wohlthätigkeit. Die zwei letzten Artikel betreffen theils das Fasten, theils die Wallfahrt nach Mekka, die jeder Bekenner der mahomedanischen Religion in seinem Leben wenigstens einmal machen muß. Die Stadt Mekka wird überhaupt für so heilig gehalten, daß in einem Um-

kreise von neun Meilen niemand hinkommen darf, der nicht ein Mahomedaner ist. So oft ein solcher betet, so unterläßt er niemals: das Gesicht gegen diese Stadt zu kehren, er mag auch seyn, wo er will, und wenn er von ihr spricht, so gibt er ihr immer das Beiwort — Prächtig!

III.

Dichter.

1) Italiäner.

Dante Alighieri.

Staatsmann und Dichter aus Florenz.

In der Nacht der Wissenschaften, welche Italien und andere Länder des Occidents überzogen hatte, erschien Dante Alighieri als ein hellleuchtendes Gestirn. Ihm gebührt der Name eines Vaters der italiänischen Poesie und Beredsamkeit. Er war der erste, der die große Straße, auf der er selbst eine zeitlang mitgewandert war, endlich verließ, und eben so verständig als kühn, auf einem noch nie betretenen Wege das Ziel seiner seltenen Dichterkraft erreichte. Er war der erste, der über seine Sprache als ein Mann nachdachte, dem die Sprache gehorchen muß. Seine italiänische Prose kann in vielen Stellen für klassisch gelten. Seine Poesie war eben so national, als neu. Als Rhetoriker bildete er seine Nation zum Studium der Regeln. Als Dichter lehrte er

sie durch sein Beispiel, sich durch keine Regel beschränken zu lassen, die nur das Herkommen für sich hat. Es ist der Mühe werth, daß meine jungen Leser diesen großen Mann kennen lernen, damit auch in ihnen der Wunsch recht lebhaft werde, einmal durch das Studium seiner unsterblichen Werke ihren Geist zu nähren.

Dante stammte aus der sehr angesehenen Familie der Alighieri, und wurde im Jahr 1265 zu Florenz geboren, einer Stadt, deren Edle sich damals vor vielen andern durch den Eifer auszeichneten, mit dem sie Wissenschaften und Künste trieben. In der Taufe erhielt er den Namen Durantes, den man in seiner Kindheit in Dante verkürzte, und den er hernach auch beständig behielt. Frühe zeigte er vorzügliche Fähigkeiten, und man säumte nicht, für die Ausbildung derselben zu sorgen. Er bekam Unterricht in der Musik und im Zeichnen, und von diesen frühen Uebungen kam es wohl auch her, daß er zeitlebens eine zierliche Hand schrieb. Ohne Zweifel lernte er schon in seinem Knabenalter lateinisch lesen, und vielleicht auch schreiben; später beschäftigte er sich mit dem Studium seiner Muttersprache. Ob er es jemals bis zum Griechischen brachte, ist ungewiß. Seinen Lehrern lag mehr daran, ihm eine Weisheit mitzutheilen, die sie vielleicht besser für sich behalten hätten. Sie lehrten ihn scholastische Philosophie, Theologie und Astrologie — Dinge, die damals für die höchste Gelehrsamkeit galten.

Früher als gewöhnlich erwachten in seinem Herzen die zärtlichen Gefühle der Liebe. Bei Gelegenheit eines Festes, das die Aeltern nach florentinischer Sitte in den ersten Tagen des May's ihren Kindern gaben, sah der kleine neunjährige Dante ein artiges Mädchen seines

Alters, die auf ihn wie ein Engel des Lichts wirkte. Sie begeisterte ihn in der Folge zu seinen ersten Gedichten, und in seinem achtzehnten Jahre gab ihm die Liebe zu der reitzenden Bice (so nannte er seine Geliebte) ein Sonett ein, das ihn sogleich ruhmvoll bekannt machte. Die berühmtesten Dichter der damaligen Zeit gaben auf das Sonett poetische Antworten, denn in Italien ist die Poesie noch jezt gesellschaftlicher als in Deutschland. Selbst Gelegenheitsgedichte von hervorstechendem Werthe werden daselbst mit einer ausgezeichneten Achtung behandelt.

Seit der Zeit, da Dante in die Reihen der Dichter eingetreten war, wollten ihm die ernstern Studien nicht mehr wie zuvor von statten gehen. Er war zu sehr mit dem Bilde der geliebten Bice beschäftigt; unter Versen und Träumen der Liebe verflossen ihm seine Tage. Wenn ihn aber die Liebe seine Studien nicht mit dem ehemaligen Fleiße fortsetzen ließ, so bildete sie dagegen seine Empfindungen zu einer seltenen Reinheit aus. Erschien ihm die angebetete Bice, dann hatte er in der ganzen Welt keinen Feind mehr; es ergriff ihn in diesen Augenblicken eine solche Flamme der Menschenfreundlichkeit, daß er jedem verzieh, wer ihn nur irgend beleidigt hatte. Seine poetischen Ergießungen athmeten das innigste Gefühl. Die verliebten Schwärmereien, denen er sich hingab, streiften zuweilen nahe genug an die Gränzen der wirklichen Verrücktheit, aber in seinen Versen blieb er immer bei Verstande. Er fiel vermuthlich vor Ueberspannung in eine Krankheit. Mehrere Tage litt er die heftigsten Schmerzen und konnte kein Glied rühren. In diesem Zustande kam er von Betrachtungen über das allgemeine Loos der Sterblichkeit auf den Gedanken an die Möglichkeit eines nahen To-

des seiner Geliebten, die sich doch damals ganz wohl befand. In diesen Gedanken vertiefte er sich mit solcher Wehmuth, daß er zuletzt im Ernste seine Bice todt vor sich zu sehen glaubte. Er sah ihr Leichenbegängniß, schluchzte und rief laut ihren Namen. Als er wieder zu genesen anfing, brachte er diesen Traum in ein Gedicht von größerm Umfang, in welchem man den ganzen Dichter sieht, der schon Anstalten traf, eine poetische Reise durch den Himmel und die Hölle zu wagen.

Inzwischen machte das Schicksal Dante's Traumprophezeihung wahr. Die Geliebte starb in ihrem sechs und zwanzigsten Jahre. So sehr der Dichter vorher durch den eingebildeten Tod derselben erschüttert worden war, so gelassen wußte er sich in den wirklichen Verlust zu finden. Er weinte lange, aber still. Und im Grunde hatte er keinen großen Verlust erlitten. Nie war ihm Bice mehr, als der Gegenstand einer idealisirenden Phantasie und einer anspruchlosen Liebe gewesen. Und die Ueberzeugung, daß er nun einen wirklichen Engel liebte, konnte einen Geist, der sich so gern zu den Höhen des Himmels erhob, leicht mit dem Schicksale versöhnen, das ihm auf der Erde im Grunde nichts geraubt hatte. Er heirathete in der Folge eine edle Florentinerin, aber die Geschichtschreiber haben unterlassen, die Merkwürdigkeiten seines häuslichen Lebens aufzuzeichnen.

So fleißig Dante den Musen huldigte, und so sehr ihn auch die Schwärmereien der Liebe dahin rissen, so versäumte er doch nicht, sich daneben dem Staate zu widmen. Als ein gebildeter, mit mancherlei Kenntnissen ausgerüsteter, wenn gleich noch junger Mann, versuchte er sich zuerst als Soldat. Schon vor dem Tode seiner

Geliebten, im Jahr 1289, hatte er einen Feldzug gegen die Aretiner mitgemacht. Das Jahr darauf focht er mit in einem Treffen gegen die Pisaner. Militärisch er Ruhm ließ sich in diesen kleinen Kriegen, durch die eine italiänische Stadt die andere aufzureiben suchte, eben nicht erreichen. Er verließ daher diese Laufbahn, die ihm überhaupt nicht gefiel, um seiner Vaterstadt als Staatsmann zu dienen, zu einer Zeit, da dieselbe beständig in zwei politische Parteien getheilt war.

Aus der Republik Florenz war seit langer Zeit Friede und Eintracht geflohen, und jetzt, da Dante als Staatsmann auftrat, verfolgten die Weißen und Schwarzen — so hießen die beiden Parteien — einander mit dem wüthendsten Haß. Dante schlug sich auf die Seite der Weißen. Welches Vertrauen der Staat in ihn setzte, beweisen die Würden, zu denen er in der ersten Reife seines männlichen Alters erhoben wurde. Einigemal diente er seiner Partei als Gesandter, und er erhielt eine der ersten Magistratsstellen unter den sogenannten Priori. Mit dieser hohen Würde bekleidet übernahm er die gefährlichste Gesandtschaft, die damals einem florentinischen Patrioten aufgetragen werden konnte.

Seit langer Zeit hatte sich der französische Prinz Karl von Anjou in die politischen Streitigkeiten der italiänischen Staaten gemischt, um ihre Uneinigkeit zu benutzen. Auf ihn rechnete in Florenz die Partei der Schwarzen. Die Weißen setzten dieselbe Hoffnung auf den Papst Bonifaz den Achten, dessen Intriguen ihnen nicht bekannt genug waren. Der schlaue Papst verstand sich mit Karl von Anjou. Dante, entweder nichts davon ahndend, oder voll Vertrauen zu seinen politischen

Fähigkeiten, reiste in aller Treuherzigkeit als Gesandter an den römischen Hof. Aber während er hier alles aufbot, durch päpstliche Vermittlung seiner Republik Frieden zu verschaffen, brach daselbst der Sturm aus, der die Partei der Weißen zu Boden warf. Karl von Anjou, gegen den Dante öffentlich gestimmt hatte, erschien vor den Thoren von Florenz. Die Schwarzen führten ihn triumphirend in die Stadt, die Weißen wurden aus derselben verjagt, und Dante war nun mit ihnen verbannt. Als er voll patriotischer Träume seine Vaterstadt verließ, dachte er wohl nicht, daß er sie nie wieder sehen sollte. Seine Verbannung sollte nach der ersten Verurtheilung nur zwei Jahre dauern, wenn er binnen dieser Zeit eine ansehnliche Geldstrafe erlegen und sich einer Kirchenbuße unterwerfen würde. Allein man kannte seinen natürlichen Stolz und seine Unbiegsamkeit nicht, denn er zog eine ewige Verbannung dieser Herabwürdigung vor.

Anfangs schien sein Schicksal indessen noch nicht entschieden. Die Vertriebenen, zu denen er gehörte, sammelten einen zahlreichen Anhang um sich, und rückten, eine kleine Armee von nicht weniger als sechszehn hundert Reitern und neun tausend Mann zu Fuß, gegen Florenz an. Aber entweder war ihre Uneinigkeit oder die Ungeschicklichkeit ihres Führers an dem Mißlingen der Unternehmung schuld, auf die sie ihre letzte Hoffnung setzten. Als sie nur noch wenige Stunden vor Florenz stunden, wo man schon vor ihnen zitterte, wurden sie auf einmal anderer Meinung, zogen sich zurück und zerstreuten sich.

So war nun Dante in seinem acht und dreißigsten Jahre als ein Verbrecher verwiesen, ohne Vaterland und

ohne Eigenthum. Dieses traurige Schicksal hatte auf seinen poetischen Charakter einen starken Einfluß. Die sanftern Gefühle, die bis dahin fast der einzige Inhalt seiner Lieder gewesen waren, vereinigten sich nun mit den Gefühlen der Armuth, des erlittenen Unrechts und des glühenden Zorns gegen seine Feinde. Alle Großmuth, mit der man ihn hie und da aufnahm, machte ihn die peinliche Demüthigung nicht verschmerzen: „das Salz im Brote Anderer schmecken, und fühlen zu müssen, wie hart der Weg ist, wenn man nur auf fremden Treppen hinauf und herabsteigt *). Die Sehnsucht nach einer ehrenvollen Rückkehr in seine Vaterstadt war die lebhafteste, und er schöpfte wirklich eine neue Hoffnung dazu, als Kaiser Heinrich der Siebente nach Italien kam. Die verbannten Florentiner flehten diesen Kaiser um seinen Schutz, und Dante setzte für diesen Zweck zwei Schriften auf, die beide, ohne Nachtheil seines Ruhms, hätten ungeschrieben bleiben können. Die erste war ein sehr leidenschaftlicher Brief an den Kaiser; die zweite war das berüchtigte Buch von der Monarchie in lateinischer Sprache. Aber die erwünschte Wirkung erfolgte nicht. Der Kaiser belagerte Florenz vergeblich, und starb im Jahr 1313.

Dante irrte seitdem allenthalben in der Lombardey, in Toskana und der Romagna umher; ja er soll auch damals nach Paris gezogen seyn, und als berühmter scho-

---

*) Tu proverai, siccome sa di sale
Lo pane altrui, e com' è duro calle
Lo scendere e'l salir per l'altrui scale.

lastischer Theolog disputirt haben. Seinen letzten Aufenthalt wählte er zu Ravenna, wo er am 14ten September 1321 starb. Nach seinem Tode bereute Florenz die Härte gegen den unsterblichen Dichter, und es wurde ihm auf öffentliche Kosten in der Kathedralkirche daselbst ein prächtiges Denkmal errichtet.

Dante glänzt in den Reihen der größten Dichter aller Zeiten und Länder wegen eines großen poetischen Werkes, das er während seiner Verbannung schrieb, und dem er selbst den Titel der göttlichen Komödie (la divina comedia) gab, ob es gleich nichts weniger, als eine Komödie ist: vielmehr kann man es unter keine von den bekannten Gattungen der Gedichte bringen. Es ist ein vollkommenes Ebenbild seiner kaustischen melancholischen Gemüthsart und seiner unglücklichen Lage. Es besteht aus drei Haupttheilen: die Hölle, das Fegfeuer und das Paradies, durch welche der Dichter eine von ihm gethane Reise erzählt. Das Lokal, wohin Hölle und Fegfeuer versetzt werden, ist das Innere der Erdkugel. Die Hölle geht trichterförmig in immer engern Kreisen als eben so vielen Abstufungen bis zum Centrum der Erde, wo, wer weiter in das Fegfeuer dringen will, wegen des Schwerpunktes, über den er nun hinaus ist, sich plötzlich umkehren und den Kopf da haben muß, wo vorher die Füße standen. Das Fegfeuer endigt da, wo das irdische Paradies liegt, und von diesem geht die Reise nach dem Monde, und von da höher hinauf durch alle Planeten bis zum Sternenhimmel.

Indem der Dichter selbst auf göttlichen Antrieb die Reise durch die drei Geisterwelten, nämlich den Ort der Qual, der Büßung und der Seligkeit antritt, bietet

sich ihm der Schatten des von ihm hochverehrten Virgil als Führer an, und erklärt ihm, daß er dieß auf Bitten der Bice, die ihm erschienen sey, thue. Sie gelangen zuerst in den Vorhof der Hölle, bewohnt von Seelen ohne Thaten, die weder Lob noch Schande verdienen. Sie ziehen einer unaufhörlich gedrehten Fahne nach, nackt, und von Fliegen und Wespen aufs Blut gestochen. „Sprich nicht von ihnen, sagt Virgil zu Dante, schau und geh vorbei.“ Sie kommen zum Acheron, werden von Charon übergesetzt, und gelangen an den Ort der ungetauften Seelen und der tugendhaften Heiden. Die großen Dichter, Helden und Weisen der Vorzeit begrüßen sie auf einer grünen Wiese; unter ihnen ist auch Aristoteles, „der Meister derer, die da wissen.“ Das Loos der Heiden ist erträglich, nur Entbehrung der Seligkeit, nicht positive Qual. In den folgenden Kreisen werden die fleischlichen Sünden von einem höllischen Sturme hinauf, hinan, hinum, hinab verschlagen, die Schlemmer tief in Koth versenkt, und mit unaufhörlichen Regengüssen geplagt, die Geitzigen und Verschwender (worunter viele Kardinäle, ja selbst Päpste sich befinden) wälzen mit Sisyphus-Geschäftigkeit sich Lasten zu, und Jähzornige, tief im sumpfigen Wasser des Styx, zerfleischen sich selbst und andere. Nun erhebt sich die große Feuerstadt des Pluto. Aus feurigen Särgen schallen die Seufzer der Ketzer. Dann folgen die Kreise der Tyrannen, Mörder, Selbstmörder, Wucherer, und derer, welche unnatürliche Lüste trieben. Die ersten in einem kochenden Blutstrom von Centauren verfolgt und geschossen, die andern als dürre knotige Bäume, worauf Harpyen nisten, die letzten auf brennender

Sandwüste von stets herabfallenden Feuerflocken gequält. Unter diesen trift Dante selbst einen seiner Lehrer an, er mochte wohl wissen warum. Das Ungeheuer Gorgones, das Scheusal und die Pest der Welt, das Thier mit spitzem Schweif, womit es Berge durchbohret, Waffen bricht und Mauern fällt, das allegorische Bild des Betrugs, bringt die Reisenden zu neuen Scenen noch härterer Strafen. Dämonen geißeln die Kuppler; Schmeichler stecken in faulendem, die Luft verpestenden Moder; die Simoniten sind mit dem Kopf zu unterst in enge Löcher gestürzt. Falsche Propheten und Zauberer gehen mit rückwärts verdrehten Häuptern; Gauner werden in einem kochenden Pechpfuhl von Teufeln gencckt: Heuchler schleichen unter dem Drucke bleierner von außen vergoldeter Kapuzen; Diebe verlodern durch Schlangenstiche in Asche, aus der ihr Körper sogleich wieder ersteht. Schlangenbildungen werden mit menschlichen, diese wieder mit jenen vertauscht, und die Stoffe gegen einander ausgewechselt. Die Arglistigen flattern als Flammen umher; den Schismatikern wird der Leib von grausamen stets wieder heilenden Wunden unaufhörlich zerfleischt. Im letzten vom Eise des Cocytus starrenden Kreise sind die Giganten, nebst Lucifer eingefroren. Hier ist das unterste Ende der Hölle.

Das Fegfeuer hat weniger hervorstechende Stellen als die Hölle, und verliert auch noch dadurch, daß es gerade auf diese folgt. Die mildern und nicht ewigen Strafen, die hier Statt finden, können die Einbildungskraft nicht so stark beschäftigen, wie jene Qualen der Hölle. Aber von da, wo die Beschreibung des irdischen Paradieses anfängt, wechseln liebliche und prächtige Gemählde mit

einander ab. Der römische Dichter Statius vereinigt sich mit dem reisenden Virgil und Dante. Sie erblicken endlich auch des Dichters gefeierte Bice im Gefolge der Engel.

Das Paradies, oder der dritte Theil der göttlichen Komödie, ist in zehn Himmel eingetheilt, und die Reise geht in den Mond, Merkur, Venus, die Sonne, Mars, Jupiter, Saturn, den Sternhimmel, den krystallenen Himmel, und endlich in das Empyreum. Diesem Himmel sind die Seligen nach Klassen zugetheilt. Im keuschen Monde wohnen, die das Gelübde der Keuschheit und Religion gethan, und nur durch Zwang es verletzt haben. Im Merkur die Könige und Herrscher. Die Liebenden in der Venus. In der Sonne die Helden und Heiligen der katholischen Religion. Mars enthält die tapfern heiligen Heroen, welche für das Kreuz gekämpft hatten. Im Jupiter sind alle die Gerechtigkeit übten. Im Saturn wohnen die, welche sich einem beschaulichen Leben geweiht hatten. Im Sternenhimmel erscheinen ihm die Apostel, die ihm und seiner Geliebten verschiedene theologische Fragen zur Beantwortung vorlegen. Im Krystallhimmel sind die Engel, und im Empyreum stralt die Gottheit selbst als Dreieinigkeit.

So endigt sich das Gedicht, das nach einem einfachen und großen Plane Erde und Himmel umfassen, und in welchem sich der ganze Geist des Dichters ergießen sollte. Seine ganze scholastische, astrologische und theologische Gelehrsamkeit, seine Liebe und Vergötterung Bicens, sein Haß gegen seine florentinischen Feinde, gegen den Papst, den König von Frankreich und gegen seine persönlichen Feinde — alles sollte hier zusammen

gefaßt, und so stark und kräftig, als er es vermochte, ausgedrückt werden. Anfangs schrieb er das Gedicht in lateinischen Versen, da es ihm aber zu langsam von statten ging, und er vor Begierde brannte, sich an seinen Feinden zu rächen, um ihre Ungerechtigkeit der ganzen Welt vor Augen zu legen, so bediente er sich bald seiner Muttersprache, die er auch so in seiner Gewalt hatte, daß er der Vater der italiänischen Poesie wurde. Sein Gedicht wurde in kurzem der Gegenstand einer allgemeinen Bewunderung. Außerdem, daß die noch ungebildete italiänische Sprache sich hier auf einmal in ihrer männlichen Vollkommenheit darstellte und zum Kolorit der darin enthaltenen Schätze aller damals bekannten Künste und Wissenschaften diente, gewann es auch dadurch Reitze, daß es die guten und bösen Handlungen damals lebender Personen aus allen Ständen mit den lebhaftesten Farben schildert. Es wurden daher nicht nur unzählige Abschriften davon gemacht, sondern auch eine Menge Kommentare darüber geschrieben, von denen viele in den florentinischen Bibliotheken ungedruckt liegen. Fast zweihundert Jahre lang wußten die Maler das Paradies und die Hölle auf keine andere als Dantische Manier zu malen. Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts errichtete man öffentliche Lehrstühle, um die göttliche Komödie, wie geheimnißvolle Orakelsprüche, zu erklären. Ja man ging so weit, daß man sie noch bei Lebzeiten des Dichters in den Kirchen als ein geistliches Uebungsbuch auslegte.

Dantes geistliche Gedichte, seine sieben Bußpsalmen und sein Credo würden vermuthlich verloren und vergessen seyn, wenn nicht der Name ihres Verfassers sie erhalten hätte. Es sind versificirte Gewissenserleichterungen

eines katholisch orthodoxen Mannes, dessen Geist mit seinem Körper zu altern anfing, und der die Freiheiten, die er sich als Dichter genommen hatte, als Litaneiensänger abbüßen zu müssen glaubte. Von desto größerm Werthe sind seine prosaischen Schriften, durch die er den Rückweg von der scholastischen Geschwätzigkeit zur klassischen Beredsamkeit des Alterthums bahnte. Er bereicherte die italiänische Sprache mit einer sehr großen Anzahl neuer Wörter und Wendungen, die er theils aus dem Lateinischen entlehnte, theils selbst erfand. Endlich wurde er auch durch sein Buch de vulgari eloquentia als Grammatiker und Rhetoriker der Wegweiser glücklicherer Nachfolger.

a) Engländer.

John Milton.

Ehemaliger Sekretär bei dem Staatsrathe in London.

Eine ehrenvolle Stelle neben Dante, dem Vater der italiänischen Poesie, behauptet Milton, der größte Heldendichter der englischen Nation. Nicht nur als Dichter, sondern auch als Menschen haben Beide vieles mit einander gemein. Eben dieselbe Hoheit der Gesinnung, eben dieselbe unerschütterliche Rechtschaffenheit, belebte den Einen wie den Andern. Ihr Schicksal verwickelte beide in die politischen Unruhen ihres Vaterlandes; beide nahmen mit der gleichen Wärme daran Theil; beide sahen den Sturz ihrer Partei, und beide starben in Elend und Armuth. In diesem Zustande verfaßte ein jeder von ihnen eine große geistliche Epopee, voll der wunderbarsten und kühnsten Vorstellungen, und voll theologischer Gelehrsamkeit, die bei beiden in Pedanterei ausartet. Beide haben den Allegorien zu viel nachgetrachtet, und durch überkünstliche Wagstücke in diesem Fache sich vom rechten Wege verirrt. Beide übertreffen an Kühnheit der Erfindungen

und an Erhabenheit der Bilder alle andern Dichter ihrer Nationen. —

Milton sah das Licht des Lebens zu London am neunten December des Jahres 1608. Zum Vater gab ihm das Schicksal einen Notar, der sich in den Stunden, die ihm sein Beruf frei ließ, gerne mit den Wissenschaften, am liebsten aber mit der Musik beschäftigte. Sein Sohn zeigte bald eine große Lust zum Lernen, und der Vater unterließ nicht, dieselbe gewissenhaft zu nähren. Er gab seinem Lieblinge einen eben so rechtschaffenen als gelehrten Mann zum Hauslehrer, der nicht allein den Verstand, sondern auch das Herz des Knaben bildete, und ihm jene unerschütterliche Redlichkeit einflößte, an der er zeitlebens fest hielt. Die Studien des jungen Milton, die seiner Neigung am meisten zusprachen, waren griechische und römische Literatur. Ungeachtet seines blöden Gesichts und seiner öftern Kopfschmerzen gewöhnte er sich schon seit seinem zwölften Jahre, seine gelehrten Arbeiten bis um Mitternacht fortzusetzen.

Im funfzehnten Jahre kam er auf die hohe Schule zu Cambridge, wo er sich nicht allein durch seine Kenntnisse, sondern auch durch sein sittliches Verhalten Liebe und Achtung erwarb. Seine vertraute Bekanntschaft mit der römischen Literatur, die Leichtigkeit und Eleganz, mit der er sich in der Sprache der Römer mündlich und schriftlich ausdrückte, und die schönen lateinischen Verse, die er schrieb — das waren Vorzüge, die überall nur wenig Jünglinge besitzen, und die bei dem damaligen dürftigen Sprachunterrichte für eine große Seltenheit galten. Auch in seiner Muttersprache machte er einige poetische Versuche, welche für sein poetisches Talent entschieden.

Eigentlich sollte er Theologie studiren, allein eine religiöse Bedenklichkeit war Ursache, daß er sich dem Dienst der Kirche entzog. Er kehrte, nach sieben in Cambridge verlebten Jahren, zu seinem Vater zurück, der damals in ländlicher Zurückgezogenheit zu Horton in Buckinghamshire lebte. Hier widmete er sich fünf Jahre lang dem Studiren mit jenem Eifer und jener Beharrlichkeit, wozu ihn, wie er selbst sagte, seine Natur mit Gewalt hinriß. Zuweilen machte er eine Wanderung nach London, um Bücher zu kaufen und sich in der Mathematik und Musik zu vervollkommnen. Einige Poesien, die in dieser Zeit von ihm bekannt wurden, verriethen immer mehr seinen Dichterberuf; daß es ihm aber an Talent zum dramatischen Dichter fehle, zeigen Comus und Lycidas, zwei dramatische Gedichte aus dieser Periode.

Voll Eifer sich immer neue Kenntnisse zu erwerben, unternahm Milton in seinem dreißigsten Jahre eine gelehrte Reise durch Frankreich und Italien. Die berühmtesten Gelehrten beider Länder wurden von ihm eifrig aufgesucht, und einem Manne, der so viel Talente mit so liebenswürdigen Sitten verband, konnte es nirgend an der günstigsten Aufnahme fehlen. Das Italiänische studirte er mit solchem Erfolge, daß er auch in dieser Sprache sehr schöne Verse verfertigte. Welchen Beifall überhaupt seine Gedichte bei den Italiänern fanden, erhellet aus seiner eigenen Erzählung. „Ich bemerkte, sagt er, daß in den Privatakademien Italiens, zu welchen ich Zutritt erhielt, einige Kleinigkeiten, die mir noch im Gedächtniß waren, und die ich vor dem zwanzigsten Jahre, oder um dasselbe, verfertigt hatte, (denn es ist dort üblich, daß jeder einige Proben seines

Witzes und seiner Belesenheit geben muß) mit einem über alle meine Erwartung gehenden Beifalle aufgenommen wurden, und daß andere Dinge, welche ich aus Mangel an Büchern und der erforderlichen Bequemlichkeit nur eilfertig zusammengestoppelt hatte, schriftliche Lobsprüche erhielten, mit welchen der Italiäner gegen den Ausländer sonst eben nicht freigebig ist; daher fing ich an zu glauben, was sowohl jene als verschiedene andere meiner Freunde hier und zu Hause, und eben so eine innere, täglich mächtiger werdende Stimme mir sagten, daß ich durch Arbeit und angestrengten Fleiß, (welche ich für das mir zugefallene Loos meines Lebens halte), verbunden mit einem starken Triebe der Natur, vielleicht der Nachwelt etwas so Geschriebenes zu hinterlassen vermöchte, daß sie es nicht gern würde zu Grunde gehen lassen."

Zwei Jahre waren bereits verflossen, seitdem Milton sein Vaterland verlassen hatte, und immer dachte er noch nicht an die Rückkehr. Sein Enthusiasmus für das klassische Alterthum reißte ihn vielmehr zu weitern Reisen nach Sizilien und Griechenland: allein es war bei ihm nicht bloß Enthusiasmus des Gelehrten, sondern des Bürgers; voll römischer und griechischer Gesinnungen hielt er es des Patrioten unwürdig, länger von einem Vaterlande entfernt zu leben, in welchem, wie er erfuhr, ein bürgerlicher Krieg ausgebrochen war. Er beschleunigte daher seine Rückreise in sein Vaterland, das er wirklich in einer sehr verwickelten und gefährlichen Lage antraf. Alle seine Bestrebungen waren bisher dahin gerichtet gewesen, seinen Geist auszubilden und mit wichtigen Kenntnissen zu bereichern. Er fühlte sich von Na-

tur zum Dichter berufen, aber er hielt es für seine Pflicht, als Bürger des Staats, in dem er lebte, bei der allgemeinen Bewegung seine Kräfte derjenigen Sache zu widmen, die er seiner besondern Ueberzeugung nach für die bessere hielt. Die öffentliche Meinung war damals sehr gegen die bischöfliche Verfassung gerichtet, und Milton focht für diese Meinung — nicht mit dem Degen, aber mit der Feder. Sein Enthusiasmus artete zuweilen in eine ungestüme Heftigkeit aus, aber unverkennbar leuchtete aus seinen Schriften, die er in Beziehung auf die damaligen halb politischen halb kirchlichen Streitigkeiten drucken ließ, ein hoher Geist hervor, der es mit der Sache der Freiheit redlich meinte.

Ueber den öffentlichen Angelegenheiten vergaß Milton nicht die Angelegenheiten seiner Familie. Er übernahm die Vormundschaft und Erziehung von seinen Neffen, und gab auch andern jungen Leuten Unterricht in den Sprachen, in der Geschichte und Geographie. Seit dem Jahre 1643 lebte er zu London, wohin er gleich nach seiner Rückkunft von seinen Reisen sich begeben hatte, in der Ehe, allein sein häusliches Leben war für ihn eine Quelle vieles Kummers. Seine Gattin verließ ihn schon in den ersten Wochen nach der Verbindung, unter dem Vorwand eines Besuches bei ihren Aeltern. Sie kam nicht wieder. Milton foderte sie schriftlich und durch einen Abgeordneten mündlich auf, zurückzukehren; aber alles ohne Erfolg. Nach einer dreijährigen Trennung wollte der verlassene Gatte sich aufs neue verheurathen. Das Mädchen, an das er sich wandte, hatte aber Bedenklichkeiten gegen seinen Antrag, weil sie überzeugt war, er sey schon mit einer andern unauflöslich verbunden,

Sein Versuch, eine andere Frau zu finden, erregte die Eifersucht, und mit dieser die Liebe und Reue der Ersten. In dem Hause eines Verwandten, bei dem er sich zufälliger Weise befand, kam sie auf einmal zur Nebenthüre herein, warf sich ihm zu Füßen und flehte ihn um Vergebung an, welche auch nach einigem leichten Sträuben erfolgte.

Miltons Nachsicht erstreckte sich auch auf die Verwandten seiner Frau, die als seine politischen Gegner sie zur Trennung von ihm verleitet hatten, und nun durch den Sturz ihrer royalistischen Partei ins Elend gerathen waren. Er nahm sie in sein Haus auf, und verwendete sich für sie, bis ihre Angelegenheiten beigelegt wurden.

Fortdauernd beschäftigte sich Milton mit politischen Gegenständen, und er sah sich in eine Reihe von Streitigkeiten verwickelt, die ihn fast gänzlich von seinen geliebten Beschäftigungen abzogen. Viele Stellen seiner Werke zeigen, wie sehr er nach genialischern Arbeiten seufzte, und wie ihm die Ausführung gewisser poetischer Ideen am Herzen lag; aber jene politischen und theologischen Schriften waren, seiner Meinung nach, so nothwendig und verdienstlich, daß er sich ewig Vorwürfe gemacht haben würde, wenn er sie unterlassen hätte. Daß ihn irgend ein unreiner Bewegungsgrund dabei geleitet, oder daß er etwas anders, als seine innersten Ueberzeugungen ausgesprochen habe, ist schlechterdings unerweislich und mit seinem ganzen Charakter unvereinbar. Die Hinrichtung König Karls des Ersten veranlaßte ihn zu Verfertigung verschiedener Schriften, in welchen er die unverletzlichen Rechte des Volks über die Tyrannen ins Licht zu setzen bemüht war. Er erhielt hierauf die Stelle eines

Sekretairs bei dem Staatsrathe, und mit ihr eine Menge neuer Geschäfte. Ungeachtet die Aerzte ihn versicherten, daß er unfehlbar das Gesicht verlieren würde, wenn er seine Schriftstellerarbeiten fortsetze, so ließ er sich doch dadurch nicht abhalten, dem Staat mit Aufopferung seiner schönsten Kraft zu dienen. Er verlor den Gebrauch beider Augen, und ergab sich in diesen Verlust mit großer philosophischer Resignation.

In seinem häuslichen Leben erfuhr Milton manche traurige Veränderung. Seine erste Gattin starb ihm nach wenigen Jahren an der Niederkunft. Er vermählte sich wieder, und in Jahresfrist starb auch die zweite Gemahlin an der Niederkunft. Ihr für ihn schmerzlicher Verlust, und die harte Sclaverei seines Vaterlandes unter dem despotischen Cromwell drückte ihn sehr darnieder. Noch bedenklicher wurde seine Lage nach der Wiedereinsetzung Karls des Zweiten. Seine Freunde brachten ihn daher schnell auf die Seite, um ihn der Rache der Royalisten zu entziehen, und erst nach Bekanntmachung der allgemeinen Amnestie ließ er sich wieder öffentlich sehen. Er heirathete nun, da er wegen seiner Blindheit der weiblichen Pflege durchaus nicht entbehren konnte, zum Drittenmale, und huldigte mit erheiterter Seele wieder den Musen. Eine Frucht dieser heitern Stimmung war sein großes episches Meisterstück, das verlorne Paradies, welches er im Jahr 1667 zuerst bekannt machte.

Milton unternahm dieses unsterbliche Werk in einem Alter, in welchem Virgil mit dem seinigen fertig geworden war. Er war alt und blind, entfernt von der Welt, und als gewesener Sekretair bei Cromwelln,

von den schönen Geistern an dem Hofe Karls des Zweiten vernachläßigt. An diesem Hofe hatten nun Scherz, Spiel und Galanterie jede Spur sowohl von politischer als von religiöser Schwärmerei ganz weggetilgt; und Milton war allzusehr ein Mann aus der alten Welt, um in der jungen Welt glänzen zu können. Wirklich hatte er Mühe, für sein verlornes Paradies einen Buchhändler zu finden, der die Kosten des Druckes daran wagte. Schon der Titel empörte. Die Religionsschwärmerei hatte so viele Unruhen verursacht, daß man gegen alles Religiöse eine gewisse Abneigung hatte. Der Buchhändler Simons, dessen Erben das verlorne Paradies über hundert tausend Thaler einbrachte, gab daher dem Dichter für sein unsterbliches Werk nicht mehr als fünf Pfund. Indessen erlebte Milton doch noch den Ruhm seines Gedichts. Es wurde gleich in den ersten Jahren eine verhältnißmäßig beträchtliche Anzahl von Exemplaren abgesetzt; mehrere der besten Dichter priesen es mit ausgezeichneten Lobsprüchen; indessen wurde es doch erst durch Addisons Zuschauer ein allgemein beliebtes Werk.

Der Mann, der als epischer Dichter und politischer Schriftsteller sich so vielen Ruhm erworben hatte, verfertigte in den letzten Jahren seines Lebens eine Vernunftlehre in lateinischer Sprache. Seine lange literarische Laufbahn beschloß er mit einer Abhandlung über wahre Religion. Er starb den funfzehnten November 1674 zu Bunhil, und hinterließ seinen Nachkommen ein beträchtliches Erbgut.

Milton war Theolog, Metaphysiker, Literator und Dichter, ein hoher Geist voll religiösen Enthusiasmus. Sein verlornes Paradies, in zwölf Büchern, be-

hauptet noch immer, nicht nur unter den Epopöen der Engländer, sondern überhaupt unter allen neuern Heldengedichten, einen hohen, vielleicht den höchsten Rang. Milton besaß ein ungemein großes, reiches und wahrhaftig dichterisches Genie, und eine sehr viel befassende Einbildungskraft, die selbst durch den Verlust seines Gesichts erhöht, verstärkt und bereichert wurde, und eben so wenig konnten politische Gefahr, Ungnade, Einsamkeit und Alter seinen hohen Geist darnieder beugen. Das Ideal menschlicher Unschuld im Kontraste mit der Verworfenheit der Satane, den Lichtglanz der Gottheit im Gegensatze mit der Verworrenheit des Chaos und der Schrecknisse der Hölle in ein Ganzes zusammen zu fassen und darzustellen, dahin ging sein Bestreben. Die Kunstrichter tadeln, nicht ohne Grund, die Seltsamkeit seiner Erdichtungen, sein Narrenparadies, die Alabastermauern rund um das Paradies her, das Pandämonium, in welchem die gigantischen Riesen zu Zwergen verschrumpfen, das grobe Geschütz in dem Krieg zwischen Himmel und Hölle; ferner tadelt man die Wiederholungen, die Weitschweifigkeit, die theologischen Gespräche u. s. w. Die höchste Bewunderung aber verdient die reiche Erfindungskraft, das von der Größe seines Gegenstandes durchdrungene Gefühl, der Witz, die Kunst nach der Natur zu malen, und jede Leidenschaft zu erregen, mit andern Dichtergaben des Verfassers. So majestätisch er Gott redend und handelnd einführt, in so rührende Stellungen er die ersten Menschen versetzt, so treffend sind auch Engel und Teufel, und die von ihm in Personen verwandelten Sünde

und Tod dargestellt; einer Menge der herrlichsten Neben-gemälde nicht zu gedenken.

Weniger Ruhm und inneres Verdienst hat Miltons wiedererlangtes Paradies in vier Büchern, das er auf das vorige folgen ließ, und dessen vornehmster Inhalt der Sieg des Erlösers über den Versucher in der Wüste ist. Unter seinen übrigen Gedichten zeichnen sich zwei vortrefliche poetische Gemälde (l'Allegro und il Penseroso) und drei und zwanzig Sonette aus, unter denen fünf italiänische sind. Eine Geschichte von England, die er zu schreiben anfing, blieb unvollendet, und seine politischen Werke sind, trotz des schönen Lateins, vergessen.

3) Deutsche.

Hans Sachs

Schuhmacher in Nürnberg.

Einer der feinsten und witzigsten Köpfe seiner Zeit, und, wenn man auf die große Menge seiner Gedichte sieht, vielleicht das fruchtbarste Dichtergenie aller Jahrhunderte war der, mehr seinem Namen, als dem Werth seiner Gedichte nach, bekannte nürnbergische Schuster Hans Sachs.

Er wurde am fünften November des Jahres 1494 zu Nürnberg geboren. Seine Aeltern waren arme, gemeine Bürgersleute daselbst. Er hatte ihnen aber einen dauerhaft und glücklich organisirten Körper, einen hellen Kopf, ein fröhliches Herz und eine gute Erziehung zu danken. Sie schickten ihn von seinem siebenten Jahre an in die lateinische Schule, und er besuchte dieselbe bis er sein vierzehntes Jahr zurückgelegt hatte. Die dürftigen Umstände seiner Aeltern erlaubten es nicht, ihn dem Studiren zu widmen, wozu er so viele Talente besaß; daher gab man ihn zu einem Schuster in die Lehre. Allein der Leisten gab dem lebhaften Knaben nicht hinreichende Beschäftigung; er nahm auch zuweilen ein Buch zur Hand

und nährte so seinen wißbegierigen Geist mit allerlei nützlichen Kenntnissen. Unvermuthet erwachte in ihm der Trieb zur Poesie, und er fing an Verse zu machen.

Es waren damals die sogenannten Meistersänger in Deutschland berühmt, die an die Stelle der Minnesänger getreten waren, sich selbst für Barden ausgaben, und daher ihren Liedern auch den Namen Bar beilegten. In denselben sangen sie Gott und die Heiligen, biblische Geschichten und Lehren, Psalmen und Evangelien mit ihren Auslegungen, Sittenlehren, andere Begebenheiten, Auftritte des täglichen Lebens und Fabeln, auch lustige und kurzweilige Einfälle in sogenannten Schwänken; zwar nur gereimt, auch ohne auf Länge und Kürze der Sylben Rücksicht zu nehmen, aber in einer großen Mannigfaltigkeit von Weisen oder Melodien, und nicht ohne strenge Vorschriften. Es waren meistens Handwerker, welche diese Kunst übten und andere lehrten, und hatten ihre Schulen vornemlich in den Städten Mainz, Nürnberg und Strasburg. Immer war dieser Meistergesang doch eine Beschäftigung, durch welche die Rohheit der Nation etwas gemildert wurde, und die Sprache selbst gewann dadurch einige musikalische Festigkeit. Der berühmteste dieser Meistersänger war damals Leonhard Nunnenbeck. Zu diesem begab sich Hans Sachs, und ließ sich in der Kunst Verse zu machen unterrichten. Hier brachte ers nun so weit, daß er in Kurzem seinen Lehrmeister übertraf, und wegen seiner lustigen Einfälle, die er in Reime brachte, überall Beifall fand.

Als er inzwischen seine Lehrjahre zurückgelegt hatte, durchwanderte er fünf Jahre lang als Schustergeselle alle Theile Deutschlands mit der offenen heitern Seele, die

alle Gegenstände der Natur auffaßt, um sie getreulich wieder zurück zu geben. Auf dieser Wanderschaft sammelte er sich einen Theil der Menschenkenntniß, über die jeder Leser seiner Werke erstaunen muß. Ueberall befliß er sich, neben dem Betrieb seines Handwerks, seinen Wissenstrieb zu befriedigen und sich im Meistergesange zu üben. Ueberall half er entweder die Singschule verwalten, oder sang den geübten Meistern ein neues Lied zur Beurtheilung vor. Die Liebe zur Reimkunst hielt bei ihm allen andern Leidenschaften und Lüsten der Jugend das Uebergewicht. Noch im hohen Alter erinnerte er sich mit Freuden, daß er aus Liebe zu seiner Wissenschaft sich des Spiels, des Trunks und der Buhlerei entschlagen, hingegen in der Uebung seines Nebenwerks sein einziges Vergnügen und den unschuldigsten Zeitvertreib gefunden habe.

So gebildet und mit vielen nützlichen Kenntnissen und Erfahrungen bereichert, kehrte Hans Sachs in seine Vaterstadt zurück, ward Meister, und heirathete in seinem fünf und zwanzigsten Jahre eine Person seines Herkommens, mit der er eine sehr glückliche Ehe führte. Neben der Abwartung seines eigentlichen Gewerbes war die Dichtkunst seine liebste Beschäftigung und seine angenehmste Erholung. Durch die Menge von Gedichten, die er schnell hinter einander bekannt machte, und durch den Beifall, den sie erhielten, erwarb er sich ein großes Ansehen, und, weil andere mit ihm wetteifern wollten, so kam die schon in Verfall gerathene Zunft der Meistersänger in Nürnberg wieder so empor, daß sich ihre Zahl wieder bis auf zweihundert und funfzig vermehrte. Hans Sachs stellte fleißig Zusammenkünfte an und ertheilte

andern Unterricht. Ueberhaupt war er ungemein thätig in Beförderung alles dessen, was er für gut und nützlich erkannte, und beschämte dadurch viele Vornehme, die oft für alles andere eher sorgen, als für das Wohl ihrer Mitbrüder, so viele Mittel dazu sie auch in Händen haben. Unter andern fand Hans Sachs, bei seinem hellen unbefangenen Kopfe viel Geschmack an Luthers Schriften, und es war ihm ein angenehmes Geschäft, ihre Verbreitung bei andern zu befördern, um sie von der Thorheit des Papstthums zu überzeugen. Er bekannte sich bald auch öffentlich zu der protestantischen Religion, die sich damals in Nürnberg auszubreiten anfing. Er verfertigte einen Lobgesang auf die Reformation, und als Luther starb dichtete er eine Klagrede auf seinen Tod. Eifer für die Religion und wahre Frömmigkeit waren Hauptzüge in dem Charakter des biedern Schusters.

Nach einer ein und vierzigjährigen vergnügten Ehe ward er Witwer und heirathete nun in seinem sechs und sechszigsten Jahre zum zweiten Male. An seinen Kindern, zwei Söhnen und fünf Töchtern, erlebte er viele Freude, hatte aber auch das Unglück, sie alle zu überleben. Die Beschwerden des herannahenden Alters zogen ihn lange von der Dichtkunst ab, bis eine zu Nürnberg wüthende Pest, anstatt daß sie seinen Muth ganz hätte niederschlagen sollen, seinen poetischen Geist wieder erweckte. Er dichtete nämlich, um bei der allgemeinen Noth sich und andere aufzurichten, und schrieb von der Zeit an noch dreihundert und funfzig Gedichte. Verschiedene einzelne Gelegenheiten lockten ihm nachher noch jezuweilen ein Gedicht ab, und im Jahr 1567 brachte er seine eigene Lebensgeschichte in Verse. In dieser rechnet er selbst 6048 größere und

kleinere Gedichte, die er geschrieben habe. Doch bemerkt er dabei selbst, daß er nicht alle kleine Poesien in Rechnung gebracht, nicht zu gedenken, daß er nach der Lebensgeschichte noch gedichtet hat. Nach seiner Handschrift sollen seine poetischen Arbeiten vier und dreißig Folianten betragen haben. Welche Arbeitsamkeit für einen Mann von seinem Stande! Von dieser großen Menge seiner Gedichte enthält die gedruckte Sammlung kaum den vierten Theil; mehr als viertausend sind entweder noch hie und da in Handschriften befindlich, oder auch verloren gegangen. Viele von seinen Gedichten erschienen anfangs einzeln gedruckt; diese sind fast ohne Ausnahme äußerst selten geworden. Endlich besorgte Hans Sachs selbst eine Ausgabe seiner vorzüglichsten Gedichte, die in den Jahren 1558 bis 1561 zu Nürnberg in Folio gedruckt wurde. Eine reichere, mit wenigstens sechshundert Gedichten vermehrte Sammlung enthält die Ausgabe, welche zehn Jahre später in fünf Foliobänden, gleichfalls zu Nürnberg, herauskam. Die dritte Ausgabe wurde in den Jahren 1612 bis 1616 zu Kempten in fünf Quartbänden gedruckt. Eine kleine Sammlung mit beigefügten Worterklärungen erschien zu Nürnberg im Jahr 1781 in einem Oktavbande.

Bis ins hohe Alter genoß Hans Sachs einer ununterbrochenen Gesundheit; nur einige Jahre vor seinem Tode ward er schwach, und die allmähliche Abstumpfung aller Sinne verkündigte sein herannahendes Ende. In dieser letzten Periode seines Lebens saß er dann immer an seinem Tische, sann nach, las viel, besonders in der Bibel, wenn ihn aber jemand anredete, gab er keine Antwort. Dennoch verließ ihn bis auf den letzten Augenblick

seines Lebens die glückliche Gelassenheit und Heiterkeit nicht, die ihm von jeher eigen war. Er starb den zwanzigsten oder fünf und zwanzigsten Januar 1576 an einer völligen Entkräftung, in einem Alter von zwei und achtig Jahren. Von seinem edlen, für jeden Eindruck des Schönen und Guten so empfänglichen Herzen, von seiner warmen Liebe für Tugend und Religion, von seiner frohen, durch keinen Wechsel der Schicksale getrübten Laune geben uns seine Gedichte selbst das schönste Zeugniß.

Hans Sachs gehörte unter die vorzüglichsten Dichter seines Jahrhunderts; er war ein poetisches Genie, dessen Größe man besser erkannt haben würde, wenn er in ausgebildetern Zeiten gelebt hätte. Bei vieler Reimflickerei, bei viel gemeinem und unpoetischem Geschwätze haben seine Gedichte auch viel Neues, große Mannigfaltigkeit und wahren Ueberfluß an Genie. Unter den Meistersängern zur Nürnberg behauptet er den Vorzug, und in Ansehung der Fruchtbarkeit seiner Muse wird ihm nicht leicht ein Dichter beikommen. Er zeigte sich in sehr vielen Dichtungsarten. Wir haben von ihm geistliche und weltliche Komödien und Tragödien, Fastnachtsspiele, poetische Gespräche, moralische Gedichte, Fabeln, Erzählungen, Schwänke u. s. w. Er erfand sechszehn neue Töne oder Melodien zu Liedern, und dreizehn neue Bar in den Meistergesängen. Weltliche Lieder verfertigte er drei und siebenzig. Luthers Beispiel ermunterte ihn, verschiedene geistliche Lieder zu dichten, wovon auch eines: „Warum betrübst du dich, mein Herz“ in die öffentlichen Gesangbücher gekommen ist. Er versifizirte vieles aus der Bibel, z. B. die Psalmen, den Jesus Sirach, die Sprüche Salomonis, den Prediger, die meisten Evangelien und Epi-

steln, und ein Stück vom Buche der Weisheit. Sechs und zwanzig biblische Komödien und sieben und zwanzig geistliche Tragödien finden sich unter seinen Werken. Sie sind alle ganz kurz, obgleich manche sogar in sieben Akte eingetheilt sind. Vier und sechszig von seinen Schauspielen hat er Fastnachtsspiele überschrieben, eine uralte Benennung, die uns an den Ursprung des Theaters in Deutschland erinnert. Weltliche Tragödien schrieb er acht und zwanzig, und weltliche Komödien zwei und funfzig. Viele gibt er selbst nur für Unterredungen aus, wo die Personen, die er darin reden läßt, einen Satz ausführen. Poetische Erzählungen nennt er Historien. Hundert und sechszig derselben hat er selbst allegorische genannt. Unter poetischen Fabeln, dergleichen man viele unter seinen Werken findet, versteht er theils äsopische Fabeln, theils Erzählungen aus der Mythologie. Ist die Erzählung komischen Inhalts, so nennt er sie einen Schwank. Einzelne moralische Gedanken hat er unter dem Namen Sprüche begriffen. Jedes Gedicht endigt sich mit seinem Namen: das wünscht Hans Sachs, das sagt Hans Sachs u. s. w.

Den Stoff zu seinen poetischen Erzeugnissen wählte dieser fruchtbare Dichter theils aus der biblischen, theils aus der profanen Geschichte, theils aus den Legenden, theils aus der Geschichte seiner Zeit oder seines eigenen Lebens; einige sind bloß Dichtungen seiner eigenen reichen Phantasie. Unter den Fabeln sind viele aus alten Fabeldichtern, z. B. dem Aesop, dem Avianus; unter den Erzählungen sind die meisten aus alten Chroniken, andere aus den Novellen des Boccaz, oder aus einem ältern Geschichtschreiber entlehnt. Bei den Schwänken ist oftmals ein witziger Einfall des Sebastian Brand,

oder auch irgend eine Anekdote, eine Sage, eine Volksmährchen und dergleichen benutzt. Man erstaunt, wenn man seine Gedichte liest, über sein großes Gedächtniß und seine ausgebreitete Belesenheit. Die berühmtesten Schriftsteller des Alterthums kannte er aus Uebersetzungen; auch in der Geschichte war er sehr bewandert; vorzüglich hatte er eine Menge von Chroniken gelesen.

Alle Arten von Gedichten behandelt Hans Sachs in Einem Tone. Sein beständiges Sylbenmaß sind Knittelverse, das heißt, Verse, wo man auf die Zahl der Sylben, nicht auf ihre Quantität sieht, wo der Dichter auf sechs bis neun Sylben eingeschränkt ist, und wo Zeile auf Zeile reimt.

Daß unter der großen Menge von Hans Sachsens Gedichten nicht alle von gleichem Werthe sind, daß sich manche kaum über das Mittelmäßige erheben, manche, bloß von Seiten ihres poetischen Verdienstes betrachtet, nicht des Aufbewahrens werth sind, darüber darf man sich nicht wundern, wenn man auf den Geist und die Bedürfnisse seines Zeitalters Rücksicht nimmt. Besonders mögen sich seine Meistergesänge, dergleichen er mehr als viertausend verfertigt hatte, welche aber auf sein ausdrückliches Verlangen nicht gedruckt werden sollten, wenig von den Arbeiten seiner Zunftgenossen ausgezeichnet haben. Aber in seinen ungefeilten und flüchtigen Reimen liegt doch auch mancher feine Zug, manches neue und entzükkende Bild, mancher schöne Gedanke, darum wir den besten Kopf unserer Zeit beneiden würden. An drolligten, possenhaften und lächerlichen Stellen ist er bis zum Ueberfluß reich; und sie sind sein und nicht von Fremden entlehnt. In vielen seiner Fastnachtsspiele sind die Cha-

raktere mit eben so viel Wahrheit als Delikatesse geschildert, und man kann sie als ein lebendiges Gemälde der Sitten seines Zeitalters ansehen. Von der glänzendsten Seite zeigt er sich in seinen Schwänken; sie sind Früchte seiner glücklichsten Launen, und, wenn Hans Sachs eine oder die andere Gattung seiner Gedichte mit vorzüglicher Liebe verfertigte, so war es besonders bei dieser der Fall.

Vielleicht irre ich nicht, wenn ich annehme, daß weder meine jüngern noch meine ältern Leser, etwas von Hans Sachsens Gedichten gelesen haben. Darum möge diese Nachricht von dem Leben des wackern Schusters einen seiner Schwänke beschließen.

Der Einfeltig Müller mit den Spitzbuben.

Vor kurzer Zeit ein Müller saß
In Sachsen, der einfeltig was,
Auff einer einöd lag sein müll
An einem bächlin frisch und kül,
Der wohnt in seiner müll allein
Selbander mit dem weibe sein,
Vnd malet embsig tag und nacht
Ein ziemlich barschaft zsammen bracht,
Dann er das triben hett viel jar
Deß namen etlich spitzbubn war,
Der denn in Sachsen sind gar viel
Die sich allein mit falschem spiel
Vnd ander trigerey ernehrn,
Di einfeltigen mores lehrn.
Nun diese haben außgespecht
Das gar hett weder magd noch knecht
Dieser alt müller obgemelt
Vnd wer doch reich an barem gelt,

Der schlugen sich dreizehen zsammen
Eine seltsame schalckheit fürnamen
Ihr vier schicktens bei nacht hinauß
Zu der müll, da war hinderm hauß
Ein öder keller vnd darvor
War auch weder thür oder thor,
In den so legten diese vier
Ein thunnen gutes Torgisch bier,
Nach dem schlichens hinder die mül
Da stund ein kleine wasserhül
Darein warffen sie also frisch
Ein karpffen vier, vnd ander fisch,
Nach dem so schlichen sie darvon,
Frü rüsten sie sich auff die bon.
Die zwölff barhaupt vnd barfuß giengen
In mänteln vnd in allen Dingen
Mit gantz demütigen gebern
Als obs die zwölf Apostel wern;
Der dreizehend ein lang person
Ein schönen braunen rock hett an,
Samb ob er vnser Herr Gott wer.
In solcher geistlicher gepär
Tratten sie zu der mül hinein
Darinn der müller war allein.
Der Herr grüst sie laut vberauß
Vnd sprach: der frid sey diesem hauß,
Mein Müller, zu dir kehr ich ein
Vnd die lieben zwölff Jünger mein,
Mit dir zu essn vnd haben rhu
Darumb richt vns zu essen zu,
Ich will dirs zahlen gar reichlich
Durch mein Segen reich machen dich.
Der müller sich der red entsetzt
Fieng doch ein hertz vnd sprach zuletzt:
Mein Herr ich hab nichts gut zu essen.
Er sprach: das hab ich wol ermessen

Geh Petre bald hinter der mül
Zu seiner tieffen wasserhül,
Vnd greiff darein in meinem namen
Mit diesem großen fischhamen
Vnd ein gut essen fisch uns sach
Der müller zu dem Herr Gott sprach:
O Herre auf die trewe mein
Es kam fürwar kein fisch nie drein,
Es sind nur lauter frösch darinn.
Der Herr sprach: Petre geh du hin
Vnd du müller g[illegible] auch mit,
Du glaubst doch sonst mein worten nit.
So gingens zu der hül beisamen
Petrus schlug drein seinen fischhamen,
Fieng bald ein karpffen oder drey
Vnd dergleich ander fisch darbei.
Den müller hoch verwundert das
Vnd wußt nit, wie den Dingen was,
Nam die fisch und trug sie hinein
Hieß sie bereyten die frawen sein,
Die thets bald ab vnd süd die fisch,
Der müller setzet sie zu tisch
Vnd leget ihn auff weißes brodt
Vnd was sonst zu dem tisch was not.
Der Herr Gott sprach: O Müller mein
Bring was bier aus dem keller dein.
Der Müller sprach: o lieber Herr
Wein vnd auch bier das ist mir fern,
In viertzig jarn weil ich hier saß
Kein trank im öden keller was,
Allein bhalt ich in dise gruben
Durch den winter lang kraut vnd ruben.
Der Herr Gott sprach: Du glaubest nicht
Denn was dein händ greifft vnd aug ficht,
Geh hin in keller in meim namen
Stich das bier an vns allensamen

Vnd bring vns deß her viel vnd gnug.
Der müller namb bald einen krug
Gieng in den öden keller schier
Darinn fand er ein tunnen bier,
Entsetzt sich deß, erst glaubet er,
Daß dieser vnser Herr Gott wer,
Stach an das Bier vnd trug es auff,
Da aß und trank der jünger hauff.
Müller und müllerin frewt sich fast
Das vnser Herr Gott was ihr gast,
Mit den zwölff lieben jüngern sein,
Sie trugen auff und schenkten ein,
Waren gleich in wunder verstürtzt.
Nun das ich es mach auf das kürtzt,
Als sie nun das mahl gessen hetten
Das gratias sie betten theten,
Das tischtuch man auffhub darnach
Der Herr Gott zu dem müller sprach,
Nun trag Du deinen schatz herein
So will ich dir den segen mein
Darüber sprechen durch mein ehr
Auff daß er sich dreifeltig mehr,
Das du darbei gedenckest mein.
Der müller loff vnd bracht herein
Zu dem Herr Gott auf seinen nack
Dreihundert gülden in eim sack,
Die schüttet er auß auff den tisch
Er war gar frewdenreich vnd frisch.
Die müllerin der Herr Gott auredt
Ob sie nit auch ein schätzlein het,
Daß sie dasselb auch brecht herein,
Er wolt ihr das auch segen sein
Daß sein auch würd noch dreimal mehr.
Die müllerin mit frewden sehr
Sprach: Wart mein Herr, vnd trolt hinauß
Hinder die mül vnd grub da auß

Ein hafen vrll guter plapart
Die sie erkratzet vnd erspart
Hinter dem alten müller hett,
Den sie auch hinein tragen thet,
Vnd auff den tisch ihn schütten war
Bey achtzig güldin also bar.
Nach dem da stund der Herr Gott auff
Vom tisch vnd auch der jünger hauff
Vnd rüsten sich auff die hinfart
Vnd der Herr Gott sich stellen wardt
Zu tisch samb wolt er sprechn den segn
Vber das gelt, doch gar verwegn
Sanct Peter hielt auff den Mantel sein
Der Herr Gott streifft ihms gelt darein
Vnd loff mit zu der müll hinauß
Nach dem loffen auch alle auß
Die jünger sampt ihrem Herr Gott.
Der Müller ertadert halb todt,
Stund als ein pfeiffer an der stett
Der einen tantz verderbet hett,
Schrei nach vnd auch die müllerin
Wo wölt ihr mit vnserm gelt hin?
Der Herr Gott schrei zu ihn: Ir frommen
Harrt vnser biß wir wider kommen,
Denn wirdt deß gelts dreimal so viel.
Also stunden sie beide still,
Westen nit was sie solten thon,
Die schälck loffn mit dem gelt daruon,
Der müller vnd die müllerin
Waren schier beraubt ihrer sinn,
Hatten zu dem schaden den spott
Meinten sie hett berahten Gott,
Da hett der teuffel sie besch * *

Bei der gschicht so soll man wissen
Das niemand zu bald soll gelauben
Mit fabelwerk sich laß betauben,
Von frembden leuten vnerkanndt
Dann so weyt greiffen mag sein handt
Vnd so weyt sein aug sehen thu
Sonst schleuß nur hauß und beutel zu.
Das alt sprichwort sagt wol denn sinn:
Der traw wol reyt das roß dahin.
Auch ist das sprichwort vnerlogen:
Wer nit trawt, der wird nit betrogen.
Das ihm nit spot zum schaden wachs
Schaw vmb vnd auff, das räth Hans Sachs.

Martin Opitz.

Königl. Polnischer Historiograph und Secretair.

Deutschland war zu keiner Zeit arm an gelehrten und einsichtsvollen Männern, die sich um die Kultur der Wissenschaften und um die Aufklärung ihrer Zeitgenossen verdient machten. Auch in den Jahrhunderten der gröbsten Unwissenheit und des Aberglaubens traten zuweilen Gelehrte auf, die als hell leuchtende Gestirne ihr Zeitalter erleuchteten und bessere Einsichten verbreiteten. Lange aber währte es, bis die deutsche Poesie sich der Roheit und Geschmacklosigkeit entriß. Während des ganzen sechszehnten Jahrhunderts, da die Wissenschaften wieder aufzublühen anfingen, blieb die deutsche Dichtkunst in dem durch die Meistersänger und andere Reimschmiede bewirkten Verfall. Schuld hieran war die Modesucht, sich mehr der lateinischen als der Muttersprache zu befleißigen, das überwiegende Studium der ernsten Wissenschaften, Intoleranz und Spaltungen in der Kirche, Verfolgung und Krieg. Diese Uebel verursachten eine allgemeine Vernachlässigung der sanftern Friedenskünste und besonders der Dichtkunst.

Endlich trat ein Mann auf, der mit einem reichen Maße des poetischen Genius die tiefste Kenntniß seiner

Sprache und den feinsten Sinn für die Harmonie des Versbaues verband, ein Mann, der, durch den Geist der Alten genährt, an Geschmack so wie an Würde, Reichthum, Wohllaut und Korrektheit der Sprache alle seine Zeitgenossen übertraf. Dieser Mann war Martin Opitz. Er fand die deutsche Sprache und Poesie in einer Entkräftung und Niedrigkeit, die den fähigsten und entschlossensten Kopf abschrecken konnten, ihr aufzuhelfen. Aber sein vielfassendes Genie, seine Kenntniß der Natur, der Philosophie, der Welt und des menschlichen Herzens, sein angeborner fester Geschmack, und die glückliche Zusammentreffung äußerer Umstände machten ihn vor vielen andern geschickt, durch vortrefliche Muster in Prosa und Versen den ruhmvollen Namen eines Vaters des guten Geschmacks und der deutschen Dichtkunst zu erwerben.

Schlesien, das Vaterland mehrerer schönen Geister, die in der Geschichte der deutschen Dichtkunst nicht unrühmlich bekannt sind, war auch Opitzens Vaterland, und Bunzlau die Stadt, in der er am drei und zwanzigsten September des Jahres 1597 zur Welt kam. Die große Wißbegierde, die er schon in den frühesten Jahren blicken ließ, fand in der Schule seiner Vaterstadt, welche mit vorzüglich gnten Lehrern besetzt war, volle Nahrung; besonders legte er hier den ersten Grund zu jener vertrauten Bekanntschaft mit den Alten, wovon man fast in allen seinen Gedichten Spuren findet. In Bunzlau blieb er bis zum siebenzehnten Jahre seines Alters; die vier folgenden brachte er theils zu Breslau theils zu Beuthen zu. An beiden Orten erwarb er sich durch sein vortrefliches Genie und seine ungemeine Liebe

zu den Wissenschaften Freunde und Schätze. Sein Eifer im Lernen war aber auch so groß, daß er vor Scham weinte, wenn er sich von irgend einem seiner Mitschüler übertroffen sah. Die ersten poetischen Versuche, welche er auf Schulen zu Papier brachte, sind in lateinischer Sprache geschrieben, und zeugen von seiner vertrauten Bekanntschaft mit der römischen Literatur.

Vorbereitet, wie nur wenige Jünglinge, ging Opitz in seinem ein und zwanzigsten Jahre auf die Universität zu Frankfurt an der Oder. Das wissenschaftliche Fach, dem er sich eigentlich widmete, war die Rechtsgelehrsamkeit, immer aber verband er damit das Studium der schönen Wissenschaften und der alten Literatur. Weil die Universität Heidelberg damals viele berühmte Lehrer hatte, so begab sich Opitz nach einem Jahre von Frankfurt dahin. Während seines Heidelberger Aufenthalts machte er viele Versuche in der deutschen Dichtkunst; seine meisten Lieder waren der Liebe und Freude geweiht. Es befanden sich damals mehrere junge Gelehrte in Heidelberg, die mit ihm in der Liebe der Gelehrsamkeit, und insbesondere auch in der Neigung zur deutschen Dichtkunst sympathisirten. Indem er sich an diese anschloß und mit ihnen den Musen und einer unschuldigen Fröhlichkeit huldigte, verlor er den eigentlichen Zweck seiner Bestimmung nie aus den Augen. Vornehmlich bereicherte er seine Kenntnisse in der Philologie und alten Literatur durch die Unterstützung des berühmten Gruter, der als Bibliothekar ihm die öffentliche Bibliothek öffnen konnte, und der selbst eine ansehnliche Büchersammlung besaß.

Gerne wäre Opitz länger in Heidelberg geblieben; als sich aber 1620 Krieg und Pest der Pfalz näherten, entfernte er sich, und unternahm literarische Reisen. Hier fand er reichliche Gelegenheit, seine Kenntnisse der Wissenschaften und der Menschen zugleich zu erweitern, und sich insbesondere die Bekanntschaft und Freundschaft vieler gelehrten Männer zu erwerben. Nachdem er zuerst die Niederlande besucht hatte, reiste er in Gesellschaft eines jungen Dänen, seines Freundes, nach Holstein, und hielt sich daselbst sieben Monate auf. Die Frucht seines Aufenthaltes in diesem Lande war das bekannte Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Kriegs.

Als im Jahr 1621 die Kriegsflamme, die bisher in Schlesien gelodert hatte, gedämpft und die Ruhe wieder hergestellt wurde, säumte Opitz keinen Augenblick, wieder in sein Vaterland zurück zu kehren. Er fand auch gar bald eine Versorgung bei dem Herzoge von Liegnitz. In den Diensten desselben hatte er Gelegenheit genug, auch das Hofleben kennen zu lernen. Doch schon nach einem Jahre erhielt er eine andere Bestimmung; indem ihm die Professur der Dichtkunst auf der neu angelegten Schule zu Weißenburg in Siebenbürgen, für welche man damals gelehrte Männer aus Schlesien zu erhalten suchte, angetragen wurde. Er nahm diesen Ruf mit großer Freude an, theils weil er hier ganz für die Wissenschaften leben konnte, theils weil sein Vaterland immer mit Kriegsunruhen bedroht ward. Zu Weißenburg hielt er insbesondere Vorlesungen über die Werke des Horaz und Seneka. So viel aber auch seine literarische Begierde hier Nahrung fand, und so sehr er

auch von jedermann geehrt wurde, so gefiel ihm doch der dortige Aufenthalt nicht, theils wegen der allzugroßen Entfernung von seinen Freunden, theils wegen seiner Gesundheit, indem er das Klima nicht vertragen konnte und in ein Fieber verfiel. Er legte daher seine Lehrstelle zu Weißenburg schon nach einem Jahre nieder, ging in sein Vaterland zurück, und trat wieder in die Dienste des Herzogs von Liegnitz. In Geschäften desselben reiste er an den Wiener Hof, wo er sich bei dem Kaiser Ferdinand durch seine Muse so empfahl, daß ihm dieser den poetischen Lorbeerkranz ertheilte, den man damals noch aus den Händen des Kaisers selbst empfangen mußte. Nach seiner Rückkunft von Wien hielt er sich abwechselnd in Liegnitz, Brieg und Breslau auf, verrichtete bald öffentliche Geschäfte, bald that er Reisen, um Bibliotheken zu benutzen. Seines bisherigen Postens überdrüßig konnte er lange nicht mit sich einig werden, was er ergreifen sollte. Endlich erhielt er die Stelle eines geheimen Secretairs bei dem Burggrafen von Dohna, einem feurigen, thätigen Manne und warmen Freunde der Gelehrsamkeit. Er hatte den wichtigen Briefwechsel desselben zu führen, und hier empfahl er sich ihm sowohl durch Fertigkeit, als durch Verschwiegenheit. Auf den Rath des Burggrafen wagte Opitz einst einen kleinen Feldzug unter dem Corps des Obersten Pechmann, aber, wie Horaz, spottete er selbst dieser kriegerischen Expedition, und gelobte bei dem ersten harten Stande, den sein Corps erfuhr, nie wieder einen Beruf zu ergreifen, zu dem er nicht geboren war. Bei einer Reise, die er nach Prag that, erhielt er vom Kaiser Ferdinand einen Adelsbrief, und nun hieß

Opitz ein Herr von Boberfeld, von dem Flusse Bober, der bei seiner Geburtsstadt strömt. Von eben diesem Flusse nannten ihn seine Zeitgenossen in Gedichten, nach damaliger Gewohnheit, den Boberschwan.

Eine Reise nach Frankreich, die er im Jahr 1630 in Geschäften des Grafen unternahm, war ihm eine Quelle mannigfaltiger Belehrungen, hauptsächlich durch den vertrauten Umgang mit vielen gelehrten Männern, die er überall sorgfältig aufsuchte. In Paris benutzte er vornehmlich den berühmten Hugo Grotius, dessen Haus ein Zusammenfluß von Staatsmännern war, und von dem er sich in der Statistik unterrichten ließ. Er übersetzte das Buch desselben von der Wahrheit der Religion in deutsche Verse, und in einem lateinischen Gedichte ermunterte er dessen Sohn, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten.

Bereichert mit vielen Staatskenntnissen, ausländischen Büchern, seltenen Münzen, geschnittenen Steinen u. s. w. kehrte Opitz zu dem Burggrafen zurück, und blieb bei ihm bis an dessen Tod, der im Jahr 1633 erfolgte. Aeußerst betrübt darüber, wollte er ein einsames Privatleben wählen; da er aber bald einsah, daß er bei den damaligen Unruhen des Schutzes eines großen Herrn bedurfte, so ging er aufs neue in Liegnitzische Dienste. Als nun der Herzog von Liegnitz, um den Kriegsunruhen auszuweichen, sich nach Thorn begab, folgte ihm Opitz dahin. Weil er aber befürchtete, daß der Krieg in Deutschland noch lange dauern möchte, und der Herzog also zu viel hin und her irren müßte, wirkte sich Opitz die Erlaubniß aus, sich von dem Gefolge des Herzogs entfernen und für sich leben zu dürfen.

Zum Orte seines ruhigen Aufenthalts wählte er nun Danzig, eine Stadt, die er schon ehemals mit dem Burggrafen von Dohna besucht hatte, und die ihm auch darum vorzüglich gefiel, weil er in ihr, als in einer Seestadt, am ehesten Nachrichten aus Deutschland bekommen konnte. Er zog sogleich bei seiner Ankunft daselbst in das Haus eines berühmten reformirten Theologen Nigrinus, der in großem Ansehen stand, und den der König von Polen oft zu Staatsgeschäften gebrauchte. Nigrin gewann Opitzen bald so lieb, daß er alles aufbot, ihn auf immer für Danzig zu gewinnen. Er empfahl ihn am polnischen Hofe, und verschafte ihm an demselben Gönner und Freunde. Opitz besang in einem Lobgedichte einen Sieg des Königs von Polen über die Russen, und schrieb einen lateinischen Panegyrikus auf die Vermählung desselben mit einer österreichischen Prinzessin. Der König, der dadurch eine günstige Meinung von seinen Talenten bekam, übertrug ihm verschiedene Staatsunterhandlungen, und als er diese glücklich ausgeführt hatte, bekam er den Charakter eines Historiographen und Secretairs mit einem Gehalt von tausend Thalern. Mit den Jahren wuchs auch sein literarischer Fleiß, und wahrscheinlich würde Deutschland noch manche gereifte Frucht seines Geistes gesehen haben, wenn ihn nicht ein unvermutheter plötzlicher Tod dahin gerafft hätte.

In Danzig brach im Jahr 1639 die Pest aus. Opitz begegnete einmal einem Bettler, der von dieser schrecklichen Krankheit angesteckt war. Als ihn dieser um ein Almosen ansprach, entsetzte er sich so sehr, daß er die Pest bekam, und nach wenig Tagen, am zwanzigsten

August 1639 starb, nicht mehr als zwei und vierzig Jahre alt. Er war dem Kriegsgetümmel entflohen, um ein Raub der Pest zu werden.

Wir haben jetzt in jeder Gattung vortreflichere Dichter als Opitz war, aber ohne die Bemühungen dieses gelehrten und verdienstvollen Mannes würden Sprache und Poesie ihre jetzige Stufe der Vollkommenheit nicht erreicht haben. Er reinigte die erstere von allerlei wilden Auswüchsen, und bereicherte sie mit neuen Ausdrükken, Wendungen und Worten; er gab ihr Mannheit, Geschmeidigkeit und Anmuth, und versuchte neue Einkleidungen und Versarten. An der Hand der Philosophie wählte er den Stoff zu seinen Gedichten fast immer aus dem Gebiete des Ernsthaften, Lehrreichen und Moralischen. Beim Lesen derselben fühlt man, daß die Schwingen der deutschen Muße noch ungeübt sind, und wünscht, daß sie sich etwas höher erheben und mehr Vertrauen in ihre Kräfte setzen möchte: aber dennoch findet man nur selten Ursache es zu beklagen, daß sie zu tief sinke und in Gegenden verweile, denen sie sich nicht nahen sollte. Bei den Flecken aber, die Opitzens Schreibart hin und wieder hat, muß man bedenken, daß man damals selbst in Prosa noch nicht zu schreiben wußte, und daß damals manches noch sehr dichterisch klang, was seit der Zeit gemein und niedrig geworden ist. Der damalige Leser stieß sich unstreitig nicht daran, wenn er fand, daß von der grauen Treue gesagt war, sie sey verreckt.

Opitzens glückliches Genie umfaßte fast alle Gattungen der Poesie, vom philosophischen Lehrgedichte bis zum kleinen Epigramm; doch schien ihm die malerische

und didaktische Dichtkunst von der Natur angewiesen zu seyn. Sein Versuch ist das erste Lehrgedicht der Deutschen, voll kräftiger Malerei, tiefsinniger Beobachtungen und großer Gedanken. Mit gleicher Würde und bezauberndem Kolorit singt er die poetische Ruhe des Landlebens, den unerschöpflichen Reichthum der schönen Natur, die stille Zufriedenheit des Weisen, und das Lob der Götter und der Helden. Naive Leichtigkeit und muntere Laune sind seinen Sinngedichten eigen. Auch im Drama, ob es gleich nicht sein Hauptfach war, zeigte er sich als einen der treflichsten Geister, die Deutschland jemals hervorgebracht hat.

IV.

Künstler.

Albrecht Dürer.

Maler in Nürnberg.

Ein großer Künstler, der sich in dunkeln Zeiten für Kunst und Geschmack, ohne Unterstützung der Großen und umgeben von Mustern eines barbarischen Geschmacks, unter der Geisel eines bösen Weibes, zu jener seltenen Größe erhob, die zu seiner Zeit selbst die größten Künstler, Raphael und Lukas von Leiden, bewunderten. Seine Verdienste als Maler, Kupferstecher, Bildhauer und Schriftsteller über die Kunst, erwarben ihm den ehrenvollen Namen eines Vaters der bildenden Künste in Deutschland.

Albrecht Dürer wurde am zwanzigsten Mai des Jahres 1471 in der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg geboren. Sein Vater zeichnete sich als ein geschickter Goldschmied aus, und stand überhaupt bei seinen Mitbürgern in Ansehen. Mit Wohlgefallen bemerkte er an seinem Sohne eine große Lernbegierde, und gewann ihn deswegen vorzüglich lieb. Als der Knabe in der Schule

Lesen und Schreiben gelernt hatte, so unterwies ihn der Vater in seiner Kunst, weil er zu derselben bei ihm sehr gute natürliche Anlagen wahrzunehmen glaubte. Schon als Kind wählte sich der junge Dürer das Zeichnen zu seinem Spiele. Oft zeichnete er tändelnd Theile des menschlichen Körpers und ganze Figuren mit erstaunenswürdiger Richtigkeit, und mit einer eben so flüchtigen Leichtigkeit führte er damals schon aus freier Hand einen so sichern Strich, daß selbst Kenner keinen Anstand nahmen, zu glauben, er sey mit Hülfe der Regel oder des Zirkels gezogen worden.

In der Goldschmiedskunst brachte es der junge Dürer bald zu einer solchen Fertigkeit, daß er schon im sechszehnten Jahre seines Alters ein weitläuftiges und kunstreiches Werk von getriebener Arbeit, die sieben Fälle des Leidens Christi, zu Stande brachte. Nothwendig mußte diese Geschicklichkeit des Sohnes dem Vater große Freude machen, aber der erstere bezeugte dennoch wenig Lust, die so rühmlich betretene Bahn zu verfolgen. Eine unwiderstehliche Neigung zog ihn zum Zeichnen hin, und er lag seinem Vater beständig im Ohr, ihn einen Maler werden zu lassen. Und so ungerne dieser einwilligte, so sah er sich doch endlich genöthigt, den Bitten seines Sohnes nachzugeben. Er sollte die Kunst bei dem damals berühmten Maler Schön in Colmar erlernen, aber da er eben dahin reisen wollte, erhielt er die Nachricht von dem Tode desselben. Nun gab ihn sein Vater dem Michael Wohlgemuth, einem der besten damaligen Maler in Nürnberg, in die Lehre. Bei diesem übte er sich drei Jahre lang im Zeichnen,

Malen, Kupferstechen und Holzschneiden, und Zeitlebens bewies er demselben Achtung, Liebe und Dank.

In seinem neunzehnten Jahre verließ Dürer seine Vaterstadt, und begab sich auf Reisen, um seinen Geist mit den Seltenheiten der Kunst zu nähren. Vier Jahre lang übte er sich in den Niederlanden und in den venetianischen Staaten, kehrte in seine Vaterstadt zurück und wählte sie zum Sitz seiner Kunst. Nicht aus Neigung, sondern blos aus kindlichem Gehorsam gegen seinen Vater heirathete er die Tochter des berühmten Mechanikers Hans Frey zu Nürnberg, und fand bald Ursache, den gethanen Schritt zu bereuen. Seine Gattin besaß eine mürrische, zänkische, geizige und herrschsüchtige Gemüthsart, durch die ihm das Leben verbittert, und selbst sein Tod beschleunigt wurde.

Indessen kamen Dürer's Talente immer mehr zur Reife und zu einer für die damalige Zeit bewundernswürdigen Vollkommenheit. Sein Ruhm verbreitete sich bald, nicht nur in Deutschland, sondern auch Italien bewunderte seine Arbeiten, als eine ganz neue Erscheinung jenseit der Alpen. Er arbeitete in verschiedenen Fächern der Kunst mit gleichem Erfolg. Er war nicht nur Maler, sondern auch Kupferstecher, Formschneider und Bildschnitzer. Die Kupferstecherkunst war noch eine ziemlich neue Erfindung, obgleich sie schon sein Lehrer Wohlgemuth kannte uud ihm beibrachte. Auch die etwas ältere Formschneiderei wurde damals stark getrieben, und von Vielen wird Dürer als der eigentliche Erfinder der Aezkunst angesehen. Die Kupferstecherkunst war am nächsten mit der von ihm vorher getriebenen Goldschmiedskunst verwandt, und wahrscheinlich auch

einträglicher, als die Malerei. Daher kann man begreifen, warum Dürer sich darauf mit so besonderm Fleiß gelegt hat, wenn man überdieß noch dazu bedenkt, daß sein böses und geitziges Weib beständig darauf drang, daß er mit seinen Arbeiten viel Geld verdiene.

Obgleich die Kunst damals eben nicht sehr viele Freunde und Kenner hatte, so fanden doch Dürer's Kunstarbeiten in Deutschland, den Niederlanden und Italien, Beifall und Käufer in großer Zahl. Diejenigen Werke, durch welche er zuerst eigentlich berühmt wurde, sind: die Offenbarung Johannis in siebenzehn Blättern; eine Passion in zwölf Folioblättern, und eine andere in kleinem Format in sieben und dreißig Blättern; das Leben der Jungfrau Maria in zwei und zwanzig Blättern, alle in Holz geschnitten, und noch eine dritte Passion in Kupfer gestochen. Wenn man auch nichts als diese Sammlungen von Dürer kennte, die er alle in dem Zeitraume von etwa vierzehn Jahren herausgegeben hat, so müßte man die größte Idee von seinem Reichthum der Erfindungen, von seiner Kraft im Ausdrucke, der bisweilen an das Erhabene gränzt, von seiner mechanischen Geschicklichkeit und seinem außerordentlichen Fleiße bekommen. Vorzüglich zeichnen sich diejenigen seiner Werke aus, die er nach dem Jahre 1506 verfertigte. Es zeigt sich in ihnen ein besserer Geschmack, eine kunstgerechtere Anordnung, richtigere Perspektive, sorgfältigere Rücksicht auf die Wirkungen des Lichts und Schattens, größere Faltenwürfe und ein edlerer Ausdruck. Der Grund dieser Veränderung ist eine Reise nach Venedig, wo er

fast das ganze Jahr 1506 blieb, und wahrscheinlich mehrere Gemälde zu machen bekam, die ihm gut bezahlt wurden, so daß er bequemer und freier leben konnte, ja sogar Lektion im Tanzen nahm. Hier mußte die Betrachtung der Werke großer Meister ihn nothwendig von seinem harten und gothischen Styl zurück bringen.

Zum letzten Mal verließ Dürer seine Vaterstadt im Jahr 1520, da er in Gesellschaft seiner Frau und einer Magd eine Reise durch Deutschland nach den Niederlanden machte. Der Ruhm seiner großen Geschicklichkeit verschafte ihm überall die ehrenvollste Aufnahme. Er stand bei vielen Großen, bei Kaisern, Königen und Fürsten, in hohem Ansehen; die vorzüglichsten Gelehrten und Künstler seiner Zeit erwiesen ihm ihre Achtung und Freundschaft. Kaiser Maximilian der Erste schätzte seine Kunst so hoch, daß er ihn in den Adelstand erhob, und ihm ein Wappen mit drei silbernen Schildern im blauen Felde zu führen erlaubte. Kaiser Karl der Fünfte, dessen Bildniß er auf dieser Reise malte, ernannte ihn zu seinem Hofmaler. Eben so portraittirte er zweimal den König von Dänemark Christian den Zweiten, der sich damals in den Niederlanden befand. Auch Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen, war der größte Liebhaber seiner Arbeiten. Dürer lernte auf dieser Reise auch den großen niederländischen Maler Lukas von Leiden kennen, und schloß mit ihm den Bund der innigsten Freundschaft. Das Denkmal derselben sind ihre Abbildungen, welche jeder dieser zwei Künstler von dem andern machte. Auch der große Raphael von Ur-

bino schickte Dürer'n, als ein Zeichen der innigsten Hochachtung, sein Bildniß.

So genoß Dürer überall Ehre und Ansehen, und seine Zeitgenossen erkannten in ihm den großen Mann, der er wirklich war. Er wäre glücklich gewesen, wenn nicht sein böses Weib ihm fortdauernd das Leben verbittert hätte. Er fiel zuletzt in eine auszehrende Krankheit, zu deren Entstehung und Verschlimmerung die zänkische Laune seiner habsüchtigen Ehehälfte vorzüglich beigetragen haben soll. Sein Tod erfolgte am sechsten April des Jahres 1528, in einem Alter von sieben und funfzig Jahren. Er hinterließ sechs tausend Floren baares Geld, welches in damaligen Zeiten ein sehr ansehnliches Vermögen war, nebst einem großen Schatze von Kunstsachen, welche durch Erbschaft nachher an seinen Bruder Andreas kamen. Er wurde von allen, die ihn kannten, besonders von seinem gelehrten und vertrauten Freunde Bilibald Pirkheimer betrauert. Dieser verfertigte zum Denkmal seiner Freundschaft mit Dürer, folgende, ihrer edlen Simplicität wegen, merkwürdige Grabschrift auf ihn: „Dem Andenken Albrecht Dürers, des besten Mannes und vollkommensten Malers seiner Zeit, der nicht nur der erste unter den Deutschen war, der die Malerkunst erhöhete, veredelte und in strengere Gesetze einschränkte, sondern auch durch seine Schriften der Nachwelt schätzbarer machte. Er war deswegen, und vorzüglich auch wegen seiner Sitten, seiner Klugheit und besondern Bescheidenheit von seinen nürnbergischen Mitbürgern, ja auch von allen Auswärtigen höchst geschätzt; und bei

weiland Maximilian, und seinem Enkel Karl, beiden Kaisern, auch bei Ferdinand, König in Ungarn und Böhmen, sehr beliebt, welche ihn mit einem reichlichen Jahrgehalte begünstigten, und in höchster Gnade gewogen waren. Er starb nicht ohne großes Leidwesen seiner Freunde, den sechsten Ostermonat in dem Jahre ein tausend fünf hundert acht und zwanzig, in dem Alter von sieben und funfzig Jahren. Bilibald Pirkheimer hat seinem aufrichtigen Freunde dieses Denkmal gestiftet *)."

Wenige Künstler haben wie Dürer die Kunst mit solchem Ernste getrieben, und sich in einer so ungünstigen Lage so durchgearbeitet; wenige sind so tief in das Wesen der Kunst eingedrungen, und haben sich in so manchen Stücken so weit über ihr Zeitalter erhoben.

---

*) In der lateinischen Sprache, worin sie eigentlich geschrieben war, lautet diese Inschrift also: Memoriae Alberti Dureri, viri optimi ac aetate sua pictoris absolutissimi, qui non solum primus e Germanis picturam auxit, illustravit, ad severiorem legem restrinxit, sed et literis posteritati commendare coepit, ob quam rem, praecipueque mores compositos, prudentiam et modestiam singularem Norimbergensibus suis, imo ceteris omnibus fuit carissimus; Divo vero Maximiliano ac nepoti ejus Carolo, Caesaribus, nec non Ferdinando, Hungariae ac Bohemiae regi, acceptissimus, qui illum annuo largoque stipendio foverunt, ac summo prosecuti sunt favore. Obiit autem non sine magno amicorum desiderio VIII. Idus Apriles anno MDXXVIII, aetatis vero suae LVII. Bilibald Pirkheimerus amico integerrimo.

Er war zu allen Künsten aufgelegt, und zeichnete sich als Maler, Zeichner, Kupferstecher, Formschneider und Bildhauer ruhmvoll aus. Er war der erste, welcher die Regeln der Perspektiv in Deutschland nach den Regeln der Mathematik lehrte; er entdeckte die Kunst, mit Scheidewasser auf Eisenplatten und Metall zu ätzen; er erfand das Mittel, die Holzschnitte mit zweierlei Farben zu drucken. Ihm gehört auch die Erfindung der gläsernen Kopierscheibe. Weil er eine gründliche Kenntniß der Mathematik besaß, so brachte er vermittelst derselben die Zeichen- und Malerkunst in ein ordentliches System. Er lieferte die erste Schrift vom Festungsbau in Deutschland. Er gab mit Hülfe der Geometrie am ersten in Deutschland eine Anweisung, wie man die Schreibekunst und die Buchstaben, vornehmlich die lateinischen Versalien, nach Regeln und nach der Proportion entwerfen müsse. Indem er über die ersten Elemente der Kunst nachdachte, mußte er finden, daß sie in der Geometrie zu suchen wären, und dieß bewog ihn, weil dazumal die Lehrbücher noch selten waren, eine eigene Geometrie für Künstler auszuarbeiten, in der neben der Lehre von den Linien, Flächen und Körpern auch die Zeichnung der lateinischen Kapitalbuchstaben durch Quadrate gelehrt wird. Ein zweites im Jahr 1527 herausgekommenes kleines Werk über die Befestigungskunst zeigt, daß er auch in der angewandten Mathematik gute Kenntnisse besessen habe. Einen noch vollständigern Beweis seiner Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit eines mathematischen Fundamentes für die bildenden Künste, gibt sein aus-

führliches Werk über die Proportionen des menschlichen Körpers, so wie der von seinem Schüler Sebald Behem herausgegebene Entwurf von den Proportionen der Pferde. Das erste Werk enthält zwar viel Ueberflüssiges und heutzutage Unbrauchbares; aber dagegen auch einen Reichthum vortreflicher Vorschriften, mit schlichter Einfalt vorgetragen. Dürer gebrauchte und veredelte dabei die deutsche Sprache mit entschiedenem Glücke; sein Vortrag ist kräftig, lichtvoll und bestimmt; immer sichtbar ist das Streben, einer wenig gebildeten Sprache Herr zu werden, sie zu bereichern, und undeutsche Wörter zu vermeiden. Doch leistete ihm sein Freund Pirkheimer bei seinen Schriften einige Hülfe.

In der Malerei brachte Dürer es so weit, daß er Portraits, Historien und dergleichen der Natur ganz gemäß, sowohl mit Wasser- als Oelfarben, auf Holz, Tuch, Gemäuer, Pergament und Papier aufs richtigste und herrlichste darstellte. Man bewundert an den Werken dieses vortreflichen Künstlers eine lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft, ein erhabenes Genie, meisterhafte Pinselstriche, eine bewundernswürdige Ausarbeitung und eine korrekte Zeichnung. Zu wünschen wäre, daß er eine bessere Wahl in den Gegenständen, welche ihm die Natur zeigte, getroffen hätte, daß seine Ausdrücke edler, sein Geschmack in der Zeichnung weniger steif, seine Manier etwas angenehmer, und daß er endlich die Luftperspektiv in Bre-

chung der Farben besser beobachtet hätte. Seine Landschaften sind wegen ihrer angenehmen und sonderbaren Lagen beliebt. Er war sehr glücklich im Portraitiren und traf die Aehnlichkeit sehr genau. Das Auszeichnende in seinen Stellungen, Kleidungen und Gewändern, machte seine Kunst schätzbar und seine Arbeiten sehr kennbar. Die schweren Gegenstände der Malerei als Schein, Glanz, Feuer, Blitz, Hagel, Nebel, Finsterniß und Licht, wurden von seiner Meisterhand leicht hingeworfen. Die Leidenschaften, Liebe, Freude, Vergnügen, Geduld, Mitleiden, Andacht, Verwunderung, Entsetzen, Zorn, Traurigkeit, Neid, Haß, wußte er mit ihren eigenthümlichen Zügen und Aeußerungen so meisterhaft zu charakterisiren, daß jedes Kennerauge sogleich den Gegenstand bestimmt erkennen kann. In seinen jüngern Jahren liebte er die bunte Malerei, da viele Gegenstände auf einer einzigen Tafel vorgestellt wurden; im reifern Alter aber verschmähte er diese Manier, und suchte mehr das Einfache und Natürliche hervor. Von seinen Gemälden mögen jetzt noch funfzig bis sechszig, so viel öffentlich bekannt ist, vorhanden seyn.

Dürer war ein desto größerer Maler, je größer er als Zeichner fast über alle seine Zeitgenossen hervorragte. Seine Kupferstiche sind in großer Achtung. Sie verdienen auch die Bewunderung der Kenner wegen der Feinheit des Grabstichels, zumal da sie als die ersten Arbeiten einer neuen Kunst anzusehen sind. Dürer's Holzschnitte sind nicht minder sehr ge-

schätzt. Man muß sich in Ansehung derselben wundern, daß dieser alte Meister so viel Ausdruck und Haltung, auch so viel Charakter in den Köpfen hat anbringen können, und daß alles so gut ausgeführt ist. Die Zahl der Dürerschen Kupferstiche und Holzschnitte beläuft sich in die vierhundert.

Hans Holbein.

Maler in London.

Ein Zeitgenosse und würdiger Nebenbuhler Dürer's in der Kunst war Hans Holbein der jüngere. Auch er zeigte sich in der Malerei als ein wahrer Kunstkopf, als ein Mann von vorzüglichem Geschmacke, ohne jemals in Italien gewesen zu seyn. Wenn auch sein Talent weder den Umfang noch die Vollendung Dürer's hatte, so theilte er doch mit diesem den Ruhm eines Stifters deutscher Art und Kunst.

Augsburg, Grünstadt und Basel stritten ehemals um die Ehre, den jüngern Hans Holbein in ihrem Schoße erzeugt zu haben; zuverlässig aber ward er im Jahr 1498 zu Augsburg geboren, wo sich sein aus Grünstadt gebürtiger Vater, Hans Holbein der ältere, wohnhaft niederließ, aber mit ihm, als er noch sehr jung war, nach Basel zog. Die Kunst, von der sich der ältere Holbein nährte, war die Malerei, und in dieser unterwies er auch seinen Sohn. So große Anlagen aber auch der letztere verrieth, und so viel die Natur

an ihm gethan hatte, so sehr waren in der ersten Jugend die äußern Umstände seiner Ausbildung entgegen. An seinem Vater hatte er einen Lehrer, der sich wenig über das Mittelmäßige erhob; vorzügliche Kunstwerke, damals eine Seltenheit in Deutschland, bekam er nirgend zu sehen. Den Lehrling und Lehrer drückten Mangel, und was noch peinlicher ist, Erniedrigung. In seinem Stande und an seinem Geburtsorte fand der junge Holbein wenig Gelegenheit zur Verfeinerung seines Geschmacks und seiner Sitten, und so hatte es das Ansehen, daß auch er sich in der niedern Sphäre herum drehen würde, in der sein Vater Zeitlebens blieb.

Wenn der gemeine Kopf in den Schranken bleibt, in die ihn das Schicksal eingeschlossen hat, so ruhen Genie und Talent nicht eher, bis sie diese Schranken durchbrochen, und sich eine höhere Laufbahn eröffnet haben. Holbein verrieth schon im Jünglingsalter, daß er nicht bestimmt sey, als ein gemeiner Maler in die Fußstapfen seines Vaters zu treten. Ein Zufall verrieth sein Talent und verschafte ihm einen Gönner, der ihm den Weg zu Ruhm und Ansehen ebnete.

Einst durchblätterte der achtzehnjährige Jüngling bei nächtlicher Weile das kürzlich erschienene Lob der Narrheit des geistreichen Erasmus von Rotterdam, der sich damals in Basel aufhielt. Gleichsam begeistert von dieser Lectüre zeichnete er sogleich an dem Rande des Buchs mit der Feder die launigsten Scenen, die Eras-

mus beschrieben hatte. Diese Zeichnungen werden noch jetzt zu Basel auf der öffentlichen Bibliothek verwahrt, und Kopien davon befinden sich bei mehrern Ausgaben des Erasmischen Werks im Original und in Uebersezzungen. Erasmus selbst erfuhr zufällig etwas von der Arbeit des jungen Malers, ließ sich das Buch mit Holbeins Zeichnungen geben und durchsah es mit ausserordentlichem Vergnügen. Er lernte nun den Künstler näher kennen, bewunderte seine großen Talente, und traf Anstalten, ihn in eine günstigere Lage zu versezzen, wo er sich theils weiter ausbilden, theils eine Belohnung seiner Kunstgeschicklichkeit finden konnte, die ihm Basel nie gewährt haben würde. Auf seine Empfehlung nahm ein durchreisender Engländer den jungen Holbein mit sich nach London. Diesem gab Erasmus einen Brief *) mit an den damaligen Großkanzler Thomas Morus und zugleich sein von Holbein gemaltes Portrait.

Unterwegs verweilte sich Holbein in Antwerpen; auch da gab er neue Proben seiner außerordentlichen Geschicklichkeit und bekam neue Empfehlungsschreiben nach London. Indessen mußte er sich doch noch einige Zeit

---

*) Erasmus schrieb in diesem Briefe von Holbein: Qui has reddit est is, qui me pinxit, ejus commendatione te non gravabo, quanquam est insignis artifex. Hic frigent artes, petit Angliam, ut corrodat aliquot Angelatos. Dieser Brief ist im Jahr 1526 geschrieben, folglich war Holbein damals 28 Jahre alt.

ziemlich ärmlich behelfen, bis er in England von dem Großkanzler beherbergt wurde. Beinahe zwei Jahre blieb er bei diesem in Chelsea verborgen, und zwar damit ihn nicht entweder der König oder einige Große des Reichs vor Vollendung seiner Arbeit hinweg locken möchten. Erst als Morus seine Zimmer hinlänglich ausgeschmückt glaubte, empfahl er ihn Heinrich dem Achten. Er lud den König zu dem Ende zu einem Gastmahle ein, und hing vorher alle Stücke von Holbein in der großen Halle sehr gut geordnet auf; ein Anblick, der den königlichen Gast bei seinem ersten Eintritt so entzückte, daß er voll Bewunderung ausrief: „Lebt so ein Künstler noch? — Und ist er für Geld zu haben?“ — Holbein ward hierauf vorgestellt, und der König nahm ihn sogleich in seine Dienste, brachte ihn in großes Ansehen bei dem Adel, und gab ihm viele Beweise seiner königlichen Gnade. Zu verschiedenen Malen mußte er das Bildniß des Monarchen entwerfen, so wie er auch zum öftern die Königin, das königliche Haus und die ersten Hofbedienten malte.

Einst hatte Holbein beim Könige eine Arbeit, die niemand eher sehen sollte, als bis sie vollendet wäre. Mit Gewalt drang ein gewisser Graf in das Zimmer, in welchem Holbein arbeitete. Darüber wurde der Künstler, dessen geringster Fehler die Höflichkeit war, so ärgerlich, daß er den ungestümen und zudringlichen Gast beim Arme faßte, und ohne Umstände die Treppe hinunter warf. Der Graf beklagte

sich bei dem Monarchen über diese Grobheit, und hofte ohne Zweifel eine recht nachdrückliche Bestrafung des Künstlers zu erlangen. Allein Heinrich fertigte den Grafen mit der spöttischen Antwort ab: „Glauben Sie nicht, daß es mir ein Leichtes ist, aus den Geringsten meiner Unterthanen so viele Grafen zu machen, als es mir beliebt? aber nimmermehr würd' es mir gelingen, auch nur einen einzigen Holbein zu schaffen.“ So erfuhr der Graf, außer der erlittenen Beleidigung, auch noch die Demüthigung, daß man seine Klagen mit Spott zurückwies.

Holbein sehnte sich, nach einem mehrjährigen Aufenthalte in England, nach seinem Vaterlande zurück. Er begab sich wieder nach Basel, wo er nun mit ganz andern Augen betrachtet wurde als ehemals, und wo seine Kunst, wie an andern Orten, viele Verehrer fand. Es wollte ihm aber doch in die Länge in Basel nicht gefallen, und er beschloß daher nach England zurückzukehren. Nachdem er daher seine Ehegenossin und seine Kinder in bequeme Glücksumstände gesetzt hatte, nahm er Abschied von ihnen und begab sich wieder nach London. So glänzend und glücklich sein Aufenthalt daselbst war, so zogen sich gleichwohl von Zeit zu Zeit schwarze Trauerwolken über seinem Haupte zusammen. Er sah seinen Freund Morus auf der Blutbühne sterben, und auch seinen königlichen Wohlthäter entriß ihm der Tod. Er selbst endigte sein Leben 1554 in einem Alter von sechs und funfzig Jahren. Eine fürchterliche Pest, welche da-

mals in London wüthete, war die Ursache seines Todes.

So lange die Kunst Verehrer findet, werden Holbeins Gemälde geschätzt, und seine Verdienste um die Beförderung des guten Geschmacks in der Malerei mit Achtung erwähnt werden. Man findet bei ihm schöne Formen, natürliche und gut geordnete Gedanken, edle Grazien. In den Gewändern und Falten übertrift er Dürern; im Ausdruck der Leidenschaften ist er ganz Natur, ganz Herz und Geist, abwechselnd nach dem verschiedenen Charakter der Personen; im Kolorit hat ihn keiner seiner Zeitgenossen in Deutschland übertroffen. Das Kostume der Zeiten und Länder ist in seinen historischen Gemälden treulich beobachtet, wozu ihm ohne Zweifel seine gelehrten Freunde Erasmus und Morus behülflich waren. Von seiner lebhaften Einbildungskraft und treffenden Darstellung zeugt unter andern folgender Vorfall. Er sprach einst mit Morus von einem englischen Lord, den er vormals in Basel gekannt hatte, und auf dessen Namen er sich nicht mehr besinnen konnte. Sogleich ergriff er den Pinsel und entwarf das Portrait so genau, daß der Großkanzler auf der Stelle den Grafen von Arundel erkannte. — Zu Holbeins besten Arbeiten gehören die Leidensgeschichte des Heilandes, der Leichnam desselben, eine heilige Familie und einige Köpfe. Seine meisten Gemälde sind in England und zu Venedig.

Der Umgang mit gebildeten Menschen und mit der großen Welt war nicht im Stande, aus Holbeins

Charakter die Flecken wegzuwischen, zu denen eine schlechte Erziehung und die tägliche Gesellschaft mit Menschen aus den niedrigsten Ständen den Grund gelegt hatte. Seine Sitten waren, besonders in jüngern Jahren, pöbelhaft, und aus Liebe zum Trunk versäumte er oft seine Arbeiten.

V.

Schauspieler und Theaterdichter.

1) Engländer.

William Shakspeare.

Schauspieler und Theaterdichter in London.

Der Schauspieler wird im gemeinen Leben öfters wenig geachtet, und es knüpft sich bei vielen Menschen an die Idee eines Komödianten ein sehr geringschätziger Nebenbegriff. Zu läugnen ist es freilich nicht, daß dieser Stand nicht wenig unwürdige Mitglieder zählt, die einen Wandel führen, der den Gesetzen der Tugend, der Ordnung und des Wohlstandes durchaus nicht angemessen ist. Aber jemehr ihr die Menschen kennen lernt, meine jungen Freunde, desto mehr werdet ihr einsehen lernen, daß in jedem Stande in der Welt neben den würdigen, mehrere unwürdige Mitglieder stehen, daß wir also sehr unbillig seyn würden, irgend einen Stand zu verachten, oder einen Menschen schon darum zu verdammen, weil er dieses oder jenes Geschäfte treibt. Gibt es unter den Schauspielern vielleicht mehrere Mitglieder, die zwar wegen ihrer Ta-

lente, aber durchaus nicht wegen ihres Wandels Achtung verdienen, so hat das zum Theil sehr begreifliche Ursachen, und entspringt größtentheils aus der Freiheit und Ungebundenheit, die der Schauspieler genießt, und die so wenige Menschen vernünftig zu gebrauchen wissen. Um so mehr Werthschätzung verdienen dann diejenigen, die den Lockungen der Sinnlichkeit und anderer verführerischer Reize standhaft widerstehen, und sich eben so sehr durch ihr weises Verhalten im Leben, als durch ihre Kunst auszeichnen.

Ich will euch jetzt mit zwei Männern aus dem Stande der Schauspieler bekannt machen, die einen unsterblichen Ruhm durch ihr Genie erlangten, und die zugleich wegen ihrer sittlichen Tugenden Hochachtung verdienen, — Männer, auf die zwei große Nationen stolz sind, und deren seltene Talente in allen kultivirten Gegenden der Erde bewundert werden. Ihre Namen sind Shakspeare und Moliere.

Der erstere war im April 1564 (vermuthlich den drei und zwanzigsten) zu Stratfort am Flusse Avon in der Grafschaft Warwick in England geboren. Er war der Sohn eines Wollhändlers, der theils wegen der Verdienste einiger seiner Ahnen, theils wegen seiner Heirath in eine angesehene Familie, ein adelliges Wappen führte. Die häuslichen Umstände des Mannes waren nicht schlecht; er besaß ein ziemliches Vermögen, aber als Vater von zehn Kindern hatte er auch der Sorgen und Ausgaben nicht wenige. William war sein ältester Sohn. Als dieser die Kinderjahre verlassen hatte, besuchte er die Freischule seines Ge-

burtsortes, wo es aber nicht viel mehr zu lernen gab, als ein klein wenig Latein. Einen bessern Unterricht genoß er nicht, und auch diesen mußte er frühe genug entbehren, denn sobald es nur seine Kräfte erlaubten, gebrauchte ihn der Vater bei dem Wollhandel.

Der Jüngling hatte nun seine bestimmten Geschäfte, und betrieb sie unter der väterlichen Leitung mit Fleiß und Sorgfalt. Früher als gewöhnlich schloß er auch ein eheliches Bündniß, denn schon in seinem siebenzehnten oder achtzehnten Jahre heirathete er die fünf und zwanzigjährige Tochter eines gewissen Hathewey.

Oefters gibt ein an sich unbedeutender Zufall unserm ganzen Schicksale eine andere Wendung, und versetzt uns in Umstände, in die wir nie zu kommen gedacht hätten. Dieß erfuhr William. Nach seinen häuslichen Umständen und seinen Beschäftigungen war er ein Mann, aber seine Denkungsart war nicht immer männlich, wenigstens nicht fest genug, um die Unbesonnenheiten der Jugend zu vermeiden. Zu seinem Unglück gerieth er in die Bekanntschaft einiger jungen Leute seines Alters. Dieß waren meist liederliche Bursche, deren Zeitvertreib darin bestand, aus den benachbarten Wäldern das zur Jagd gehegte Wild zu rauben. Einst beschlossen sie, dem Thiergarten eines benachbarten Gutsbesitzers heimlich zuzusprechen, und es gelang ihnen, unsern Shakspeare zu bereden, sie bei der gefährlichen Unternehmung zu begleiten. Dießmal hatte das Vorhaben nicht den besten Erfolg, denn die jungen Wilddiebe wurden ertappt, und der Gutsbesitzer zeigte sie den Gerichten an.

William war ärgerlich über die Hitze, mit welcher der Beraubte den Proceß betrieb, und um sich an ihm zu rächen, machte er auf seinen Gegner eine Ballade, wodurch er ihn dem Gelächter Preis gab. So ward aus dem Kaufmanne ein Dichter. Das dichterische Feuer hatte bisher in seinen Adern geschlafen; durch einen Zufall war es erweckt worden. Aber diese Unbesonnenheit kam ihm theuer zu stehen. Die Ballade war so stark und bitter, daß der Gutsbesitzer darüber fast wüthend wurde. Er drang nun mit so vielem Ungestüm auf die Bestrafung seines Gegners, daß dieser dadurch in die Nothwendigkeit versetzt wurde, sich auf einige Zeit zu entfernen; er verließ seine Familie, seine Provinz, und floh nach London. Dieß geschah kurz nach dem Jahre 1584, da er nicht lange sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte.

In London mußte sich Shakspeare anfangs kümmerlich behelfen; allein in der Folge wurde diese Stadt der Schauplatz seines Ruhms und seiner Größe. Sein Genie wurde hier erweckt, und aus dem armen Flüchtlinge ward der Reformator des englischen Theaters und ein unsterblicher Dichter. Daß er gerade ein Theaterdichter wurde, dazu soll Folgendes die Veranlassung gegeben haben. Damals ritt man in die Komödie, wie man jetzt hin fährt. Shakspeare kam auf den Gedanken, sich Geld dadurch zu verdienen, daß er denen, die ins Schauspiel ritten und keine Bedienten hatten, die Pferde bis zur Endigung des Schauspiels hielt. Der Mann fand Kundschaft, wurde mit den Schauspielern bekannt, und trat endlich selbst in ihre Gesellschaft. Allein das Publikum fand wenig Ge-

schmack an seinem Spiel, und er erhielt deswegen nur ganz unbeträchtliche Rollen. Ob Mangel an Schauspielertalent oder Abneigung gegen die damalige eintönige und pomphafte Deklamation Schuld war, weiß man nicht. So ungünstig ihm aber das Geschick war, wenn er die Bühne betrat, so viel Beifall ward ihm zu Theil, als er im Jahr 1591 anfing für das Theater zu schreiben. Mit ihm, und durch sein schöpferisches Genie stieg das englische Theater auf einmal im Tragischen und Komischen zu einer solchen Höhe, daß man es ohne Erstaunen nicht denken kann.

Schauspiele wurden in England schon seit dem eilften Jahrhundert gegeben, aber erst unter der Regierung der Königin Elisabeth erhielt die Bühne allmälich eine regelmäßige Form. Es wurde gewöhnlich, an hohen Festen, besonders zur Weihnachtszeit, in den Häusern und Landsitzen der Vornehmern Schauspiele zu geben, und es bildeten sich nach und nach förmliche Gesellschaften von Schauspielern, die anfänglich von einem Orte zum andern herumzogen. Es gab aber noch sehr vieles zu bessern, als Shakspeare anfing für das Theater zu schreiben, und die Schauspiele, die von ihm aufgeführt wurden, sind längst alle vergessen, als Erzeugnisse der Geschmacklosigkeit und eines völligen Mangels an geistiger Kultur. Der Zustand der Bühne war überhaupt sehr dürftig, als Shakspeare seine ersten Stücke auf dieselbe brachte. Sie wurden in einem öffentlichen Schauspielhause, das an der Südseite der Themse lag, gespielt; dieses war ein sechseckigtes Gebäude um einem Hof herum, das ungefähr zwölf hundert Personen faßte. Der Hof stellte das Parterre

vor, man spielte bei Tage gewöhnlich von ein bis drei Uhr. Während der Vorstellung war ein Fahne auf dem Dache ausgesteckt, die Kritiker und Schöngeister wurden auf's Theater zugelassen, saßen auf Stühlen oder auf der Erde, und rauchten Tabak. Die Zimmer im Hintergrunde theilte man nur durch Vorhänge ab, und wenn der Ort der Handlung verändert werden sollte, wurde nur anderes Geräthe herbei gebracht. Die Aufführung eines Trauerspiels wurde nur durch schwarze Umhänge der Bühne, und die Veränderung der Oerter durch Ueberschrift ihrer Namen angedeutet. Die Garderobe war eben so armselig als die Maschinerie. Fünf oder sechs Blasinstrumentisten machten vor den Schauspielern und zwischen den Akten Musik. Der Schauspieler, der den Prolog hersagte, kam unter Trompetenschall und gemeiniglich in einem langen schwarzsammtenen Mantel auf die Bühne. Kein Frauenzimmer betrat damals die Bühne, und alle weiblichen Rollen wurden von Mannspersonen gespielt. Jeder Akt eines Schauspiels wurde gemeiniglich durch ein Pantomimenspiel eingeleitet, worin die zu erwartenden Begebenheiten allegorisch vorgebildet wurden.

Diese dürftige Einrichtung des Theaters, und noch mehr die elenden Stücke, welche auf die Bühne kamen, erweckten Shakspeare's Genie, und ihm gelang es, schnell die glücklichste Reform zu bewirken. Mit Schöpferkraft brachte er aus einem Nichts Werke hervor, welche noch jetzt die Bewunderung aller Nationen verdienen. Die Natur selbst hatte ihn zum großen Dichter auserkoren, er war überall Original, und seine Poesie war eine Begeisterung. Belesenheit

besaß er wohl, aber keine Gelehrsamkeit. Er konnte wenig Latein, und noch weniger Griechisch; doch war er mit der Mythologie, und den Sitten und Gebräuchen der Alten sehr bekannt. Aus den ziemlich buntscheckig geschriebenen Büchern seiner Zeit, oder aus der Sprache des gemeinen Lebens mochte er wohl ein paar französische und italiänische Wörter und Redensarten aufgehascht haben; sein eigentliches Studium aber war bloß auf die Natur und seine Muttersprache eingeschränkt.

Ruhm und Beifall waren der schmeichelhafte Lohn, den der neue Theaterdichter gleich anfangs erntete. Da er in seinen Stücken sorgfältig auf die Sitten seiner Zeit und den Geschmack seiner Nation Rücksicht nahm, so zog ihn das Volk allen seinen Nebenbuhlern vor, und war von seinen Stücken begeistert. Aber auch die gebildetern Stände erkannten in ihm ein großes Genie, und bezeugten ihm ihren lauten Beifall. Sein Ruhm verbreitete sich in Kurzem auch bei Hofe, und die Ersten der Nation erklärten sich laut für seine Gönner und Freunde. Unter andern war der Graf von Southampton sein thätigster Mäzen. Eines Tages schenkte er ihm tausend Pfund Sterling, um einen Kauf zu machen, den er eben zu schließen Willens war. Selbst die Königin Elisabeth beehrte den Dichter mit ihrer Achtung und ihrem Schutze. Sie war bei den Vorstellungen verschiedener seiner Stücke gegenwärtig, und Shakspeare verfertigte zum Vergnügen dieser Fürstin die lustigen Weiber zu Windsor. Ihr Nachfolger, Jakob der Erste, gab ihm die Freiheit, eine eigene Bühne zu errichten, und schrieb einst einen eigenhändigen sehr zärtlichen Brief an ihn.

Alle diese Gunstbezeugungen des Glücks hätten wohl das Gemüth vieler Menschen vereitelt, und sie zu Stolz und Uebermuth verleitet. Aber Shakspeare war nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein edler Mensch, von einem achtungswerthen moralischen Charakter. Er war ein treuer, großmüthiger und wohlthätiger Frennd; die Güte seines Herzens zwang selbst den Neid, daß er ihm seinen Ruhm nicht mißgönnte. Unter verschiedenen Anekdoten von ihm, welche alle eben so viele Beweise seines uneigennützigen und gefühlvollen Herzens sind, ist besonders folgende bemerkenswerth. Er besuchte nach einer langen Abwesenheit eine Dame von seiner Bekanntschaft, fand sie in Trauer um ihren Mann, und durch den Verlust eines Prozesses zu Grunde gerichtet, ohne Hülfe, und um den Unterhalt dreier Töchter bekümmert. Gerührt umarmt er Mutter und Töchter, geht schweigend, kommt bald wieder zurück, und nöthigt sie, eine sehr beträchtliche Summe anzunehmen, die er von einem Freunde geliehen hatte, findet aber diesen Beistand für so viel Bedürfnisse noch zu klein, wird traurig, und ruft mit Thränen: „Zum ersten Mal bedaure ich, daß ich nicht reich bin!“ Und so wird die unglückliche Familie genöthigt, ihren großmüthigen Tröster wieder zu trösten.

Viele Jahre arbeitete Shakspeare für das Vergnügen und die Bildung seiner Nation, und bereicherte allmählich die englische Bühne mit sechs und dreißig Stükken. Je länger er arbeitete, desto mehr reifte sein Geist, und gewann an Kraft und Stärke. Unter seinen spätern Arbeiten sind daher auch seine größten Meisterstücke, z. B. Othello, König Lear, Macbeth u. dergl.

Ungefähr drei Jahre vor seinem Tode verließ Shakspeare seine Laufbahn als Dichter und Schauspieler, und lebte in der Stille an seinem Geburtsorte im Schoße seiner Familie. Er hatte sich allmählich ein ansehnliches Vermögen gesammelt, das er großentheils zum Ankauf liegender Gründe in Stratfort verwendete. Die Achtung der Nation begleitete ihn auch in seine Einsamkeit. Die Großen des Hofes und alle Freunde des Edlen und Schönen schätzten und liebten ihn. Sein sanftes Herz, sein natürlicher Verstand voll Feuer, sein ungezwungenes einnehmendes Betragen, machten ihn bei allen seinen Nachbarn beliebt, und vermehrten die Bewunderung seiner Talente. Am Hofe Jakobs des Ersten sagte man oft: „Laßt uns in Stratfort den Jupiter sehen, der sich zu den Menschen herabläßt.“ Der Dichter starb im Jahr 1616, in einem Alter von 53 Jahren; sein Geburtstag war, so viel man weiß, auch sein Sterbetag. Er hinterließ drei Töchter, wovon zwei heiratheten, aber ohne Kinder starben. Er wurde in der Kirche zu Stratfort begraben, und erhielt über seinem Grabe ein Monument. Ein schöneres Denkmal wurde ihm 124 Jahr nach seinem Tode in der Westmünsterkirche errichtet. Eine in ihrer Art einzige Verherrlichung Shakspeares war die im Jahr 1769 ihm zu Ehren von dem großen Schauspieler Garrik angestellte Jubelfeier.

Shakspeare ist das regelloseste Genie, das bald über den Wolken schwebt, bald in den Staub herabsinkt, bald den feinsten Witz, bald den abgeschmacktesten Gedanken hervorbringt. Indessen bleibt er immer ein großer Kenner des menschlichen Herzens und einer der ersten Maler der Natur, wie sie ist. Das Gute und

Große, das er hat, ist sein Werk, das Geschmacklose und Fehlerhafte ist der Einfluß theils seines Zeitalters, theils der Umstände, unter denen er geboren und erzogen wurde, und lebte. Seine Werke gleichen einem Walde, wo Eichen ihre Aeste ausbreiten, Tannen sich in die Wolken erheben, wo hier und da Gesträuch und Unkraut hervorschießt, zuweilen Myrthen und Rosen aufblühen — der das Auge mit ehrwürdiger Pracht füllt, und die Seele mit endloser Mannigfaltigkeit ergötzt. Der Genius seiner Zeit leuchtet in seinen Schauspielen allenthalben hervor; daher muß man den Hang zum Abenteuerlichen, Ungereimtheiten und Unwahrscheinlichkeiten, die Wortspiele, den falschen Witz und die Zoten vielmehr als ein Gepräge seiner Zeit, und nicht als seines Kopfes ansehen. Aber wie er sich auf einer Seite zu dem rohen Geschmack seiner Zeit herabließ, so zog er ihn auf der andern wieder zu sich in die Höhe, nämlich er veredelte ihn. Besonders ist sein Beobachtungsgeist über das menschliche Herz und seine Menschenkenntniß in jeder Gattung bewundernswürdig und springt weit über seine Erziehung, sein Schicksal und seinen Umgangskreis hinaus. Mit eigenen Augen, nicht durch ein fremdes Organ, die beseelte und unbeseelte Natur sehen, ist Shakspeare's Vorzug. Man muß staunen, wenn man den poetischen Vortrag seiner berühmtesten Zeitgenossen mit seiner starken, aus dem Herzen geschöpften, und in die Herzen dringenden Seelensprache vergleicht. Immer ist sein Ausdruck dem Gedanken angemessen, wie ein schöner Körper einer schönen Seele. Die größte Mannigfaltigkeit herrscht in seinen Charakteren. Nicht zwei davon sind einander völlig ähnlich, jeder ist ein Indivi-

duum. Nicht einmal zwei Narren dieses Dichters sehen sich gleich, jeder stammt aus einem eigenen Hause. Diese Eigenschaften, ausgezeichnete Menschenbeobachtung und Naturmalerei, haben Shakspeare's dauernden Ruhm gegründet.

Im strengen Verstande sind die Theaterstücke dieses großen Dichters weder Lust- noch Trauerspiele, sondern Werke von eigener Art. Sie stellen uns die irdische Natur dar, wo Gutes und Böses, Freude und Leid abwechselt. — Der Lauf der Welt, wo Verlust des einen Gewinn des andern ist, wo zu gleicher Zeit der Fröhliche zum Weine läuft, und der Traurige seinen Freund begräbt; wo die Bösartigkeit des Einen oft durch die Lustigkeit des Andern vernichtet, und viel Unheil und viel Wohlthätiges ohne Vorsatz gewirkt und verhindert wird.

a) Franzosen.

Jean Baptiste Poquelin de Moliere.

Schauspieler und Theaterdichter in Paris.

Als Gallien von den Römern erobert worden war, führte man daselbst, wie in allen römischen Provinzen, mehrere Arten der bei der siegenden Nation üblichen Schauspielarten ein. Diese arteten in der Folge in ärgerliche Possen aus, welche um so anstößiger wurden, da man gewöhnlich Gegenstände der Religion in dieselben einmischte. Selbst in den Kirchen spielte man Stücke, die aus den Heiligen-Legenden geschöpft und mit den gröbsten Possen untermengt waren. Diesem Unwesen wurde nach und nach gesteuert, aber erst gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts schrieb man regelmäßige Stücke. Von dieser Zeit an fing das französische Theater an, sich aus dem Zustand der völligen Rohheit herauszuwinden. Nach einer langen Unfruchtbarkeit an guten Stücken erschien in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts der große Corneille,

und erhob das Trauerspiel zu einem bewundernswürdigen Grade der Kultur. Das Lustspiel hingegen lag noch beinahe gänzlich darnieder. Was man Komödien nannte, waren meistens unförmliche Gewebe seltsamer Begebenheiten, und an Charakterstücken fehlte es fast ganz und gar. Dabei war der Geschmack in dieser Gattung noch äußerst roh und ungebildet, und auf der Bühne figurirten die ehrbaren Gebrüder Hanswurst und Pikkelhering. Jetzt trat endlich der Mann auf, dessen Leben ich jetzt erzählen will, und nun gewann das gesammte Theaterwesen eine bessere Gestalt.

Poquelin — dieß ist sein eigentlicher Name — betrat im Jahre 1620 zu Paris seine irdische Laufbahn. Sein Vater war Teppichmacher bei Hofe, und trieb daneben in seinem Hause einen Handel mit Trödelwaaren. In dieser zweifachen Bestimmung sollte der Sohn seinem Vater nachfolgen; daher lernte er von seinen jungen Jahren an das Teppichmachen und wurde bei dem kleinen Handel gebraucht. Auf anderweitigen Unterricht wurde eben nicht viel Zeit verwandt, und in seinem vierzehnten Jahre konnte der Knabe zur Noth lesen und schreiben.

Der mütterliche Großvater des jungen Poquelin war ein leidenschaftlicher Liebhaber von Schauspielen, und weil er seinen Enkel ungemein liebte, so nahm er ihn oft mit sich ins Theater, obgleich der Vater durchaus kein Wohlgefallen daran fand, der seinen Sohn lieber bei der Arbeit in der Werkstätte und in der Trödelbude sah. Wirklich, je öfter der letztere das Theater besuchte, desto weniger fand er Geschmack an seinen bisherigen Beschäftigungen; er wurde düster und nieder-

geschlagen. So saß er eines Abends in der Stube und war gleichsam in tiefen Gedanken verloren. Der Vater bemerkte es und fragte ihn, was er denn nur seit einiger Zeit so schwermüthig und in sich gekehrt sey. Jetzt konnte der Knabe nicht länger an sich halten, und gestand frei heraus, er habe keine Lust zur Profession, und werde es dankbar erkennen, wenn man ihn wolle studiren lassen.

Diese Entdeckung war keineswegs den Wünschen des Vaters entsprechend, der seinem Sohne bereits die Anwartschaft auf seinen Dienst bei Hofe ausgewirkt hatte. Nach langem Widerstreben sah er sich aber doch endlich genöthigt, den gemeinschaftlichen Vorstellungen und Bitten des Großvaters und Sohnes nachzugeben, und so ward der letztere in ein Jesuiterkollegium zu Paris geschickt. Wer war froher als der junge Poquelin, der hier für seinen wißbegierigen Geist so reichliche Nahrung fand! Er war nämlich nicht von der Art so vieler jungen Feuerköpfe, die im Vertrauen auf ihre Kraft vor ernster Arbeit und regelmäßigem Studiren einen Ekel haben, und so zuletzt doch nur beweisen, was auf dem rechten Wege aus ihnen hätte werden können. Er verband mit hervorstechenden Talenten und brennender Wißbegierde einen strengen und ausdauernden Fleiß, und sammelte während seiner fünf Vorbereitungsjahre einen solchen Schatz von wissenschaftlichen Kenntnissen, daß er nachmals unter allen Dichtern seiner Zeit in Ansehung gründlicher Gelehrsamkeit den Vorrang behauptet hat. Mit vorzüglichem Eifer trieb er außer der Rechtswissenschaft, die sein Brotstudium ausmachte, ältere und neuere Sprachen, die

schönen Wissenschaften und Philosophie. Einen vertrauten Umgang hatte er mit einigen andern guten Köpfen unter den jungen Studirenden, unter andern mit dem in der Folge berühmt gewordenen epigrammatischen Dichter Chapelle, mit dem er in der engsten Freundschaft lebte, die nur durch den Tod getrennt wurde.

Als er das Kollegium verlassen hatte, begleitete er, statt seines kranken Vaters, den Hof Ludwigs des Dreizehnten nach Narbonne ins Feldlager, und im Umgange mit der großen Welt sammelte er Stoff zu komischen Sittengemälden. Seine alte Neigung zum Theater erhielt jetzt neue Nahrung, und er ward Mitglied einer kleinen Theatergesellschaft, deren sich in Paris immer mehrere bildeten. Man spielte nicht ohne Beifall, erhielt mehr und mehr Zuschauer, und kam dadurch auf den Gedanken, von dem, was bisher nur zur eigenen Uebung und Unterhaltung geschehen war, auch Erwerb zu ziehen. Der Gedanke ward ausgeführt, und ein gemiethetes Haus zum Theater umgeschaffen.

Poquelin ward von der Zeit an (1645) Theaterdichter und Schauspieler zugleich. Soviel Beifall ihm das erstere erwarb, so sehr verdachte man ihm das letztere. Die Leute besuchten das Schauspiel wohl gern, aber der Schauspieler selbst war ihnen eine verrufene Person. Es konnte daher nicht fehlen, daß besonders Poquelins Familie an der neuen Laufbahn ihres jungen Mitgliedes ein großes Aergerniß nahm. Der gute alte Vater zumal, der schon in das Studiren seines Sohnes mit Mühe gewilligt hatte, hielt

ihn bei der nun erwählten Lebensart vollends gar für verloren, und bot alles auf, ihn von einem Wege zurückzubringen, den er nach seinen Begriffen als einen Weg der Schande und des Verderbens ansah. Jener ließ sich nun zwar weder durch gute Worte noch durch Versprechungen bereden, diesen Weg zu verlassen, der für ihn so viel Lockendes hatte; indeß gab er doch, so gut er konnte, dem Vorurtheile nach, und vertauschte den Namen seiner Familie gegen den, mit welchem ihn die Nachwelt nennt: Moliere.

Der neue Moliere, der gleich unter seinen Mitgenossen vortheilhaft hervorstach, trug hauptsächlich dazu bei, daß die Gesellschaft bald den übrigen Pariser Nebentheatern den Rang ablief. Sie spielte einige Jahre mit ausgezeichnetem Beifalle, bis der Geist der Zwietracht die Mitglieder trennte. Moliere sammelte aber nach einiger Zeit eine neue Gesellschaft, und verließ mit ihr die Hauptstadt um in der Provinz sein Glück zu versuchen. Aller Orten trat er mit seiner Truppe ehrenvoll auf und erntete ausgezeichneten Beifall — nur in Bourdeaux wurde die Thebaide, ein von ihm selbst verfertigtes Trauerspiel, ausgezischt. Aber Hohn und Spott machten ihn nicht muthlos, sondern nur desto mehr auf seine eigne Vervollkommnung aufmerksam, und er lernte jetzt einsehen, daß ihn die Natur nicht zum tragischen, sondern zum komischen Dichter bestimmt habe.

Nach langem Herumreisen kam er im Jahr 1658 wieder nach Paris zurück. Seine Gesellschaft spielte bei Hofe die Komödie Nikomed, und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß sie der Herzog von Orleans, der

einzige Bruder des jungen Königs Ludwigs des Vierzehnten, zu seiner Hoftruppe, und Molieren zum Direktor derselben ernannte. In der Folge trat die Gesellschaft in des Königs eigene Dienste, und Moliere bekam eine jährliche Pension von tausend Livres. Mehr erhielt er an stehendem Gehalte nie vom Hofe. Allein mit seinem ererbten Vermögen, dem Ertrage seiner Schriften, und dem, was das Theater für ihn abwarf, brachte er es immer zu einer jährlichen Einnahme von dreißig tausend Livres: eine Summe, womit sich damals zum wenigsten doppelt so viel ausrichten ließ, als in neuern Zeiten. Und von seinem ansehnlichen Vermögen konnte niemand einen edlern Gebrauch machen als Moliere. Er selbst bedurfte für sich wenig, aber seinen Freunden diente er immer gerne mit seinem Gelde, und jeder Nothleidende fand an ihm den bereitwilligsten Helfer. Besonders nahm er sich armer dürftiger Kunstverwandten aufs nachdrücklichste an.

Eines Tages kam der berühmte Schauspieler Baron auf sein Zimmer und meldete ihm, es sey unten ein verarmter Schauspieler, Namens Mignot, der ihn für sich und seine nothleidende Familie um Unterstützung ansprechen wolle, sich aber seines elenden Aufzugs wegen nicht traue, in Person vor ihm zu erscheinen. „Ah, sagte Moliere, den kenne ich, er ist in Languedoc mein Kamerad gewesen. Er ist ein rechtschaffener Mann und seine schlechten Umstände gehen mir nahe. Was meinst du wohl, wie viel ich ihm geben müsse?“ Baron zauderte mit der Antwort, sagte aber doch endlich, vier Louisd'or möchten wohl

genug seyn. Gut „sagte Moliere, „die vier Louisd'or will ich ihm denn in meinem Namen geben; und diese zwanzig hier gib du ihm in deinem Namen.“ Hierauf ließ er den Mignot vor sich kommen, umarmte ihn liebreich und sprach ihm Muth ein, schenkte ihm dann ein tragisches Theaterkleid, welches ihm fünf und zwanzig hundert Livres gekostet hatte, und noch so gut wie neu war, und gab ihm überdieß noch eine beträchtliche Summe zu seinem weitern Fortkommen. — Alle Almosen, die Moliere gab, erhoben sich über das Gewöhnliche, und erhielten durch die Art, wie er sie gab, einen doppelten Werth. Als er einst gegen Abend mit seinem Theaterkapellmeister nach der Stadt fuhr, näherte sich ein Bettler dem Wagen, und Moliere drückte ihm eine Gabe in die Hand. Nach einigen Augenblicken rief der Bettler hinter dem Wagen her, und trat noch einmal heran. „Ach, sprach er, lieber Herr, Sie haben sich gewiß vergriffen. Sie haben mir ein Goldstück gegeben. Hier nehmen Sie es zurück; —“ Gott, rief Moliere aus, wo doch die Tugend ihre Hütten baut. — „Da mein Freund, fuhr er fort, habt ihr noch eins; ich hatte mich nicht vergriffen.“ —

Wie viel menschliches Elend würde gemindert, wie viele Thränen würden getrocknet werden, wenn jeder, dem das Glück Ueberfluß gibt, so dächte und handelte, als Moliere, der Freund der Armen, der Helfer der Nothleidenden!

In seinem eigentlichen Berufe war der rechtschaffene unabläßig bemüht, des Beifalls würdiger zu werden, den das Publikum ihm zollte. Bei aller Anstrengung gelang es ihm aber doch nicht immer, seine Zuhörer

zu befriedigen, und zuweilen erntete er gerade da am wenigsten Lob, wo er es am meisten verdiente. Das höhere Komische, was einigen seiner Lustspiele einen so vorzüglichen Werth gibt, faßten die Leute nicht; sie sahen in der Regel ein Stück desto lieber, jemehr es sich dem Burlesken näherte, und verstanden sich besser auf das Lachen, als auf das Bewundern. Daher gefiel z. B. der Unbesonnene weit mehr als der Misanthrop, ein Meisterstück, das bei aller seiner Vortrefflichkeit dennoch bei der dritten Vorstellung keine Zuhörer mehr fand. Bei mehrern seiner Stücke nahm man anfangs daran Anstoß, daß sie in Prosa abgefaßt waren: denn vor Moliere war man mit dieser Form noch nicht vertraut, wenigstens nicht bei Stücken in fünf Akten. Aus dieser Ursache wollte Don Juan, das erste längere französische Stück der Art, und selbst der Geizhals nicht gefallen. Allmählig gewöhnte man sich aber doch an den natürlichen Gang der ungebundenen Rede.

Das meiste Glück machten immer solche Stücke, denen der Geist der Zeit ein besonderes Interesse gab. Einen ungemein glänzenden Erfolg hatten daher die lacherlichen Preciösen (les Precieuses ridicules). Der Zulauf war so groß, daß man das Stück vier Monate hindurch ununterbrochen gab, und schon bei der zweiten Vorstellung den Einlaßpreis verdoppeln mußte. Bei einer von diesen Vorstellungeu rief ein alter Mann mit entzückter Stimme aus dem Parterre: „Brav, Moliere, brav! Das heiß' ich doch echte Komödie!“ Das Stück hatte aber nicht bloß den Beifall der Menge, sondern zugleich die heilsamste Wirkung. Die Modenarrinnen der damaligen Zeit, die mit

ihrer Belesenheit prangten, und im gemeinen Leben die Sprache schwülstiger Romane im Munde führten, waren nun dem Gelächter preis gegeben, und der affektirte Ton verschwand nicht allein in Kurzem aus der Gesellschaft, sondern allmählig auch aus den Büchern. So viel hatte Moliere zur Reintgung des vaterländischen Geschmacks durch dieses einzige Stück beigetragen!

Verschiedene seiner Lustspiele, vornemlich der Menschenfeind und der Tartüffe zogen dem Dichter die heftigsten Verfolgungen zu. In solchen Fällen war es ein Glück für ihn, daß Ludwig der Vierzehnte, der ihm seine ganze Gunst schenkte, sich seiner nachdrücklich annahm. Dieß war z. B. der Fall, als der König den Offizieren der Pariser Besatzung den freien Eintritt ins Schauspiel entzog, weil Moliere vorstellte, daß die Theaterkasse dabei nicht bestehen könnte. Aus Rache stürmten die Offiziere nicht allein des Dichters Wohnhaus, sondern selbst das Theater, schlugen die Thürfenster hinweg, und verursachten einen gräßlichen Aufstand. Gleich am nächsten Morgen ließ der König die Unruhstifter und Widerspenstigen aufsuchen und zur Strafe ziehen, und wiederholte den gegebenen Befehl, daß der Eintritt in das Schauspiel von jedem ohne Ausnahme bezahlt werden solle, wobei es auch seitdem blieb.

Dem Dichter ward das Glück nicht zu Theil, sich im Genusse häuslichen Glückes für die Unannehmlichkeiten und Verfolgungen schadlos zu halten, die ihn auf seiner theatralischen Laufbahn trafen. Er hatte aus Neigung eine junge Schauspielerin geheirathet, die er aus langer Bekanntschaft für fähig hielt, ihm seine

Tage zu erheitern, und die düstere Niedergeschlagenheit zu vertreiben, die ihn nicht selten befiel. Aber bald sah er sich aufs grausamste in seinen süßen Hoffnungen getäuscht, und bald nach der Verbindung zeigte sich seine Gattin von mehrern Seiten, die ihm vorher unbemerkt geblieben waren. Durch üppigen Aufwand, ungezähmte Prachtliebe und gänzlichen Mangel an häuslichem Sinne gab sie ihm Ursache zur Unzufriedenheit, und durch Kaltsinn und mürrisches Wesen, womit sie ihn zurück stieß, indeß sie andern freundlich entgegen kam, streute sie den Samen zu Verdacht und Eifersucht in sein Herz. Sie bewies einen so auffallenden Hochmuth, daß sie sich einzubilden schien, sie sey wirklich eine so große Dame, wie sie bisweilen auf der Bühne agirte; und die damit verbundene Eitelkeit ließ sie auf nichts angelegentlicher denken, als auf Schmuck und Pracht, worin sie manchmal auf eine ungereimte Art ausschweifte. Wenn ihr Gatte sie zu mehrerer Eingezogenheit und Vorsicht ermahnte, so schlug sie seine Ermahnungen leichtsinnig in den Wind, und nahm sie für Wirkungen einer überspannten Strenge, die dem Alter eigen sey und jungen Personen den frohen Lebensgenuß mißgönne. Wenn er ihr vorstellte, welche üble Nachrede ihr allzu freies Betragen nach sich ziehe, so suchte sie durch heuchlerische Thränen und verstellte Ohnmachten ihren Schmerz über solche Verleumdungen und ihre Unschuld zu bewähren. Moliere, der geübte Menschenkenner, sah in diesem Einen Falle schief, und ließ sich von einer Person täuschen, deren Liebe ihn nun einmal gefesselt hatte. Er nahm ihre erkünstelten Worte und Gebehrden für reine Wahrheit, und war dann oft

gutmüthig genug, seine liebreichen Vorwürfe zu bereuen. Alle Beweise seiner unerschütterlichen Liebe thaten aber auf die Frau die üble Wirkung, daß sie in ihren verkehrten Neigungen immer weiter ging und ihm allmählich mit offenbarer Verachtung begegnete. So brachte sie es denn endlich dahin, daß er wider Willen den Entschluß faßte, sich von ihr zurück zu ziehen, und nur sich, seinen Geschäften und seinen Freunden zu leben. Einige Zeit blieb er seinem Vorsatze getreu, aber bald siegte die Liebe zu seiner Gattin von neuem, er söhnte sich mit ihr aus, und — sein häusliches Unglück erneuerte sich wieder.

Der geplagte Mann trug sein Leiden in der Stille, aber der geheime Kummer nagte an seinem Herzen, Gemüthsruhe und Heiterkeit wichen von ihm, und unvermuthet erlagen auch seine körperlichen Kräfte. Er bekam eine Brustkrankheit, die sich durch einen hartnäckigen Husten und periodisches Blutspeien äußerte. Anfangs achtete er diese Zufälle wenig, da sie aber öfter und heftiger kamen, so fing er selbst an, seinen Zustand für bedenklich zu halten.

Der Kranke in der Einbildung, Molière's letztes Stück, das er im Anfange des Jahrs 1673 vollendete, wurde am 10ten Februar zum ersten Mal gegeben. Nach seiner Gewohnheit übernahm er darin die Hauptrolle, den Argan. Acht Tage nach der ersten Vorstellung, da das Stück wieder aufgeführt werden sollte, befand er sich übler als jemals. Seine Gattin lag

ihm an, das Schauspiel für dießmal auszusetzen. Er bedachte einige Augenblicke was er thun wolle; als er aber die Zuschauer schon scharenweise nach dem Schauspielhause hinströmen sahe, war sein Entschluß gefaßt. „Wie sollt' ich, sprach er, so viele Menschen täuschen? Und wie könnt' ich es über das Herz bringen, meinen armen Gehülfen ohne die dringendste Noth auch nur Einen Tag den Verdienst zu entziehen, dessen sie zu ihres Lebens Unterhalte bedürfen?" Inzwischen schickte er doch hin, und ließ den Schauspielern befehlen, die Anstalten zu beschleunigen, und sich so einzurichten, daß das Spiel pünktlich mit einbrechender Dämmerung angehen könne. Um vier Uhr ging er selbst, nicht ohne große Mühe, aus dem Hause. Die heftige Anstrengung während des Spiels, und besonders die gewaltsame Zurückpressung des Hustens während der Todtenscenen im dritten Akte, hatten seinen Zustand dermaßen verschlimmert, daß er bei dem dreimaligen Aussprechen des Wortes Juro im letzten Zwischenspiele Konvulsionen bekam und zugleich Blut auswarf. Unter erzwungenem Lachen suchte er seinen Zustand zu verbergen; allein die Zuschauer bemerkten denselben recht wohl, und alle sahen, daß er nichts weniger als das sey, was er vorstellte.

So wie das Stück mit Mühe zu Ende gebracht war, ergriff ihn ein gewaltiger Fieberfrost, und seine Hände waren mit einer Todtenkälte übergossen, indeß das Gesicht glühte. Es wurde eine Sänfte geholt, in der man ihn langsam nach Hause brachte. Als er in seinem Zimmer angekommen war, begab er sich so-

gleich zu Bette. Man rieth ihm Arznei zu nehmen, allein er schlug sie aus. Bald bekam er einen schrecklichen Husten mit einem Blutsturze, und in wenigen Augenblicken gab er seinen Geist auf, am 17ten Febr. 1673, in einem Alter von 53 Jahren. Mit Mühe konnte man vom Erzbischof zu Paris die Erlaubniß auswirken, ihn in geweihter Erde begraben zu dürfen. Nach kirchlichen Gesetzen war nämlich dem Schauspieler, ob ihm gleich bei Lebzeiten der Zutritt in die Kirche frei stand, doch im Tode die Ruhestätte auf dem Kirchhofe versagt.

Die Franzosen verehren Moliere'n noch immer als den Vater ihres Lustspiels, als den Stifter der bessern und musterhaften Epoche der komischen Gattung. Keiner von der Menge komischer Dichter, die nach ihm folgte, hat seinen Ruhm verdunkelt; noch immer steht er ganz einzig in seiner Größe da. Es ist nicht zu läugnen, daß der größte Theil seiner Komödien aus den Ruinen vergessener und verachteter Stücke entstand; daß er sich mit den Ideen seiner Vorgänger, der Novellenschreiber, Satiriker und Romanendichter bereicherte, und daß die Grundzüge vieler seiner glücklichsten Scenen in andern Köpfen entsprungen sind: aber seine rege Einbildungskraft machte diesen Stoff zu einem Eigenthum seines Geistes, indem sie ihn mit ihren eigenen Ideen innigst verband. Mit Bewunderung betrachtet man die lange Reihe der in seinen Stücken aufgestellten Charaktere, die Bestimmtheit in deren Zeichnung und die Mannigfaltigkeit in den Farben, womit er eine

Menge ähnlicher Charaktere schildert und individualisirt. Seine Darstellungen beziehen sich freilich zunächst auf die Sitten und Eigenheiten seines Zeitalters; aber auch selbst diese mehr lokalen und temporellen Gemälde haben sehr viele Züge, die überall, auf jedes Volk und Zeitalter, anwendbar sind. Und wo er allgemeinere Charaktere, z. B. des Geizigen, des Heuchlers, des Menschenfeindes, schildert, da entwirft er, bei aller ihrer Individualisirung, Schilderungen, die ihr Urbild in der menschlichen Natur selbst haben, und mit dieser gleich fortwährend und fortwirkend sind. Meisterlich verstand er die Kunst, das alberne Wesen der süßen Herren, die Pedanterie der Aerzte, die Marktschreierei der Gelehrten, das affektirte Wesen der bürgerlichen Noblesse, und das mürrische Wesen finsterer Moralisten nach dem Leben zu schildern. Er scheint keinen eigenthümlichen Stil zu haben, denn er drückt überall die Individualität der von ihm aufgeführten Personen aus, nicht die seinige. Auf die Anlage komischer Situationen und deren vortheilhafte Benutzung verstand sich sein Genie nicht weniger, als auf Charakterzeichnung. Selbst im Niedrigkomischen bleibt er noch immer das beste Muster. Es liegt in seinen Lustspielen nicht nur ein Schatz von Menschenkenntniß, sondern auch die beste Arznei gegen Hypochondrie und Vapeurs — aber nicht die reinste Moral. Es war die Moral der Welt und des Hofes, nicht immer die seinige.

Bewundernswürdig ist die Fruchtbarkeit dieses Dichters, denn in dem kurzen Zeitraume vom Jahr 1658

bis zum Jahr 1673 lieferte er dreißig theatralische Stücke *). Da ihm seine Berufsgeschäfte die Besorgung des Theaters und die Abwartung seiner Privatarbeiten, sammt den fast unabläßigen Besuchen, die er aus Höflichkeit geben und annehmen mußte, den größten Theil seiner Zeit raubten, so läßt sich diese Fruchtbarkeit nur durch die Leichtigkeit erklären, mit der er arbeitete. Die Verse flossen ihm ungemein leicht, und kamen ihm gleichsam von selbst in die Feder. Er versäumte aber darum nicht, seine Arbeiten mit der größten Sorgfalt zu feilen. Er las sie, ehe er sie dem Publikum mittheilte, seinen Freunden vor, hörte deren Urtheile, und berichtigte darnach. Weil er wußte, daß man aus der Wirkung des Komischen auf den gemeinen Mann auf seinen wahren Gehalt schließen kann, so pflegte er seine Stücke seiner alten Magd vorzulesen, und änderte die komischen Stellen, die sie nicht zum Lachen brachten. Ueberhaupt konnte niemand achtsamer auf die Stimme der Kritik seyn, als er. Selbst aus hartem und übertriebenem Tadel, dergleichen nicht selten über ihn erging, wußte er für seine Geistesbildung Nutzen zu ziehen. Es konnte auch niemand bescheidener von sich selbst denken als er, und er kannte durchaus keinen Künstlerstolz.

---

*) Die vorzüglichsten darunter sind: L'Ecole des maris. — Le mariage forcé. — Le Tartuffe. — Le Misanthrope. — George Dandin. — L'avare. — Le bourgeois gentil homme. — Les femmes sçavantes.

Als Schauspieler erhob er sich weit über das Mittelmäßige, und in manchen Rollen war er vortreflich. Seine ansehnliche Statur hielt das rechte Mittel zwischen Dicke und Magerkeit. Er hatte einen schönen Wuchs, einen edeln Anstand, einen gravitätischen Gang, eine sehr ernste Miene, eine starke und wohlgebildete Nase, einen großen Mund, volle Lippen, große schwarze Augen, eine braune Gesichtsfarbe und starke schwarze Augenbraunen, welche er zu den mannigfaltigen Gestikulationen bei dem komischen Spiel außerordentlich in seiner Gewalt hatte. Für die Deklamation hatte ihn die Natur weit weniger als für die Aktion begünstigt. Seine Stimme hatte ursprünglich etwas dumpfes und zu wenig Modulation, seine Zunge eine übertriebene Flüchtigkeit. Beide hatte er durch viele Bemühung zu dem mündlichen Vortrage geschickt zu machen gesucht. Allein durch den Zwang, den er sich dabei angethan, hatte sich ein gewisses Schluchzen in seiner Sprache eingefunden, welches nie wieder weichen wollte. Dieses war im komischen Spiele weniger anstößig; ja er wußte in manchen Rollen einen solchen Gebrauch davon zu machen, daß sie dadurch noch gewinnen mußten. Desto mehr stand es dem langsamen und feierlichen Vortrage des Ernsthaften und Tragischen im Wege.

Moliere war ein Mann von der feinsten Sittenbildung, aber dabei von geradem, ehrlichem Charakter, und ein abgesagter Feind von Versteckheit, Schmeichelei und Verstellung. Gegen Unbekannte und Fremde war er verschlossen und einsilbig, daher er oft

auf den ersten Blick für stolz gehalten wurde. Unter Bekannten und Freunden dagegen war er munter und offen, und in der Gesellschaft seiner Vertrauten mit ganzer Seele Freund. Seine freien Stunden brachte er am liebsten auf seinem Landhause zu Auteil an der Seine zu; dort waren ihm auch seine Freunde immer am willkommensten. Seine Lieblingsunterhaltungen waren solche, die sich auf Wissenschaft und Kunst bezogen; besonders mochte er gern vorlesen und recitiren. Dagegen verabscheute er das Kartenspiel, welches schon damals den gewöhnlichen Gegenstand der geselligen Unterhaltung ausmachte. Artete die Fröhlichkeit seiner Gäste in Thorheit aus, dann wußte er sie manchmal auf eine drollige Art zur Vernunft zu bringen. Einst aßen mehrere seiner gelehrten Freunde bei ihm zu Nacht. Er selbst, der sich wegen Kränklichkeit nur von Milch nährte, ging bei Zeiten zu Bette; erst nachher berauschten sich seine Gäste; in der Trunkenheit unterhielten sie sich über das Einerlei des Lebens, und begeistert von der Idee, daß sie nicht süßer sterben könnten, als alle auf einmal. Hand in Hand, eilten sie, um sich zu ertränken, dem Flusse zu; voll Unruhe gab hiervon Baron Molieren die Anzeige; dieser flog aus dem Bette zu den Tollköpfen, machte ihnen freundschaftlich Vorwürfe, daß sie nicht auch ihn zu der Partie haben einladen lassen. Nun gab er ihnen ferner zu bedenken, daß es doch wohl ehrenvoller sey, den rühmlichen Vorsatz bis zum hellen Tage zu verschieben und dann im Angesichte des Volks auszuführen, als sich jetzt in der Dämmerung, gleich Sinnlosen oder Verbrechern, zu ersäufen.

das alles leuchtete den Herren ein; und so brachte sie Moliere mit guter Manier in sein Haus zurück, wo sie sich vor der Hand zu Bette begaben und den Rausch ausschlafen mußten.

Obgleich Moliere ein sehr lebhaftes Temperament hatte, so blieb er doch meistens in den Schranken einer weisen Mäßigung. Blos dann gerieth er leicht aus seiner gewöhnlichen Fassung, wenn seine Ordnungsliebe, worin er bis auf Kleinigkeiten genau war, gestört wurde. Ein Fenster, zur Unzeit geöffnet oder geschlossen, ein Buch, verkehrt oder ungerade hingesetzt, ein Versehen bei seiner Ankleidung, und andere dergleichen Dinge, konnten ihn so unwillig machen, daß er wohl Tage, ja Wochen lang zum Arbeiten unfähig wurde. Daher hatten es seine Bedienten, gegen die er sonst ein sehr gütiger Herr war, in diesem Stücke übel bei ihm; und außer einer alten Aufwärterin, die viele Jahre lang bei ihm gedienet hatte, fand sich nicht leicht ein Mensch, der sich in seinen Eigensinn hätte bequemen, und ihn zu Danke bedienen können. Diese übergroße Ordnungsliebe, die ihm selbst eigen war, und mit den Jahren zunahm, verlangte er auch gern von andern, und selbst unter seinen Freunden pflegte er auf die das Meiste zu halten, die sich von Seiten der Ordnung vor andern zu empfehlen wußten.

Moliere war frei von jener, so vielen Künstlern eigenen, einseitigen Vorliebe für ihren Stand, und von einer gewissen Anwerbungssucht, die man dem Director

eines Theaters, wo nicht gut heißen, doch leicht verzeihen würde. Eines Tages kam ein junger Mensch von zwei und zwanzig Jahren, dessen Aeußeres schon für ihn einnahm, zu ihm, eröffnete ihm seine unwiderstehliche Neigung für das Theater, und bat ihn um Unterstützung derselben. Während eines kurzen Gesprächs bemerkte Moliere an ihm treffliche Kenntnisse, einen gebildeten Geschmack, Fertigkeit in Deklamation und Action, kurz eine seltne Vereinigung der glücklichsten Anlagen zum vollendeten Schauspieler. „Haben Sie, fragte er, noch Aeltern? Besitzen Sie Vermögen? Sind Sie bereits zu einer Lebensart bestimmt?“ Der Jüngling antwortete, sein Vater lebe noch, sey Advokat, besitze ein nicht unbeträchtliches Vermögen, und habe auch ihn zu seinem Stande bestimmt. „So rathe ich Ihnen, fuhr Moliere fort, dieser Bestimmung zu folgen, und einer Neigung zu entsagen, wobei ich Ihnen unter andern Umständen, nicht ohne Gewinn für mich selbst, die Hand bieten würde, von der ich Sie aber jetzt nach Pflicht und Gewissen abmahnen muß.“ Er stellte hierauf dem Jünglinge alle nicht genug erwogene Bedenklichkeiten vor, und brachte es nach vielen Gegenvorstellungen endlich dahin, daß der Jüngling seine Neigung aufgab, und sich entschloß, dem Willen des Vaters zu folgen.

Die besten Schriftsteller des Alterthums las Moliere zeitlebens mit erneuertem Vergnügen, und wir würden selbst von ihm eine Arbeit aus dem Fache der alten Literatur haben, wenn sie nicht durch einen sonders

baren Zufall vernichtet worden wäre. Er hatte nämlich den Lukrez, welcher von den Schuljahren her unter seine Lieblingsschriftsteller gehörte, übersetzt, und zwar so, daß die philosophischen Stellen in ungebundener Rede, die malerischen aber metrisch ausgedrückt waren. Diese Arbeit, worauf der Dichter vielen Fleiß gewandt hatte, war beinahe vollendet, und lag in einzelnen Heften da. Zum Unglück ergreift der Bediente eines Tages, als er seines Herrn Perücke akkommodiren will, eines von den Heften und verbraucht es zu Haarwickeln. In der Hitze nahm Moliere die ganze Arbeit und warf sie ins Feuer.

VI.

Mathematiker.

Johann Kepler,

kaiserlicher Mathematiker.

Die kleine Reichsstadt Weil in Schwaben, die jetzt zum Gebiete des Königs von Würtemberg gehört, ist der Geburtsort des großen Keplers, eines Mathematikers, den jedes Zeitalter mit Verehrung nennen wird, und der besonders in der Geschichte der neuern Astronomie Epoche gemacht hat.

Ein ungünstiges Geschick verfolgte ihn von seiner Geburt an. Er war am sieben und zwanzigsten December des Jahres ein tausend fünf hundert und ein und siebenzig sehr schwächlich geboren, und bekam in seiner Kindheit so bösartige Blattern, daß er große Gefahr lief die Hände zu verlieren. Auch litt er in seiner Jugend anhaltend und wiederholt von Hautkrank-

1571

heiten und Geschwüren. Seiner Abstammung nach war er zwar aus adelichem Geblüte entsprossen, und unter seinen Vorfahren wurden zwei Brüder vom Kaiser Sigismund in Rom feierlich zu Rittern geschlagen: aber die unstete Gemüthsart seines Vaters wirkte sehr nachtheilig auf die Erziehung des Sohnes. Der letztere hatte noch nicht lange das Tageslicht erblickt, so ging der Vater in Begleitung seiner Frau mit den würtembergischen Truppen als Korporal nach Belgien, zu der Armee des Herzogs von Alba. Als er nach einigen Jahren in seine Vaterstadt zurückgekommen war, so zog er nach dem würtembergischen Städtchen Leonberg, wo ihn nach wenig Jahren das Unglück traf, daß er durch eine übernommene Bürgschaft alles das Seinige verlor. Jetzt zog er nach Emmendingen im Badischen, trieb daselbst Gastwirthschaft, machte sich in der Folge unsichtbar, und nie erfuhr man wieder von ihm ein Zeichen des Lebens.

Die bedrängten Umstände der Aeltern blieben nicht ohne nachtheilige Wirkungen für den Sohn. Der Unterricht, den er genoß, war sehr mangelhaft, und die öftere Kränklichkeit machte ihm seine frühern Jahre kummervoll. Einige Zeit besuchte er die Schule zu Emmendingen, aber schon im zehnten Jahre nahmen ihn seine Aeltern aus derselben, weil er ihnen bei ihren Feldgeschäften helfen mußte. Im zwölften Jahre schickten sie ihn zwar von neuem in die Schule, aber auch nur auf kurze Zeit, denn bald wurde er wieder zu häuslichen Arbeiten und ökonomischen Verrichtungen angehalten.

So schwach der junge Kepler am Körper war, so stark war er am Geiste, und des mangelhaften und oft unterbrochenen Unterrichts ungeachtet, kam er doch so weit, daß ihm in seinem funfzehnten Jahre in der Klosterschule zu Maulbronn unter den herzoglichen Stipendiaten eine Stelle eingeräumt wurde. Als er hier drei Jahre zugebracht hatte, kam er auf die Universität Tübingen, wo er solche Fortschritte machte, daß er bei einer öffentlichen Prüfung unter funfzehn Jünglingen die zweite Stelle erhielt. Er war zum Theologen bestimmt, und mit unermüdetem Eifer verfolgte er den Zweck seiner Bestimmung. Seine Predigten erhielten immer den Beifall seiner Lehrer. Er würde vermuthlich auf dieser Laufbahn geblieben, und zu einer Pfarre befördert worden seyn, wenn nicht sein Lehrer in der Mathematik ihm einst ganz unerwartet den Antrag gemacht hätte, die erledigte Lehrstelle der Mathematik an dem Gymnasium zu Grätz in Steyermark anzunehmen.

Kepler hatte sich bisher zwar mit den mathematischen Wissenschaften, mit Geometrie und Astronomie beschäftigt, aber weder mit besonderer Vorliebe, noch ohne diesen Wissenschaften mehr Zeit zu widmen, als der Studienplan erforderte, den er befolgte. Als daher der unerwartete Antrag an ihn gelangte, so trug er Bedenken, eine Stelle anzunehmen, der er sich nicht gewachsen glaubte. Allein sein Lehrer, der sich von den Fähigkeiten des jungen Mannes alles versprach, widerlegte seine Bedenklichkeiten, und so reiste er in seinem zwei und zwanzigsten Jahre als Professor der Mathematik nach

Steyermark. Der Posten war eben nicht sehr bedeutend, und daher behielt sich Kepler ausdrücklich das Recht auf eine bessere Versorgung im Vaterlande vor.

Es zeigte sich bald, daß sein Lehrer sich in der guten Meinung von seinen Talenten nicht geirrt hatte. Er beschäftigte sich nun ausschließend mit Mathematik und Astronomie, und schon seine erste astronomische Schrift (Mysterium cosmographicum, 1596) enthielt Beweise seines durchdringenden Geistes in einer Wissenschaft, die er erst mit Ernst zu bearbeiten anfing. Selbst der große dänische Astronom, Tycho de Brahe, der damals nach Deutschland gekommen war, bewunderte Keplers Scharfsinn, ob er gleich seinen Beobachtungen zur Erklärung der Weltordnung nicht beistimmte. Aber die Verhältnisse, in welchen Kepler in Grätz lebte, waren nicht nach seinem Wunsche, und da einige Lehrer des dasigen Gymnasiums ihres Amts entsetzt wurden, so entwich er nach Ungarn, um dem nämlichen Schicksale zu entgehen. Doch da er die Grundlosigkeit seiner Besorgnisse erfahren hatte, kehrte er wieder zu seinem Amte zurück. Inzwischen nahmen die Bedrückungen wegen der Religion in Steyermark immer mehr zu, und daher sehnte er sich nach einer günstigern Lage zur Fortsetzung seiner astronomischen Bemühungen. In dieser Verlegenheit wandte er sich an Brahe'n, der am kaiserlichen Hofe in vorzüglichem Ansehen stund, und reiste im Januar des Jahres ein tausend sechs hundert selbst zu ihm nach Prag. So wie die beiden Astronomen einander kennen lernten, verbanden sie sich zu gegensei-

tiger Hülfsleistung, und Kepler eilte froh nach Grätz zurück, um hier seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und dann sogleich wieder nach Prag zurück zu kehren. Wirklich fesselte ihn jetzt nichts mehr an Grätz, da man ihm daselbst seine Lehrstellen aufkündigte. Er machte sich mit seiner Gattin und einer Stieftochter auf die Reise, ward aber bald von einem viertägigen Fieber überfallen, das acht oder neun Monate anhielt. Dieser Zufall that den astronomischen Arbeiten, die Kepler übernommen hatte, einigen Eintrag, und verzögerte seine Ankunft in Prag, welche erst im September des Jahrs ein tausend sechs hundert und eins erfolgte.

Die vereinigten Bemühungen der beiden Astronomen zu gemeinschaftlichen Arbeiten versprachen der Astronomie einen reichen Gewinn, und Keplers äußerliche Verhältnisse gewannen nun auch eine bessere Gestalt. Sein Freund hatte ihn dem Kaiser Rudolph vorgestellt, der ihn nicht nur gütig aufnahm, sondern auch zu seinem Mathematiker ernannte, mit der Bedingung, daß er Tycho in seinen Rechnungen helfen sollte. Aber kaum war ein Monat verflossen, so starb der letztere, und Kepler sah sich genöthigt, seine Arbeiten allein fortzusetzen. Die vornehmsten Gegenstände, womit er sich jetzt beschäftigte, waren die Optik mit ihrer Anwendung auf die Astronomie, und insbesondere die wichtige Untersuchung über die wahre Laufbahn des Planeten Mars, welche ihn auf die scharfsinnigsten und folgereichsten Entdeckungen leitete, die er in einem Werke (Astronomia nova, 1609 Fol.) vortrug, das

ihm die Hochachtung aller Astronomen erwarb, und noch jetzt ein klassisches Ansehen hat.

Im Jahr 1611 versetzte der Kaiser Matthias Kepler'n von Prag an das Gymnasium in Linz. Hier bekam er gleich anfangs Streitigkeiten mit den Geistlichen, die ihn als einen Ketzer ausschrien und vom Abendmahl ausschlossen, weil er die Konkordienformel in dem Artikel von der Allgegenwart Christi nach seiner menschlichen Natur nicht unterschreiben wollte. Da er seine allgemein sehr geschätzte Gattin, nach einer dreijährigen Krankheit noch in Prag verloren hatte, so heirathete er jetzt die Tochter eines Tischlers aus Eferding, einem Städtchen nicht weit von Linz. Sie war weder schön noch vermögend, aber gutartig, anspruchlos, wirthschaftlich, liebreich gegen Keplers Kinder erster Ehe, und einer weitern Ausbildung fähig. Es waren mehrere Bewerbungen um Jungfrauen und Witwen vorhergegangen, ehe Kepler sich entschließen konnte, die arme Tischlerstochter zu heirathen. Sie war die fünfte, auf welche er seine Gedanken richtete. Hernach folgten noch sechs, mit welchen Traktaten angeknüpft wurden. Der lebhafte Mann war durch Anrathen und Abrathen seiner Verwandten und Bekannten ganz wankelmüthig gemacht. Endlich kehrte er wieder zu seiner fünften zurück, zu der er wirkliche Zuneigung gefaßt zu haben scheint, da die andern nur aus Nebenabsichten seine Aufmerksamkeit erregt hatten. Mit dieser zweiten Frau erzeugte er sieben Kinder.

Kepler fühlte den Druck der Armuth, so lange er lebte, und öfters fehlte es ihm an den ersten Nothwendigkeiten des Lebens. Sein Gehalt war zwar ansehnlich genug, um ihn hinreichend zu nähren, aber dieser Gehalt wurde ihm sehr unregelmäßig bezahlt, und öfters bekam er gar nichts. Als der Kaiser Rudolph im Jahr 1611 starb, hatte Kepler mehr als viertausend Reichsthaler zu fordern. Jedes Ansuchen um Bezahlung, das er that, wurde mit Versprechungen abgewiesen, die immer unerfüllt blieben. Man hatte ihm versichert, in Linz sollten alle Rückstände abgetragen werden, aber auch hier blieben die Zusagen unerfüllt. Dadurch gerieth der arme Mann so in Noth, daß er Kalender mit Prognostiken schreiben mußte, welches, sagt er, etwas ehrlicher war als Betteln. Noch drückender wurde seine Lage nach dem Ausbruche des dreißigjährigen Kriegs, da die Bauern Linz belagerten und die öffentliche Bibliothek verschlossen wurde. Er floh mit seiner Familie nach Regensburg, und reiste dann nach Wien, um die Bezahlung seiner rückständigen Besoldung zu betreiben. Der Kaiser gab ihm endlich eine Anweisung von sechs tausend Gulden auf einige Reichsstädte, aber Kepler bekam von diesen nur den dritten Theil. Er ging nun nach Ulm und besorgte daselbst den Druck der neuen astronomischen Tafeln, die dem verstorbenen Kaiser Rudolph, als dem großen Beförderer der Astronomie in Deutschland, zu Ehren die Rudolphinischen genannt wurden. Diese Tafeln waren ein höchst wichtiges Geschenk für die Astronomie, da die vorherigen zu unvollkommen waren,

und immer mehr von den Beobachtungen abwichen. Sie werden noch jetzt gebraucht, wenn man den Ort eines Planeten für die Zeit, in welchen sie herauskamen, berechnen will.

In der letzten Zeit seines Lebens hielt sich Kepler beim Fürsten von Sagan in Schlesien auf, der die Astronomie wegen der Astrologie liebte. Dieser sollte ihm den Rückstand seiner Besoldungen auszahlen, der auf zwölf tausend Gulden angewachsen war. Da er aber auch hier nichts erhielt, so reiste er nach Regensburg, wo der Reichstag gehalten wurde. Allein nicht lange nach seiner Ankunft fiel er in eine Krankheit, an der er den funfzehnten November 1630 in einem Alter von neun und funfzig Jahren starb. Die Sage, daß er beinahe Hungers gestorben sey, ist also nicht ohne Grund, und ein schimpflicher Beweis von der Denkungsart des damaligen Zeitalters, das einen so großen Gelehrten bis auf einen solchen Grad vernachläßigte.

Kepler hatte einen sehr feinen Nervenbau; er war mager, klein und hatte ein ziemlich blödes Gesicht. Sich selbst beschreibt er als einen nicht weltklugen Mann, der für Geschäfte nicht gemacht, und seinen Studien allein ergeben sey. Wenn er in mehr Verlegenheiten als andere gerathe, so möge es daher rühren, daß er nicht immer die wesentlichen Umstände einer Sache zu unterscheiden wisse. Er eignet sich ein melancholisches Temperament zu. In seinen Brie-

fen ist er häufig munter und scherzhaft. Seine Standhaftigkeit in widrigen Umständen hat er zur Genüge bewiesen. Die Wahrheit suchte er aufrichtig, und war sehr geneigt sich zeigen zu lassen, wo er geirrt hatte, und die Mängel seiner Wissenschaft einzugestehen. Dem lutherischen Religionssystem war er von Herzen zugethan. Er beschäftigte sich auch mit verschiedenen chronologischen Untersuchungen, welche die Bibel betreffen. Mit seiner Familie pflegte er an Sonn- und Festtagen Andachtsübungen zu halten. Dennoch ward er von einigen als Atheist, Kalvinist und Ketzer ausgeschrieen. Er mochte sich geäußert haben, daß die Theologen ihre Spitzfindigkeiten zur Sache der Religion machten, denn er war freimüthig. Ein schöner Zug seines Charakters ist seine Anhänglichkeit an seinen Lehrer Mästlin in Tübingen, einen geachteten Mathematiker, den der Schüler weit übertraf, aber zeitlebens dankbar verehrte.

Die neuere Astronomie, die Kepler mit den wichtigsten Entdeckungen bereicherte, verehrt ihn als ihren Vater. Er entdeckte zuerst die Gesetze, nach welchen sich die Planeten bewegen; die wahre Gestalt der Bahn, welche sie durchlaufen; die sicherste Art, Sonnenfinsternisse zu berechnen, und andere große Lehren und Vorschriften der Sternkunde. Aber nicht bloß in der Astronomie, sondern auch in manchen andern Theilen der Mathematik war er geschäftig, und allenthalben drang sein Blick vorwärts. Er hatte eine besondere Gabe, Wahrheiten von ferne im Dunkeln schimmern zu sehen;

sein Genius, wie er selbst sagt, lispelte sie ihm zu. Diesem Genius war seine Einbildungskraft, die er in stärkerem Maße besaß, als sie gewöhnlich bei Mathematikern angetroffen wird. Daher entstanden seine kühnen Hypothesen und bilderreichen Ausdrücke selbst bei dem Vortrage schwieriger Untersuchungen.

Von dem Aberglauben seiner Zeit konnte sich der große Mann doch nicht ganz los machen. Er hielt viel auf Astrologie und Nativitätsstellerei, glaubte an Einwirkungen der Kometen auf die Erde, an die Abhängigkeit der Witterung von dem Stande der Planeten, und schrieb dem Stand der Gestirne bei der Geburt eines Menschen Einfluß auf die geistige und sinnliche Beschaffenheit desselben zu. Die Stunde und Minute der Geburt seiner Kinder zeichnete er daher genau auf. In unsern Tagen hält man diese Meinungen mit Recht für Ausgeburten der Unwissenheit und des Aberglaubens.

Du Dir sehr Lieb in der Freundschaft Dich
Leidenschaftlich Innigst ergeben und
so wahr es wird mir möglich, Dir
Der Hochachtungsvoll ergebene
Hagedorn

NB. Durch Freundschaft Liegend.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Neuer historischer Bildersaal für die Jugend und für alle Liebhaber einer unterhaltenden historischen Lectüre

Bd.: 1. (1808). - XII, 340 S. : Ill.

Dessau u.a. 1808

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.4656
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11098883-7